Coll. vit.
o 26.
2.

II 54
b

4. Slo.

Denkwürdigkeiten
Charakterzüge und Anekdoten
aus dem Leben
der vorzüglichsten deutschen
Dichter und Prosaisten.

Herausgegeben

von

Karl Heinrich Jördens

Rektor des Lycei der Königl. Sächs. Sechsstadt Lauban.

Zweiter Band.

Leipzig 1812.

Bei Paul Gotthelf Kummer.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Sr. Wohlgeboren

dem

Herrn Kommerzienrath

Carl Christian Lachmann

in

Greiffenberg

hochachtungsvoll gewidmet.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

19. Lessing, Ghold Ephraim . . S. 3 - 43

Gotthold Ephraim Lessings Leben ꝛc. herausgeben von K. G. Lessing. Erster, zweiter Theil. Berlin 1793. 1795 8. — Gotthold Ephraim Lessings Briefwechsel mit seinem Bruder Karl Gotthelf Lessing. Berlin 1794. 8. — Gotthold Ephraim Lessings Briefwechsel mit K. W. Ramler, J. J. Eschenburg und Frdr. Nicolai. Berlin 1794. 8. — Berlinische Monatsschrift 1791. Januar S. 35 44. — Neuestes Vademekum, eine Auswahl der witzigsten Anekdoten und sinnreichsten Einfälle, gesammelt von Z. Morgenstern. Berlin 1811. 8. — Handschriftliche Nachrichten.

20. Mendelssohn, Moses . . S. 43 - 64

Leben und Meinungen Moses Mendelssohns, nebst dem Geiste seiner Schriften in einem kurzen Abrisse dargestellt. Hamburg 1787. 8. (von dem vormaligen Churfächs. Hofrath Frdr. Wilh. von Schütz) — Moses Mendelssohns kleine philosophische Schriften (herausgegeben von Joh. George Müchler). Mit einer Skizze seines Lebens und Charakters von D. Jenisch. Berlin 1789. 8. — Feddersens Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen, fortgesetzt von Frdr. Wilh. Wolfrath. Samml. 6. Halle 1790. 8. S. 128 - 161. — Wolfraths Charakteristik edler und merkwürdiger Menschen, nebst einzelnen schönen Charakterzügen.

zügen. Th. I. S. 311. — Ghold Ephraim Lessings Briefwechsel mit K. W. Ramler, J. J. Eschenburg und Frdr. Nicolai. Berlin 1794. 8. — Der neue Anekdotenfreund ꝛc. von Karl Müchler. Zweites Hundert. Berlin 1811. 8. S. 96. — Anekdotenalmanach auf das Jahr 1809. herausgegeben von Karl Müchler. Berlin 1808. 8. S. 296. — auf das Jahr 1811. S. 403. — Handschriftliche Nachricht.

21. Kant, Imman. = = S. 64-119

Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants von Ludwig Ernst Borowsky. Von Kant selbst genau revidirt und berichtigt. Königsberg 1804. 8. — Immanuel Kant geschildert in Briefen an einen Freund von Reinhold Bernhard Jachmann. Königsberg 1804. 8. — Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren. Ein Beitrag zur Kenntniß seines Charakters und häuslichen Lebens aus dem täglichen Umgange mit ihm von E. A. Ch. Wasianski. Königsberg 1804. 8. — Anekdotenalmanach auf das Jahr 1808. herausgegeben von Karl Müchler. Berlin 1807. 8. — auf das Jahr 1811. — Handschriftliche Nachrichten.

22. Gedike, Frdr. = = S. 119-193

Nekrolog der Deutschen für das neunzehnte Jahrhundert, herausgegeben von Friedrich Schlichtegroll (Gothe 1803. 8.) Bd. 2. — Friedrich Gedike, eine Biographie von Franz Horn. Nebst einer Auswahl aus Gedike's hinterlassenen, größtentheils noch ungedruckten Papieren. Berlin 1808. 8. — Karl Müchlers Epigramme, Fabeln und Erzählungen. Berlin 1808. 8. — Handschriftliche Nachricht.

23. Schubart, Chrstn. Frdr. Dan. S. 193-225

Schubarts Leben, Meinungen und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Erster, zweiter Theil. Stuttgart 1791.

1791. 1793. 8. — Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erlangen 1798. 8. — Freimüth. 1809. Num. 153.

24. Lichtenberg, Ge. Chph. . S. 225-279
Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1799. enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen. Bd. 2. S. 97-220. — Lichtenbergs vermischte Schriften, herausgegeben von L. Chrstn. Lichtenberg und Frdr. Kries, Bd. 1. 2. 4. — K. Nüchlers Anekdotenalmanach auf das J. 1808.

25. Musäus, Joh. Karl Aug. . S. 279-292
Einige Züge aus dem Leben des guten Musäus von der Hand seines Schülers entworfen, in den Nachgelassenen Schriften des verstorbenen Professor Musäus, herausgegeben von seinem Zöglinge August von Kotzebue. Leipzig 1791. 8. S. 1-24. — Dem Andenken des Herrn Professor Musäus; eine Rede, gehalten im Hörsaal des Fürstl. Gymnas. zu Weimar von dem Herrn Vicepräsident Herder, ebendaselbst S. 26-32. und in Joh. Gottfried v. Herders Sämmtlichen Werken zur Philosophie und Geschichte, Th. 12. S. 76-79.

26. Moritz, Karl Philipp . S. 292-346
Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser. Als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz von Karl Frdr. Klischnig. Berlin 1794. 8. — Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1793. Bd. 2. S. 169-276. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts. Schnepfenthal 1802. gr. 8. S. 390-393. — Morgenblatt für gebildete Stände 1808. Junius. Num. 133. S. 530 f. Num. 136. S. 542 f. Julius. Num. 171. S. 683. August. Num. 189. S. 755 f. — Handschriftliche Nachricht.

Nach-

Nachträge.

1. Engel, Joh. Jak. = = S. 349-358

G. Merkel's Sämmtliche Schriften (Riga 1808. 8.) Bd. 1. S. 293=298. — Skizzen von Merkel. Riga 1812. 8. Heft 1. — Morgenblatt für gebildete Stände 1808. Junius. Num. 133. August. Num. 206. — Karl Müchlers Anekdotenalmanach auf das Jahr 1808. 1809. 1810.

2. Geßner, Sal. = = S. 358-367

Berlinische Monatsschrift 1788. April. S. 459=471. (Salomon Geßner, in einem Schreiben an den Bibliothekar Biester in Berlin von Joh. Jak. Hottinger).

3. Käſtner, Abrah. Ghelf = S. 368-373

Dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte von Abraham Gotthelf Käſtner, herausgegeben von Amalia von Gehren, geb. Baldinger. Darmstadt 1810. 8. — Karl Müchlers Anekdotenalmanach auf das Jahr 1809. 1810. 1811.

4. Burmann, Glob Wilh. = S. 373-374

Karl Müchlers Anekdotenalmanach auf das Jahr 1808.

5. Luther, Mart. = = S. 374-379

Berlinische Monatsschrift 1794. April. S. 378=384. (Züge von Luthers Geistesheiterkeit, aus der Anhaltischen Geschichte, von Joh. Friedrich Bramiak.) — K. F. Bahrdts Auszug aus D. Martin Luthers Tischreden. Halle 1791. 8. — Karl Müchlers Anekdotenalmanach auf das Jahr 1809. 1810. 1811.

6. Gleim, Joh. Wilh. Ludw. = S. 379-380

Der neue Anekdotenkrämer ꝛc. Grätz 1810. 8.

Denk

Denkwürdigkeiten

Charakterzüge und Anekdoten.

Inspicere, tanquam in speculum, in vitas omnium
suadeo, atque ex aliis sumere exemplum sibi.
Terent. Adelph. III, 3, 61 sq.

XIX.

Gotthold Ephraim Lessing

geb. 1729 zu Kamenz, einer von den sogenannten Sechsstädten der Oberlausitz, besuchte seit 1741 die Fürstenschule zu Meißen, seit 1746 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studiren sollte, sich aber statt dessen vorzüglich auf Philosophie, Mathematik und die schönen Wissenschaften legte, setzte seine Studien zu Wittenberg fort und wurde daselbst Magister, lebte darauf abwechselnd bald zu Berlin, wo er die Bearbeitung des gelehrten Artikels in der Vossischen Zeitung übernahm, und mit Nicolai, Moses Mendelssohn, Sulzer, Meil u. s. w. in freundschaftlicher Verbindung stand, bald in Leipzig, wohin ihn seine Neigung zum Theater zog, gieng 1756 mit einem reichen jungen Manne auf Reisen, kehrte aber bald nach Leipzig zurück, und begab sich abermals nach Berlin, wo er 1760 Ehrenmitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften wurde, gieng noch in demselben Jahre als Sekretär des Generals von Tauenzien nach Breslau, und 1767 als Theaterdichter nach Hamburg, wurde 1770 Bibliothekar zu Wolfenbüttel mit

dem Charakter eines Herzogl. Braunschweigischen Hofraths, unternahm 1775 eine Reise nach Italien, und zwar von Wien aus in Gesellschaft des Prinzen Leopold von Braunschweig, und starb zu Wolfenbüttel 1781.

Seine Verdienste um die deutsche Literatur sind eben so groß als mannigfaltig. In der Theologie, wie auf der Bühne, und in der Kritik machte er nicht bloß Epoche, sondern veranlaßte auch eine allgemeine Revolution. Er ist der wahre kritische Begründer des besseren Geschmacks, und Originalmuster in mehreren Gattungen der Poesie und der Prosa. Die Fragmente didaktischer Gedichte im zweiten Bande seiner Schriften zeugen von reifem Nachdenken und einfach-lebendiger Darstellungsgabe. In der Fabel machte er durch gehaltvolle Kürze und gedankenreiche Einfalt Epoche. Fremde epigrammatische Einfälle verpflanzte er mit eigenthümlichen witzigen Wendungen auf vaterländischen Boden. In seinen Liedern herrscht geistvolle Leichtigkeit und naiver Muthwille. Die dramatische, vorzüglich die tragische, Poesie verdankt ihm ihren eigenthümlichen Nationalcharakter; Komposition, Dialog und Sprache sind klassisch. Im Nathan gab er den Ton für das philosophische Drama an. In seinen abhandelnden Schriften zeigt sich überall ein entwickelnder, räsonnirender, philosophirender Geist. Er hatte sich ausgebreitete philologische, artistische und antiquarische Kenntnisse erworben, wovon sein Laokoon, die antiquarischen Briefe,

die

die Schrift über den Sophokles u. s. w. zeugen. Durch die Literaturbriefe, die er mit Abbt, Mendelssohn und Nicolai herausgab, wurde mächtig in den Geist des Zeitalters eingegriffen, und in der Dramaturgie, die er in Hamburg schrieb, streuete er eine Menge fruchtbarer Ideen über das Theater aus. Seine Literaturkenntniß umfaßte das Größte, wie das Kleinste. Gründlich war seine Kenntniß der deutschen Sprache, ihrer Geschichte, ihres Reichthums, und ihrer Eigenthümlichkeiten, und sein eigener Styl, vornehmlich seine Prosa, hatte eine klassische Originalität. Die Fragmente eines Ungenannten (Reimarus) die er aus den Schätzen der Wolfenbüttelschen Bibliothek herausgab, verwickelten ihn in Streitigkeiten, wodurch er tiefer in die theologischen Studien, denen er früher so abhold war, hineingezogen, und zu Schriften über theologische Gegenstände veranlaßt wurde, die voll neuer Ansichten waren. In der Philosophie war er Skeptiker, und gelangte nie zu einem festen System in derselben. Wie fein und originell er aber auch ohne ein stehendes System philosophirte, davon enthält unter andern seine Erziehung des Menschengeschlechts die deutlichsten Beweise. Es wird vielleicht Jahrhunderte dauern, ehe so viele Talente, und ein so leichtes Spiel derselben, so ausgebreitete und gründliche Kenntnisse sich mit dem philosophischen Geiste, mit dem Scharfsinn, und mit dem schönen Ausdruck wieder in Einem Manne vereinigen, wie sie in Lessing vereinigt waren.

Gott-

Gotthold Ephraim Lessings Sämmtliche Schriften. Dreißig Theile. Berlin 1771 — 1794. 8. (35 Thlr.) mit Lessings Bildnisse von Berger nach Frisch vor dem letzten oder dreißigsten Theile. — Analekten für die Literatur. Von Gotthold Ephraim Lessing. Erster, zweiter, dritter, vierter Theil. Bern und Leipzig 1785. 1786. 8. (5 Thlr. 8 Gr.) eine unächte, ziemlich schön gedruckte, aber planlose Sammlung Lessingischer Schriften, herausgegeben von Joh. Georg Heinzmann, Buchhändler zu Biel in der Schweiz. Sie enthält Aufsätze über das Theater, Lessings Antheil an den Literaturbriefen, die Erziehung des Menschengeschlechts, die Hamburgische Dramaturgie, und einige Abhandlungen. — Lessings Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel. Erster, zweiter, dritter Theil. Leipzig 1804. kl. 8. (3 Thlr. 16 Gr.) enthält, außer einigen Erläuterungen und Abhandlungen von dem Herausgeber selbst, Bruchstücke aus Lessings Briefen, antiquarische Versuche, Fragmente dramaturgischen, literarischen und polemischen Inhalts, die Erziehung des Menschengeschlechts, Ernst und Falk (drei Gespräche über Freimauerei) Nathan (nebst Prolog und Epilog vom Herausgeber).

Fol-

Folgende Züge von Lessings Charakter als Mensch und Gelehrter hat uns der jüngere Bruder desselben in seinem Leben des älteren aufbewahrt. „Lessing war theilnehmenden Herzens an allem, was seine Eltern und Geschwister betraf, bereitwillig zu allen ihren Wünschen. Es war nicht Räsonnement; bloße Natur und fast Unbewußtheit, anders handeln zu können. Nie war er launisch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünschte; nicht gegen den Wünschenden, sondern gegen sich selbst. Und so wie er Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater. Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er fast bis zur Sophisterei, und eine nur etwas scharfe Beurtheilung desselben schalt er den liebloseſten Stolz, dessen sich rohe Eigenliebe ohne Selbsterkenntniß schuldig machen könne. Sein gröbster Beleidiger war, in Noth, vor der geringsten Miene seines Tadels sicher. Sein Zorn oder Wiederwille war dann, wie abgeschnitten. Unglück war in seinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangetastet lassen muß. Kurz, den Grund alles Edlen und Geselligen hatte die Natur so tief in ihn gelegt, daß er einer von den christlichen Schwärmern zu seyn schien, welche die guten Werke sehr streng und eifrig ausüben, aber keinen großen Werth darauf setzen. Von Seiten seines Herzens ließe sich nichts tadeln, als ein Uebermaaß von Großmuth. Man hat ihn als Spieler und Verschwender ausgeschrieen; er war aber beides im eigentlichsten Verstande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalsten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügen der großen und kleinen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Ueberdruß und Mißbehagen. Fand

man

man ihn aber ja darin, so war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beschreibungen, sondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geselligen Menschen betrifft. Daher sagte er einmal zu dem Herrn von Kleist in Leipzig: Sie müssen alle Tage spazieren gehen, und ich alle Tage auf das Koffeehaus, wenn wir unsere Erholungsstunden zweckmäßig anwenden wollen. Leidenschaft war seine Spielsucht gewiß nicht. Man kann bloß sagen, daß er sich ohne rechten Spielgeist zuweilen in ein zu hohes Spiel einließ. Lessing war, so zu sagen, nicht ganz Stockgelehrter; er besaß Biegsamkeit und Menschenkenntniß genug, um auch in der bürgerlichen Welt eine wichtige Rolle zu spielen, wenn er das gewollt hätte. Er war aber auch ein ehrlicher Christ, ein ehrlicher Lutheraner (obgleich viele ihn Pantheist und Spinozist schalten) in allem möglichen Sinne, in dem man diese Benennungen nehmen kann. Sein Verstand war freilich sein Verstand, seine Vorstellungen seine Vorstellungen, und sein ganzes Erkennen immerwährende Ebbe und Fluth. Alles das wirkt, wie es einmal wirkt; darüber können weder unsre Pathen, noch wir selbst für uns etwas versprechen, angeloben und beschwören. Das ist ein Ding für sich, und man kann eher seinen ganzen Verstand verschwören, als Beibehaltung einer unveränderten Richtung desselben beschwören. Der Geist des wahren Christenthums hat mit diesem Verstande nichts zu thun, und kann ihn auch nicht fesseln wollen. Die Angelobung seiner Pathen und seiner selbst nachher gleicht einem Bürgereide. Man bleibt immer ein treuer, ehrlicher Bürger, wenn man gleich sagt und schreibt, wie die gute Bürgereinrich-

tung

tung seyn sollte, wie sie war und wie sie geworden ist. Man will damit nicht Stöhrung, nicht Unruhe erregen; man will nur dem Hochedlen Magistrat Anlaß geben, auf Bürgerverbesserung zu denken, nicht eigenmächtige Selbstverbesserung erschleichen, aufdringen oder anzetteln. Lessing wollte weder Theismus, noch Pantheismus, noch Seelenwanderung, noch Heidenthum, noch Judenthum statt des Christenthums einführen; er wollte nur nach seiner Einsicht von allem diesen richtige Begriffe geben. Er vertheidigte das Christenthum weder wie Goeze, noch wie Semler; er vertheidigte es nach seiner Art, und in seinem Fragmentisten sah er weder einen Dummkopf, noch einen Böswicht. War er nicht immer gravitätisch genug, so halte man es seinem jovialischen Temperamente zu gut, und bedenke, daß Luther selbst manchmal unter Schwänken und Schnurren seinen Gegnern bittere Pillen gab. Eltern, Vaterland und Religion sind Dinge, die wir uns nicht selbst geben; aber an allen dreien erben wir viel Gutes, ob es gleich vielleicht besser und mehr seyn könnte. Lessing war kein undankbarer Sohn. Er wäre es gewesen, wenn er einem alten Erbstücke kein Plätzchen mehr hätte vergönnen wollen; einem Erbstücke, das sein Vater so werth hielt. Es war ja dessen ganzer Reichthum, dessen ganze Glückseligkeit. Lessing war weit entfernt, es für neumodische Waare umtauschen zu wollen, wie man sie auf den Märkten der Philosophie zum Kauf herumträgt. Wären die Lutheraner verfolgt worden, und hätte sich kein Verdienterer zu ihrer Vertheidigung aufgeworfen, Lessing hätte sich an ihre Spitze gestellt, und sein Leben für sie hin-

zuge-

zugeben, nicht zu viel geachtet. Er hätte es für die Freiheit ihrer Meinung hingegeben, wenn er sie auch für die wunderlichste in der Welt gehalten. Die Seele muß so frei denken, als der Körper athmen. Eine gelehrte Akademie warf die Frage auf: Ob man das Volk zu seinem Besten täuschen könne? Ein ehrlicher Mann wird es belehren, aber nie täuschen. Es ist nur Scheingut, was aus Täuschung entsteht. Lessing war von ganzem Herzen wider eine solche Beförderung des menschlichen Wohls, sie möge auf Zwang oder Täuschung hinauslaufen. Er wollte nur seine Mitchristen auf die geistlichen Väter und Hirten in philosophischen Schafskleidern aufmerksam machen. Uebrigens war er der Gemeine, die sich Lutheraner nennt, aufrichtig zugethan, denn er war in ihr geboren und erzogen, und hätte zu ihrem Besten gern alles beigetragen, wenn er dazu am rechten Orte gestanden. Er hätte seinen Lutheranern keine Kirche, keine Glocke, oder ein sonstiges Vorrecht, oder bloß einen Putz, aus falscher Toleranz vergeben oder nehmen lassen, aber auch keiner andern Religion oder Sekte etwas genommen. Das Suum cuique war ihm gar zu heilig! Lessing zweifelte nicht, daß man sich mit jeder positiven Religion behelfen könne, wohl aber gar sehr, daß man eine fehlerfreie und ganz vernunftmäßige für alle Zeiten erdenken werde. Fehlerfreiheit und ewige Dauer sind keine Eigenschaften eines Menschenwerks. — Sein moralischer Charakter ist also immer schätzbar und liebenswürdig, und unter den guten einer der vorzüglichsten, wenn auch jeder nach seiner Denkweise Flecken darin bemerkt. Lessing affektirte weder einen Engel in menschlicher Gestalt, noch

einen

einen gelehrten Bravo, der sich über alle gesellschaftliche Sitten und Konvenienz wegsetzt. So wie sein ganzes äußerliches Betragen bis auf die Kleidung nichts Hervorstechendes, nichts Zurückstoßendes hatte, so war auch sein Geist. Man gewann ihn lieb, je länger man mit ihm umgieng. Selbst die, welche keine Gelehrte, noch witzige Köpfe waren, oder seyn wollten, fanden in ihm den verständigen und gutmüthigen Mann; und viele, die ihn am dritten Orte zufällig kennen lernten, verwunderten sich daher, daß er Lessing sei. Denn die Sucht, bei allen Gelegenheiten zu glänzen, den Gelehrten auch da, wo es nicht nöthig ist, hervorschimmern zu lassen, war seine Sache nicht. Er richtete sich gern nach jeder Gesellschaft, oder vermied diejenige ganz, worin er keine Unterhaltung für sich vermuthete. Er drängte sich zu nichts, noch weniger machte er sich kostbar, und ließ sich suchen. Er strebte nicht, Eitelkeit zu verbergen, sondern keine Eitelkeit zu haben. Er hatte keinen Stolz; er konnte aber auch keinen vertragen. Er war leutselig, freundlich, gütig und dienstfertig, aber das alles auf eine männliche Weise, wenn gleich oft mit vieler Lustigkeit und Schalkheit." Einen Theil dessen, was hier über Lessings Charakter gesagt worden, bestätigt einer seiner vertrautesten Freunde, Moses Mendelssohn. Dieser schrieb bald nach Lessings Tode an dessen jüngeren Bruder Folgendes: „Nicht ein Wort, mein Bester, von unserem Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte,

das

das Ruhe und erquickende Heiterkeit über die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen dank' ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hatte einen Mann kennen lernen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, die ich vorhatte, bei jeder Zeile, die ich hinschreiben wollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches einmischt, so ist es vielleicht die Reue; daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt, daß ich nicht geizig genug nach seinem lehrreichen Umgange gewesen, daß ich manche Stunde vernachläßigt, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen; denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Allmosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab. Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Pla-

ne des Weltalls zur rechten Zeit (denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit) sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat. Fontenelle sagt vom Kopernikus: Er machte sein neues System bekannt, und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: Er schrieb Nathan den Weisen, und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieß Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dieß that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit ihm zu schreiben, er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werks verkenne, eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als Ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt."

Lessing trieb Anfangs mit Willen, und am Ende wider seinen Willen Polyhistorie. Je weniger er wußte, desto zuverläßiger glaubte er, mit der Zeit alles zu erforschen, und gleichsam aus allen Brunnen die Wahrheit zu schöpfen. Allein je mehr er darauf ausgieng, und je weiter er kam, desto unergründlicher wurden ihm die Quellen, und er sahe wohl, daß der Mann von Kopf

mehr viel, als Vieles thun kann. So kam er auf den Weg der Gründlichkeit, indem ihn der Hang zur Vielwisserei davon abzubringen schien. Bei seinem Studiren gab er keiner Wissenschaft aus Ueberlegung und Wahl den Vorzug, sondern hielt sie alle für gleich wichtig, überließ sich folglich ganz dem Zufalle und dem gelegentlichen Eindrucke. Denn er hatte keinen andern Hauptzweck als die Wahrheit, und sahe mehr auf den allgemeinen Nutzen, als auf den seinigen, mehr auf das Verdienst, als auf den Verdienst. Die Theologie war ihm eben so wichtig, als die Alterthumskunde, die Vorstellung der alten Griechen und Römer von dem Tode eben so forschenswerth, als die Vorstellung der Christen von der Dreieinigkeit. Sobald eine Sache keinen Reiz mehr für ihn hatte, sobald ein gewisser dunkler Ueberdruß sich dabei einschlich, stand er mitten unter der Arbeit davon ab, und überließ sich einer andern Beschäftigung mit eben so viel Theilnahme und Eifer. Bloß zu studiren, um zu studiren, bloß zu schreiben, um zu schreiben, oder seinen Unterhalt daraus zu machen, oder zu vermehren, ist wohl eben so niedrig, als bloß zu essen, um zu essen, und zu schlafen, um wieder zu essen. Lessing hatte die edle Absicht, der Welt mit seinen Arbeiten nützlich zu seyn, die Masse ihrer Glückseligkeit zu vermehren, und die Last ihres Elendes und Kummers zu vermindern. Aufklärung mußte also bei seinen schriftstellerischen Bemühungen der Hauptzweck seyn, und wohl Wenige haben ihn so vor Augen gehabt, als er, vornemlich wenn er sich der neuen Aufklärungssucht standhaft widersetzte. Daher war es ihm auch so wenig um Anhang und freundschaftlichen Beifall zu thun.

Bloß

Bloß Nothwendigkeit der unumstößlichsten Gründe sollte den Freund nöthigen. Er war zu reich an Gedanken und Planen, um einen und den andern nicht fahren lassen zu können, der bei der Feuerprobe unächt befunden wurde. Die erste Würde eines Aufklärers sollte seyn, sich bloß auf seine gute Sache zu verlassen, und ohne Geräusch, wie ein ehrbarer, stiller Bürger einherzuwandeln, ohne zurück oder vor sich zu sehen, ob ihm Kleine oder Große nachgaffen, ob Viele oder Wenige ihm nachfolgen; alle Gewalt und List, nebst aller armseligen Politik zu verschmähen, wenn sie auch noch so heilsam schiene, und an einen noch so hohen Standort bringen könnte. Nur der Muthwillige oder Boshafte, der vorsätzlich Steine in den Weg wirft, oder Löcher darin macht, müßte die Geißel der Satire und Verhöhnung fühlen. Auch hierin war Lessing ein Muster; nie klagte er über Mangel an Unterstützung, an Beifall, an Patriotismus. Er wollte aufklären, ohne zu blenden, oder aufzudringen, ohne direkte Absicht nach Belohnung. Er suchte dieser durchaus würdig zu werden, ohne sie eben gerade zu verlangen. Ueberschritt er hierin die Regeln der Klugheit, so schadete er doch niemanden als sich selbst; und war es gar ein Fehler, so sieht man, daß zu einem vortreflichen gelehrten Charakter auch Fehler gehören. Ganz Bescheidenheit oder Achtung für die Kenntnisse und Verdienste Anderer war er auch da, wo er mit etwas Unbescheidenheit den Gecken oder Prahler abwies. Er unterredete sich gern über das, womit er sich beschäftigte, oder ziemlich weit zu seyn glaubte; aber nicht in der stolzen Absicht, sich Verbreiter und Jünger zu machen, nicht an den Tafeln der

Hohen der Erde, oder in den großen Zirkeln, wo man nur glänzen und hervorstechen, nicht sich freundschaftlich mittheilen will. Er suchte sich gern gründliche Gegner, um diese mit allen seinen Gründen, und auch mannigmal bloß mit Witz und Scharfsinn, in die Enge zu treiben; und wer ihn ausparirte und ihm wacker zusetzte, verlor sein Vertrauen und seine Achtung nicht. Nur mußte er sich keiner andern Waffen, als gelehrter bedienen; denn gegen unedle und hämische Kunstgriffe war er ein wenig ausgelassen. Verachtung und Bettelstolz wies er mit ziemlichen Sarkasmen ab. Bitterkeit entstand zuweilen auch von der unangenehmen Lage seiner häuslichen Angelegenheiten, über die er sich zwar stets hinauszusetzen, aber ihrer sich nicht ganz zu entschlagen verstand. Sie wirkte, ohne daß er es wußte. So voll und überzeugt er auch von seinen Meinungen war, so wurde sein Enthusiasmus doch nie so mächtig, daß er je vergessen hätte, wie viel den größten und besten Einsichten fehlt, um sie zu den einzigen, richtigsten und unfehlbarsten zu machen. Viele glaubten daher, er habe für nichts Interesse, weil das seinige weder überspannt, noch egoistisch war. Andere, die es besser zu treffen glaubten, hielten sein Grübeln gegen allgemein angenommene Meinungen, und seine Anhänglichkeit und Aufsuchung des Guten an gewissen Sonderbarkeiten in Gedanken und Handlungen für bloße Streitsucht, die nicht Belehrung und Berichtigung seiner Gesinnungen, sondern bloß einen rohen Widerspruchsgeist zum Grunde hätte, nach der scharfsinnigen Weise derer, welche behaupten, daß die Menschen bloß aus Vergnügen am Bösen böse wären. — Lessing hat von Sei-

ten seines Styls gewiß alle Vorzüge, welche die Engländer ihrem Johnson mit Recht zuschreiben. Auch erlangte er sie auf eben dem Wege; denn er gab sich, wie Johnson, bei jeder Gelegenheit die äußerste Mühe, alles, was er schrieb und redete, so stark und eindringlich als möglich einzukleiden, sich keine Nachläßigkeit zu erlauben, und keinen schielenden und unbestimmten Ausdruck stehen zu lassen. Ja, je älter er wurde, desto strenger und sorgfältiger wurde seine Schreibart. Je mehr sein schriftstellerischer Ruhm wuchs, desto saurer machte er sich jede Zeile. Er hatte nicht den lächerlichen Stolz, lauter bewunderswürdige neue Sachen herauszugeben, sondern immer etwas Besseres, als sein letztes war. In der Wahl des Ausdrucks findet man kaum einen Deutschen über ihn. Wir haben größere Philosophen, größere Dichter, aber keinen größeren Stylisten.

Schon in frühester Jugend zeigte sich bei ihm eine große Neigung zu Büchern und zum Lernen. Als ein Maler ihn in seinem fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, malen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. Mit einem großen Haufen Bücher, sagte er, muß ich gemalt werden, oder ich lasse mich gar nicht malen. Der Maler that es, und wer das Gemälde sah, erfuhr diese Anekdote.

Auch die Freimüthigkeit und Liebe zur Wahrheit, die ihm in der folgenden Zeit seines Lebens über alles gieng, und freilich mehr Feinde als Freunde erweckte, zeigte sich schon frühzeitig bei ihm; unter andern bei

folgender Gelegenheit. Als er auf der Schule zu Meissen war, hatte er unter andern den Konrektor Hörre zum Lehrer. So lange nun Lessing mit unermüdetem Fleiße die griechischen und lateinischen Klassiker studirte, und seine Gedanken in diesen beiden Sprachen zur Uebung aufsetzte, war er ein Günstling dieses Hörre, der ein ganzer Philolog, und ein exemplarisch frommer Mann war, von den übrigen Dingen der Welt aber nichts wußte, und nichts hielt. Einen deutschen Vers machte er wohl mit, und alle seine deutschen Erklärungen der Bibel schloß er mit einem Denkreime. Gottsched würde ihn sogar für einen ganz guten Dichter erklärt haben, obgleich einer oder der andere Schüler sich des Lachens dabei nicht allezeit enthalten konnte. Daher konnte er es auch an seinen Schülern leiden, wenn sie deutsche Reimerei nebenher trieben. Als aber der junge Lessing sah, daß er auch einige lebendige Sprachen nothwendig lernen, und in den mathematischen Wissenschaften einen guten Grund legen müsse, ließ er mit den ersten Uebungen etwas nach, und ward in den Augen des Konrektors unfleißig. Es war damals in dieser Schule zugleich der Gebrauch, daß von den Lehrern, die alle außer dem Schulbezirke wohnten, wöchentlich einer nach dem andern Tag und Nacht bei den jungen Leuten seyn, und die Früh- Nachmittags- und Abendbetstunden mit ihnen halten mußte. Man benennte diesen wöchentlichen Inspektor mit dem mönchsgriechischen Nahmen Hebdomadarius. Sonnabends kamen alle Lehrer zusammen, um sich über das Beste der Schule zu berathschlagen. Nachher wurden die Tisch- Tabulat- und Hofinspektoren, welches allezeit die zwölf

ersten

ersten Schüler waren, hereingerufen, die nicht nur anzeigten, was etwa die Woche vorgefallen, sondern auch vernehmen mußten, was weiter beobachtet werden sollte. In einer solchen Versammlung, welche die Censur hieß, war der junge Lessing auch als Inspektor zugegen, und der Rektor fragte, warum die Schüler in dieser Woche (da der Konrektor Höre Hebdomadarius gewesen) so spät ins Gebet gekommen. Alles schwieg, nur Lessing nicht, der voreilig genug war, einem seiner Kameraden neben ihm zuzuflüstern: Das weiß ich! Der Rektor, der es hörte, befahl ihm, es laut zu sagen. Anfangs wollte er nicht. Endlich platzte er heraus: Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denkt jeder, das Gebet werde nicht sogleich angehn. Der Konrektor mochte es wohl nicht mit gutem Gewissen in Abrede seyn können, daß Lessing Recht habe, und rief nur aus: Admirabler Lessing! Seit der Zeit hießen diesen seine Schulkameraden nicht anders. Man mußte jenen Mann kennen, um seine Empfindlichkeit aus seiner Antwort ermessen zu können. Er war der ehrlichste, rechtschaffenste Mann, voll hebräischer, griechischer und lateinischer Gelehrsamkeit, hielt viel auf Bibel und Bibellesen, versteht sich, in den Grundsprachen; hatte aber nicht das Geringste von der Urbanität, die er bei Erklärung der griechischen und lateinischen Autoren empfahl, und über die Galanterie und Höflichkeit seiner Zeitgenossen weit erhob. Der erste Ausbruch seiner Mißbilligung waren demosthenische Komplimente, wie sie uns der brave Reiske verdeutscht hat, mit einer etwas kräftigen Bewegung der Hände. Wurde er aber im Ernst böse,

so fieng er an zu satirisiren und höhnen. Als in der Folge Lessings Bruder, der nachherige Konrektor in Chemnitz, auf eben die Schule kam, und sich bei Hörre, der nun Rektor geworden war, meldete, entließ dieser ihn folgendergestalt: „Nun geh in Gottes Nahmen; sei fleissig, aber nicht so naseweis, wie dein Bruder.“ Der ehrliche Mann konnte der Wirkung der Rache gebieten, aber nicht der Aeußerung der Empfindlichkeit. Man findet darüber noch Folgendes in einem von Lessings Briefen an seinen Vater. „Das Lob, welches der Bruder in Meißen hat, erfreut mich ausnehmend. Ich wünsche, daß er den Beifall, den er in der Schule erhalten, auch in der Welt haben möge. Dem guten Herrn Rektor hat es gefallen, seinen Groll gegen mich auch in diesem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kann aber nichts destoweniger versichert seyn, daß ich alle Hochachtung für ihn habe, ob es mich gleich gar nicht gereuet, ihm nicht in allem gefolgt zu seyn. Ich weiß wohl, daß es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, das ist, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind.“ Es scheint einmal in unserer Natur zu liegen, die unbedeutendste Erinnerung von einem Untergebenen nicht gut aufnehmen zu können. Der Jüngling sollte daher um seines Besten willen nichts weniger thun als dieses, und Lessing that um seiner jugendlichen Eitelkeit willen nichts lieber, als dieses. Für eine Gelegenheit, wo es ihm gefrommt, sind zehn, wo es ihm geschadet hat.

In

In Leipzig lebte Lessing viel mit Weiße zusammen. Sie hörten anfänglich auch einerlei Kollegia. Es währte aber nicht lange, so lief Lessing aus einem ins andre. Kein Lehrer that ihm Genüge; alle schienen ihm seicht, und gaben seinem Leichtsinne oft Gelegenheit zum Spotte, den einzigen Erneſti ausgenommen, den er dann und wann über die römischen Alterthümer, über die griechischen Klassiker, und über die Universalgeschichte, doch sparsam genug, hörte. Oft schwatzte er seinen Freund Weiße noch von Erneſti's Thüre weg und auf die Promenade. Eines Tages kam er zu ihm, und sagte, er wolle Medicin studiren; er habe ein paar Kollegia gefunden, in denen er etwas Neues gehört zu haben glaube. Dieß waren Chemie und Botanik bei dem Dr. Hundertmark. Sein Eifer erkaltete auch hier geschwind, denn es war ihm nie rechter Ernst damit. Und wenn er erzählte, das erste Kollegium, welches er gehört, sei über die Geburtshülfe gewesen, so war es Laune und Scherz, den einige seiner Freunde zu buchstäblich nahmen. Indeß trug er allenthalben Bücher zusammen, und las viel, besonders die deutschen Wolfischen Schriften, die er deßhalb auch seinem Freunde mit vieler Wärme anpries. Ein gewisser Naumann *), der vornemlich durch sein Heldengedicht Nimrod den Kunstrichtern viel Vergnügen gemacht hat, schrieb schon dazumal

in

*) Man sehe von ihm Otto's Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller Bd. 2. Abth. 2. S. 682 — 684. und Meusels Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorb. deutschen Schriftsteller, Bd. 10. S. 21 — 24.

in allen möglichen Gattungen der Poesie, vom Epigramm bis zum Heldengedichte, und in Prosa alles, was man haben wollte. Er war ein Unsterblicher der damaligen deutschen schöngeisterischen Welt. Die Schweizer nannten ihn in ihrer Zürcher Zeitung nur den kleinen Bauzner, weil er aus Bauzen in der Oberlausitz gebürtig war. Uebrigens der beste Schlag von Menschen, nicht ohne Witz und drollige, possierliche Einfälle. Dieser vermehrte bald ihre Abendgesellschaften. Seine Lebhaftigkeit, Gutmüthigkeit, und Mangel an Beurtheilungskraft gaben Blößen die Menge. Stets brachte er einen ganzen Stoß selbst verfertigter Gedichte mit, die er vorlas, und ihre Kritik mit der komischten Art abwies. Gerade ein Mann, wie Lessing sich damals zum Umgange wünschte! Denn er hatte immer Leute mit gewissen Eigenheiten, wenn es auch Schwachheiten waren, lieber, als solche, die den gebahnten Weg in Wissenschaften schlichen, und einer sklavischen Pünktlichkeit der Moral anzuhängen schienen, weil das, genau betrachtet, meistens Sinnenstumpfheit und Heuchelei ist. Wenn ihm, wie man behauptet hat, in Leipzig der Umgang des seligen Gellert und der Verfasser der Bremischen Beiträge nie behagte, so kann man wohl jenes nicht zur Ursache angeben. Hatte aber Gellert von je her so etwas Weinerliches und Aengstliches, wie in den letzten Jahren seines Lebens, so war er allerdings kein Mann für einen gesunden und unbefangenen Jüngling, der die Welt genießen will, wenn auch alle Glücksumstände es ihm zu verbieten scheinen. Als ihn Lessing späterhin einmal in seiner Krankheit, welches die gewöhnliche Hypochondrie

drie war, besuchte, und in einem christlichen Erbauungsbuche lesend fand, gab er ihm auf das freundschaftlichste zu verstehen, daß solche Lektüre für ihn nicht sei, und er sich mit ganz andern Dingen aufheitern müsse. Gellert fuhr wider seine Gewohnheit darüber auf, mit den Worten: „Stöhren Sie mich nicht in meinem Glauben, in dem einzigen Troste meiner Krankheit!“ Lessing empfahl sich darauf mit guter Manier, und wünschte in seinem Herzen, daß die Aerzte mit ihm glücklicher seyn möchten.

Als Lessing in Wittenberg studirte, wohnte er mit seinem jüngeren Bruder Theophilus zusammen. Hatte der jüngere Bruder wenig zuzusetzen, so hatte der ältere noch weniger. Das aber kümmerte sie nicht im mindesten. Sie studirten desto fleißiger, und waren vergnügter uud aufgeräumter, als wenn sie Glücksgüter vollauf gehabt hätten. So viel sie auch zu Hause saßen, so bekamen sie doch bald einige Freunde, unter andern den zu Leipzig verstorbenen Professor der Theologie D. Schwarz, welcher damals in Wittenberg Bibliothekar bei der Universitätsbibliothek war. Dieser sollte einmal bei dem Begräbnisse eines Studenten, der ein Meißnischer Fürstenschüler gewesen, eine Parentation halten, wurde aber die Nacht zuvor unvermuthet so krank, daß er sich nicht aus dem Bette regen konnte. Von allen Bekannten wollte keiner den Freundschaftsdienst über sich nehmen, und statt seiner die Rede halten. Endlich bat Schwarz Lessingen, sein Koncept bei der Leichenbestattung abzulesen. Lessing zog also einen schwarzen Rock an, extemporirte aber eine eigene Rede, die vielen

Bei-

Beifall, nur den seinigen nicht hatte. Auf diesen Vorfall, oder auf sich selbst, machte er das bekannte Epigramm:

Auf einen Leichenredner.

O Redner! dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Mund erbärmlich spricht.
Eh' du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

Im Jahre 1760 gieng Lessing von Berlin, wo er bis dahin gelebt hatte, als Gouvernementssekretär zu dem General von Tauenzien nach Breslau. Die Ursach war, um seine Gesundheit, die durch anhaltendes Studiren gelitten hatte, wieder herzustellen, und seinem Geist und Körper Erholung zu verschaffen. Diese neue Laufbahn trug nicht wenig zu seiner Welt- und Menschenkenntniß bei. Uebrigens hatte er wohl geglaubt, durch Annehmung dieses Postens sich für die Zukunft ein desto unabhängigeres und sorgenfreieres Leben zubereiten zu können, um dessentwillen man wohl ein paar Jahre Zwang und Unterwürfigkeit ertragen könne. In vieler Rücksicht lebte er in Breslau sehr angenehm. Er fand sich bald in seinen General, der einer von den großen Edelsteinen war, die Friedrich der Große nicht verkannte, obgleich sie nicht geschliffen waren. Er lernte fast alle Officiere der Preußischen Armee im siebenjährigen Kriege kennen, und darunter manchen vortreflichen Mann. Er sah, wie die größten Begebenheiten ohne Absicht entstanden; wie Zufall oft schlechte Sachen gut,

und

und gute schlecht machte; wie den Großen oft Dinge zugeschrieben werden, die sie dem Verstande und der Herzensgüte ihrer Untergebenen zu verdanken haben. Auch jetzt ließ es Lessing zwar nicht an Fleiße fehlen, verbrachte aber gleichwohl die Erholungszeit nach seinen Berufsgeschäften nicht bloß unter den Büchern, sondern auch sehr häufig, zur Verwunderung aller seiner Freunde, am Spieltische. Sein liebstes Spiel war Farao, das seinen ganzen Reiz vom hohen Gewinn zu haben scheint; und er spielte es mit starker Leidenschaft *). Einer seiner Freunde, der ihn bei dem Faraotische beobachtete, sah einmal, wie ihm die hellen Schweißtropfen vom Gesichte herunterliefen, ob er gleich diesen Abend sehr glücklich spielte. Als sie mit einander nach Hause giengen, tadelte er ihn, daß er nicht bloß seine Börse, sondern noch etwas Wichtigeres, seine Gesundheit, ruiniren würde. Gerade das Gegentheil, antwortete Lessing. Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Grunde so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Thätigkeit, und bringt die Säfte in Umlauf; sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide. Seine Freunde in Berlin schien er ganz vergessen zu haben. Er schrieb nur selten, und wenn er ja schrieb, so geschah es mehr, sich in ihrer Freundschaft zu erhalten, als um seine gelehrte Unterhaltung mit ihnen fortzusetzen. Moses Mendelssohn, um den er sich sonst noch am meisten

*) Lessing selbst sagte, daß er nicht mit dem Spiel spiele, sondern mit dem Spiel keinen Scherz treibe.

sten bekümmerte, konnte gar nicht begreifen, was mit Lessingen für eine Veränderung vorgegangen, und als er hörte, daß Lessing in Breslau sich ganz den Vergnügungen, und besonders dem Spiel, überlasse, suchte er den Freund auf folgende Art freundschaftlich zurecht zu weisen. Er ließ vor die zweite Auflage seiner Philosophischen Schriften, die eben abgedruckt war, in einigen Exemplaren für gute Freunde, folgende Dedikation, mit Anspielung auf eine bekannte Fabel von Lichtwer, setzen, und schickte eins dieser Exemplare an Lessing.

Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen.

Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen; man rufe vom Morgen bis an den Mittag: aber da sei keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen nieder, der den Eigensinn hat, eben so harthörig zu seyn. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht. Jetzt verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publikum, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören. Die Spötter sagen: „Rufe laut! er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht — daß er erwache!“ — O nein! Dichten kann er; aber leider! will er nicht — Reisen möchte er *); aber das kann er nicht — Zum

Schlas

*) Lessing hatte immer den Wunsch, zu reisen; allein es fehlte ihm damals an Vermögen.

Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu läßig. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel andern übergeben; aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. Und Er —

„Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
„Noch sieht; was thut er denn? — er spielt."

In der Lichtwerschen Fabel mit der Ueberschrift: Die seltsamen Menschen, heißt es unter andern von denselben:

Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, recht auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott, noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht.
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie bleiben ungestöhret sitzen,
Denn sie sind taub und stumm. —
— — — — — —
— — — — — —
— — Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie scheinen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde;
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?

Ach

Ach nein! So suchen sie der Weisen Stein? Ihr irrt!
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?
Nein! So bereun sie alte Sünden?
Das ist es alles nicht. So sind sie gar verwirrt.
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn; was thun sie denn? — Sie spielen.

Wenn es in Mendelssohns Zueignungsschrift heißt: „Er hat seine Geißel Andern übergeben, aber sie streichen zu sanft; denn sie fürchten Blut zu sehen" so meint er damit die Literaturbriefe, zu welchen Lessing nichts geliefert hatte. — Lessing erschrack beim Empfange des Buches, weil er glaubte, die Zueignungsschrift sei allen Exemplaren beigedruckt, bis sich endlich der Scherz aufklärte.

Lessing war im Jahre 1769 in Hamburg. Er hatte daselbst einen ziemlich genauen Umgang mit dem durch gute und böse Gerüchte bekannten Pastor Göze*). Die-

*) Johann Melchior Goeze, ein sehr streitsüchtiger Theologe, und daher den meisten seiner Zeitgenossen verhaßt, war 1717 zu Halberstadt geboren, wurde 1741 Adjunkt des Ministerii zu Aschersleben, 1750 zweiter Prediger an der H. Geistkirche zu Magdeburg, 1752 Pastor, 1755 Pastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, 1760 Senior des Ministerii daselbst. Er starb 1786. Er wachte unermüdet über die Reinheit des protestantischen Lehrbegriffs nach dem strengsten Sinne der symbolischen Bücher, und witterte daher überall Ketzereien und gefährliche Anschläge gegen das Heil der Kirche. Lessing, Basedow, und selbst Göthe (wegen der Leiden Werthers) mußten, nebst vielen andern, die er für gefährliche Neologen ansah, mit ihm die Lanze brechen, und sahen sich nicht selten in Gefahr, von dem gewaltigen Geschrei des hitzigen Mannes überwältigt zu wer-

Dieser Umgang nahm alle seine Hamburgischen Freunde Wunder, und einige ärgerten sich darüber. Lessing kehrte sich freilich wenig daran, so wie er in allen Dingen gern seinen eigenen Weg gieng. Göze war ein gelehrter Mann, und besonders ein guter Bücherkenner. Lessing schätzte alles, was zur Gelehrsamkeit gehört, ungemein, und besaß bekanntlich selbst eine sehr ausgebreitete Bücherkenntniß. Ursachen genug, daß Lessing an Gözens Umgange Gefallen fand; und des letzteren theologische Orthodoxie konnte auch gewiß dieses Gefallen nicht vermindern. Unter denjenigen von Lessings Freunden in Hamburg, die vorzüglich seinen beständigen Umgang mit Gözen nicht begreifen konnten, war der Pastor Alberti. Er war ziemlich vertraut mit Lessing; beide schätzten einander hoch und liebten sich, ob sie gleich in vielen Dingen nicht übereinkamen. Ueber theologische Materien hatten sie sehr oft freundschaftlichen Streit; denn Lessing wollte gewöhnlich die Neuerungen, welche Alberti für unumgänglich nothwendig hielt, nicht für nothwendig erkennen. Hierzu kam noch, daß Alberti, obgleich der rechtschaffenste und redlichste Mann, dennoch in Gesellschaft in Behauptung seiner Meinungen ein wenig heftig und peremptorisch war. Lessing hingegen

werden. Es fehlte ihm übrigens gar nicht an gelehrten Kenntnissen, und seine historischen und kritischen Schriften verdienen alle Achtung. Der Schwäbische Dichter Joh. Nik. Götz nennt ihn in einem seiner Gedichte den Papst Hammoniens Goezius, K. F. Bahrdt aber in seiner theologischen Kraftsprache den Kapitalhengst der rechtgläubigen Heerde zu Hamburg.

gegen konnte das Allzudecisive nicht wohl leiden, und pflegte in gesellschaftlichen gelehrten Unterredungen oft die Parthie zu nehmen, welche die schwächere war*), oder die, wovon jemand positiv das Gegentheil behaupten wollte; zuweilen auch, umgekehrt, gerade die, wovon jemand heftig eingenommen war, der aber die Sache aus einem ihm eigenen Gesichtspunkte zu betrachten schien. Dieß that er, um jenem Muth zu geben, ihm seine Gedanken ganz im Zusammenhange zu sagen. Auch, nachdem die Leute waren, die er vor sich hatte, war er in Gesellschaften wohl Liebhaber eines Dinges, das die Engländer Fun nennen, und wofür unsre solennen deutschen Landsleute kein Wort haben, und vielleicht auch nur selten recht Sinn für die Sache, welche doch zuweilen, um sich mit so manchen schalen Menschengesichtern durch so manche langweilige Gesellschaft zu steuern, einem hellen Kopfe nicht ganz entbehrlich scheinen mag. Besser doch immer, Fun zu treiben, als über die Dummköpfe ungeduldig zu werden! — Lessing war dogmatisch in seinen Principien, aber skeptisch in seinen Untersuchungen: Eigenschaften, die er auf die edelste Weise anwendete, und die oft zu den herrlichsten Ideen leiteten, wenn er sich bloß zu verirren schien. Er ist deßwegen nicht selten von Leuten, die ihn nicht recht kannten, sehr mißverstanden wor-

*) So nahm er während des siebenjährigen Krieges, so lange er sich in Leipzig aufhielt, beständig in Gesellschaften die Preussische Parthie, in Berlin aber die Sächsische. Er ward deshalb auch an beiden Orten von den rechten Patrioten, die während des Kriegs bekanntlich etwas bissig waren, herzlich gehaßt.

worden, wenn sie das, was er irgend einmal, sogar mit vieler Lebhaftigkeit und mit scharfsinnigen Gründen behauptete, für das Resultat seiner Principien ansahen. Wer Lessingen nicht sehr genau kannte, konnte sich sehr an ihm irren, wenn er ihn disceptiren hörte. Während Lessing in Hamburg lebte, entstand daselbst ein großer theologischer Zwist. Seit langer Zeit war in den Hamburgischen Kirchen an den Bußtagen ein Kirchengebet abgelesen worden, worin unter andern auch die Worte aus Psalm 79, 6. „Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die deinen Nahmen nicht anrufen" standen. Im Jahre 1769 hielten Alberti, und ein anderer Prediger, es wider ihr Gewissen, diese Worte ferner von der Kanzel zu sprechen, und ließen sie aus dem Bußgebete aus. Göze, streitsüchtigen Andenkens, unterließ nicht, darüber Lärm zu schlagen, und seine Kollegen aufs bitterste zu verunglimpfen. Alberti kam auch in Eifer; der Pöbel nahm Parthie für Gözen, und wollte Gottes Grimm über alle ausgeschüttet wissen, die nicht wie Göze und der Pöbel dachten. Der Lärm ward endlich so arg, daß der Magistrat Herrn Göze bei Strafe der Suspension befahl, die Sache ruhen zu lassen. Lessing billigte gewiß Gözens hämische Verunglimpfungen nicht, und war gewiß kein Freund davon, daß der Grimm Gottes erbeten werden sollte. Aber er ward von seinen Freunden nun geneckt, daß er seinen Vertrauten Göze, so wie er sonst zuweilen gethan hatte, vertheidigen möchte. Seine erwähnte Neigung, in gesellschaftlichen Disputen sich auf die schwächste Seite zu schlagen, machte, daß er nun auch wirklich das Kirchen-

gebet

gebet in Schutz nahm. Er hatte alle Stimmen wider sich, und besonders erstaunte Alberti natürlich sehr, daß Lessing Parthie gegen ihn nahm. Dieser aber setzte die Vertheidigung mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne fort, und sagte unter andern, man müsse in dieser Sache wohl distinguiren, dann werde sich finden, in welcher Rücksicht man sehr wohl so beten könne, und so beten müsse. Alberti rief aus, hier helfe keine Distinction, denn in aller Betrachtung sei es abscheulich, ein solches Gebet zu beten. Lessing verfocht seinen Satz. Beide Theile wurden heftig. Alberti rief endlich aus: „Christus sagt, du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!“ Lessing versetzte: „Das sollen und wollen wir auch, und mögen doch wohl Gottes Grimm über die herbeirufen, die ihn verdienen! Alberti rief mit einer Art von Triumph aus: „Die Distinction möchte ich sehen, mit welcher Sie dieß vereinigen wollten!“ Lessing sagte: „Das sollen Sie sehen!“ Alberti und Andere lachten. Lessing gieng fort und machte in wenigen Tagen fertig: Eine Predigt über zwei Texte; über Ps. 79, 6. Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w. und über Matth. 22, 39. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt. Er ließ von dieser Predigt in der Druckerei seines Freundes Bode, auf dessen Verschwiegenheit er rechnen konnte, einen halben Bogen, worauf der Titel und ein Theil der Vorrede stand, absetzen, und nur ein halb Dutzend Exemplarien abdrucken, wovon er eins seinem Freunde Alberti unvermerkt in die Hände kom-

men

men ließ, als ob es unter der Presse wäre. Alberti übersah mit einem Blicke, daß mit einem Manne, wie Lessing, nicht zu scherzen sei, und daß bei der damaligen Gährung diese Predigt, wenn sie bekannt würde, eine für ihn sehr nachtheilige Wirkung auf das, gegen ihn bereits unbilliger Weise aufgehetzte, damalige Hamburgische Publikum haben könnte. Der edle Lessing hatte kaum einige Verlegenheit in der Miene seines Freundes bemerkt, als er ihn umarmte, und ihn versicherte, es sei bloß Scherz, und die Predigt solle nicht bekannt werden; obgleich im Grunde Göze mit derselben auch gar nicht zufrieden gewesen seyn würde. Nur Alberti und einige andere von Lessings vertrauten Freunden bekamen sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu lesen. Diese Predigt war wirklich in ihrer Art ein Meisterstück; aber das Manuskript ist wahrscheinlich völlig verloren gegangen. Yoricks Manier war völlig erreicht; eben die Simplicität, eben die scharfsinnige und gutmüthige Philosophie, eben die menschenfreundliche Theilnehmung und Toleranz, eben die Ausbrüche heiterer Laune, die aus dem ernsthaftesten Gegenstande ganz natürlich entstehen. Hr. Nicolai hat uns aus dem Gedächtnisse das Wesentliche des Inhalts eines Theils der Vorrede *) mitgetheilt. Die Idee der Erzählung war folgende:

Der Oberst Shandy gieng eines Tages mit seinem getreuen Trim spazieren. Sie fanden am Wege einen mageren Menschen in einer zerlumpten französischen Uniform;

*) Sie enthielt in einer Dichtung die Veranlassung, die Yorick gehabt haben sollte, diese Predigt zu verfertigen.

form, der sich auf eine Krücke stützte, weil ein Fuß verstümmelt war. Er nahm stillschweigend mit niedergeschlagenen Augen den Huth ab, aber sein kummervoller Blick sprach für ihn. Der Oberst gab ihm einige Schillinge, ungezählt wie viel. Trim zog einen Penny aus der Tasche, und sagte, indem er denselben gab: French dog!

Der Oberst schwieg einige Sekunden, und sagte darauf, sich gegen Trim kehrend: „Trim! es ist ein Mensch und nicht ein Hund!"

Der französische Invalide war ihnen nachgehinkt. Auf des Obersten Rede gab Trim noch einen Penny, und sagte abermals: French dog!

„Und, Trim! dieser Mensch ist ein Soldat!" Trim sah ihm starr ins Gesicht, gab wieder einen Penny, und sagte: French dog!

„Und, Trim! er ist ein tapfrer Soldat; du siehst, er hat für sein Vaterland gefochten, und ist schwer verwundet worden." Trim drückte ihm die Hand, indem er ihm noch einen Penny gab, und sagte: French dog!

„Und, Trim! dieser Soldat ist ein guter und ein unglücklicher Ehemann, hat eine Frau und vier unerzogene Kinder." Trim, eine Thräne im Auge, gab alles, was er noch in der Tasche hatte, und sagte, etwas leise: French dog!

Als der Oberst nach Hause kam, sprach er mit Yorick über diesen Vorfall. Yorick sagte: Es ist klar, Trim haßt die ganze Nation, welche seinem Vaterlande feindselig ist; aber er kann jedes Individuum aus derselben lieben, wenn

es Liebe verdient. Dieß gab Gelegenheit, daß Yorick die folgende Predigt hielt — —

Lessing schrieb, wie schon bemerkt worden ist, während seines Aufenthalts in Breslau nur selten an seine Berlinischen Freunde. Jetzt sollte die sehr beträchtliche Bibliothek des verstorbenen Oberkonsistorialraths Nathanael Baumgartens in Berlin verauktionirt werden, aus welcher er eine Menge Bücher zu erhalten wünschte. Er wendete sich mit dem Auftrage deshalb an seinen Freund Nicolai, der aber selbst in die Auktion gehen und die Bücher für ihn erstehen sollte. Nicolai hatte sich damals nicht lange erst verheirathet, und Lessing besorgte, die junge Frau würde ihren Mann nicht gern alle Nachmittage auf einige Stunden von sich lassen wollen. Er schrieb daher in folgendem Briefe an seinen Freund zugleich an die Gattinn desselben und bat auf eine drolligte Weise um Erlaubniß für ihren Mann, in die Auktion gehen zu dürfen.

„Liebster Freund! Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu schreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erste: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als ein Almosen wollen zukommen lassen (Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft, aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß

er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel seyn soll. Wenn Sie mit keinem andern Wechsel übers Ohr gehauen werden, als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundschaft eine Kapitalistinn werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapitale geschlagen, und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden, so daß, je länger ich nicht antworte, desto größer Ihr Kapital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht: da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! — Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Lassen Sie uns noch drei Jahre münzen *), und die begreiflichsten Reichthümer sollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulci claudantur — vor allen Dingen meine Parenthesis) so muß ich mir schon gefallen lassen, sie als Antworten zu erpressen. Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweite Noth. Auf beiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschen Katalog (der ehrliche Mann, höre ich, ist an einer poetischen Dysenterie **) gestorben. Dar-

*) Der General von Tauenzien, bei welchem Lessing damals Sekretär war, hatte den Auftrag, mit den Münzentrepreneuren die Kontrakte wegen des geringhaltigen Geldes zu schließen, was damals geschlagen wurde. Lessing hatte einen Theil der Unterhandlungen darüber, und die Münzkontrakte aufzusetzen. Das Geschäft war einträglich.

**) Er hatte eine Siegespredigt in Versen (Hexametern) gehalten.

Daran sterbe ich nicht. Eher noch an einer poetischen Obstruktion, Konstipation — wie heißt das griechische Wort? Schlagen Sie Hebenstreits Anhang zu Woyts medicinischem Lexikon nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen — das kann ich jetzt — so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode gewiß noch von mir zu sehen. Nehmlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum, quos dum sapere
legere
vivere desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Gotth. Ephr. Lessing etc.) gezogen, und die ich alle haben muß. Seyn Sie also so gut, und lassen mir dieselben erstehen. Oder erstehen Sie mir dieselben vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie losbitten:

Madame Nicolai!

Unbekannter Weise — das ist ein Glück für mich; denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, Dieselben hiermit ganz ergebenst zu ersuchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur großen Ehre, die Selbstüberwindung zu

ha-

haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — Ihr lieber Mann sollte ich sagen; denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet sind — daß Ihr lieber Mann also — Aber, wenn es noch Ihr lieber Mann ist, so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. — Es bleibt also bei dem ersten — daß Ihr Mann schlechtweg so lange als die Baumgartensche Auktion dauert — es ist keine Möbelauktion, Madame, wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie ihn wohl von selbst hinschicken — sich alle Nachmittage ein paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er soll so gut seyn, und Bücher für mich erstehen, wenn Sie so gut seyn und es ihm erlauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unser eins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. — Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld ist es ohnedieß, herzlich schlecht Geld; so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unserer Freunde ist ansteckend. — Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundinn mit altem

Gel-

Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen möchten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außer Maaßen unentschlüssig, ob er Ihr Mann werden wollte, oder nicht. Hätte ich ihm nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau seyn wollen — — Ich muß toll im Kopfe seyn, daß ich heute alles so ohne Ueberlegung hinschreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. — Nein, Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will; mir dürfen Sie weder den Sonnenschein, noch den Sturm zuschreiben. — Aber wieder auf die Auktion zu kommen! — Steht Sonnenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in die Auktion; steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein. — Er mag gern gehen, oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beiden Fällen zu verdanken haben. Empfangen Sie also meinen Dank. — Ich pränumerire meinen Dank sehr gern. Denn wer Henker kann eine Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das ist nicht möglich; und in fester Ueberzeugung dieser Unmöglichkeit verharre ich,

Madame

Dero

unbekannter Weise

ganz ergebenster Diener.

Lie-

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen; aber diesen können Sie immer bestellen. — Sie gehen also in die Auktion, und erstehen mir die Bücher. — Hier werden sehr oft Pferde und Packsättel verauktionirt; ich bin wieder zu Ihren Diensten."

Als Lessing zu Ostern 1765 Breslau verließ, um wieder nach Berlin zu gehen, hatte er seinen Bedienten mit seinen Büchern und übrigen Möbeln vorausgeschickt, welcher auch einige Wochen eher in Berlin ankam, und, weil er immer mehr brüderlich als knechtisch behandelt worden war, sich fast zu brüderlich betrug. Er gab sich nicht nur bei dem Hauswirthe seines Herrn für dessen Bruder aus, sondern bediente sich sogar seiner Wäsche und Kleider, um desto leichter Glauben und Kredit zu finden. Verkleidungen auf dem Theater waren niemals Lessings Geschmack; noch weniger außer dem Theater. Daher entließ er ihn, so bald er nach Berlin kam, ohne ihm seine schlechte Komödie sehr zu kritisiren. Denn nach der ersten Hitze war ihm dergleichen doch nur Komödie. Als ihm einstmals ein guter Freund erzählte, daß einer seiner Bedienten, den er in Breslau gehabt, sich bei ihm etwas geschafft, und nun ein Haus mit einem Kaffeeschank gekauft habe, antwortete Lessing: „Nun, der hat es doch gut angewendet!"

Lessing pflegte, als er noch in Berlin war, auf einem sehr kleinen Pferde auszureiten. Einst ritt er in regnigtem Wetter in einem sehr weiten Mantel aus, der ihn und sein Pferdchen verhüllte. Auf der Rückkehr übereilte ihn ein Platzregen. Er wollte demselben entgehen,

und

und warf im schnellen Reiten unglücklicher Weise an der Ecke der Stralauerstraße einer Hökerfrau ein paar Körbe mit Obst um. Das Weib schrie nach: Halt! halt! da läuft der große ungeschickte Kerl hin! Sie hatte in der Eile Lessingen und sein Pferdchen für eins angesehen.

In Wolfenbüttel lebte zu Lessings Zeiten ein Herr von D., welcher zu den Lüneburgischen Patriciern, zu den sogenannten dortigen Salzjunkern gehörte, aber gern ein Edelmann seyn wollte, klein von Person war, Verse machte, und Lessingen mit deren Vorlesung und geforderter Beurtheilung häufig behelligte. Auf diesen verfertigte einst Lessing folgendes Epigramm:

Am Körper klein, am Geiste noch viel kleiner,
Schämst du des Salzes dich, drum schämt das Salz sich deiner.

Lessing gieng einst mit einigen Bekannten spazieren. Ihr Weg führte sie vor einem Galgen vorbei, an welchem ein Delinquent hieng. „Machen Sie doch geschwind eine Grabschrift auf den Gehenkten" sagte einer von den Spaziergängern zu Lessing. „Nichts ist leichter, versetzte dieser: Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht!"

Ein Prediger zu Bergedorf (Joh. Ludw. Schlosser, s. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd 4. S. 549—551.) einem Städtchen auf dem Hamburger Gebiete, hatte ein paar Nachspiele geschrieben. Dieß machte in Hamburg große Sensation. „Aber, sagen Sie mir doch, Herr Magister, Ihre Meinung, sprach bei einem Gastmale eine stattliche Senatordame zu ihrem gelehrten Nach-

bar Lessing, darf ein Prediger wohl Komödien schreiben?" — „Um das richtig zu beantworten, erwiederte Lessing, muß man gleich eine zweite Frage hinzufügen: Darf ein Schauspieler predigen? Die Antwort auf meine Frage ist: Warum nicht, wenn er will? und auf die Ihrige: Warum nicht, wenn er kann?"

Ein gewisser Schauspieldirektor *) kam auf den Einfall, Lessings Nathan den Weisen einstudiren zu lassen. Mit innigstem Selbstvergnügen gieng er zu einem Gelehrten der Stadt, wo er sich befand. „Wissen Sie wohl, sagte er, daß ich Lessings Nathan geben werde?" — „Wie? fragte der Gelehrte erstaunt; wer wird denn den Nathan spielen?" — „Ich!" versetzte der stolze Theaterprincipal. — „Und wer den Weisen?" fragte jener weiter. — Der Direktor verstummte und gieng.

Lessing war zu Braunschweig mit seinem Freunde Eschenburg in einen Buchladen gegangen, um sich das Merkwürdigste von den in der letzten Messe herausgekommenen Büchern auszusuchen. Leisewitzens Trauerspiel: Julius von Tarent, war mit darunter. Lessing, welcher nicht wußte, wer Verfasser des Stücks sei, las es und fand es vortreflich. Er glaubte, es sei von

*) Döbbelin in Berlin. Er war so von sich eingenommen, daß er öfters auszurufen pflegte: Ein Gott! Ein Friedrich! Ein Döbbelin! wobei er sich zugleich kräftig auf seinen dicken Bauch schlug. Als er im J. 1767 nach Berlin kam, versicherte er, daß Berlin eine Schauspielertruppe erhalten solle, wie es noch keine gehabt, und nach seinem Tode nicht haben werde.

von Göthe. Eschenburg, dem er dieß sagte, äußerte einige Zweifel dagegen. „Desto besser! rief Lessing aus, so giebt es außer Göthen noch ein Genie, das so etwas machen kann.“ Als darauf Leisewitz von Hannover, wo er damals lebte, nach Braunschweig kam, brachte ihn Eschenburg zu Lessingen. Seit der Zeit besuchten sie einander öfters, und wurden bald Freunde.

Man rühmte einst in Lessings Beiseyn ein Buch und sagte, daß es viel Neues und Wahres enthalte. „Nur Schade, sagte Lessing, daß das Wahre darin nicht neu, und das Neue nicht wahr ist!“

XX.

Moses Mendelssohn

wurde 1729 zu Dessau im Fürstenthum Anhalt von jüdischen Eltern geboren. Sein Vater Mendel war ein armer Schulmeister und Zehngebotschreiber daselbst. Der junge Moses empfand schon in frühester Jugend einen unersättlichen Durst nach Kenntnissen. Als er vierzehn Jahr alt war, gieng er nach Berlin, und lag hier unter den ungünstigsten Umständen und in der äußersten Dürftigkeit den alten Sprachen, der Mathematik und Philosophie mit außerordentlicher Beharrlichkeit ob. Seine äußere Lage verbesserte sich, als ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation in Berlin, Nah-

mens

mens Bernard, ihn als Erzieher seiner Kinder in sein Haus aufnahm, und, als er auch die Gaben des Schönschreibens, Rechnens und Buchhaltens bei ihm fand, ihn nach und nach zum Aufseher, dann zum Faktor, und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte, welches er bis an seinen Tod blieb, der im Jahre 1786 erfolgte.

Mendelssohn war klein von Statur, hager, verwachsen. Seine Gesichtsfarbe war äußerst braun und kränklich; sein Haar schwarz und kraus; seine Nase römisch groß. Den Mund hatte er immer, sanft lächelnd, etwas offen. Sein Auge war feurig, sein Blick durchdringend. In seiner Miene lag so viel Güte, Bescheidenheit und Wohlwollen, daß man ihn beim ersten Anblicke lieb gewinnen mußte. Seine gewölbte Stirn, und alle Züge seines Gesichts verkündigten den Mann von hellem Kopf und edlem Herzen. Das tiefe angestrengte Denken, dem Mendelssohn fast sein ganzes Leben von frühester Jugend an gewidmet hatte, mußte seiner schwachen, unglücklich gebauten Maschine nothwendig verderblich werden. Dennoch hatte der vortrefliche Mann ohne merkliche Schwächung seiner Gesundheit fortgearbeitet, so lange seine Arbeit nur noch Spekulation blieb. Erst da Lavaters Aufforderung an ihn, sich öffentlich zum Christenthume zu bekennen, auch sein Herz in Bewegung setzte, empfand er plötzlich die fürchterlichen Folgen seiner Lebensart, und ohne die Stärke der Seele, womit dieser praktische Weise allem sinnlichen und geistigen Genusse auf Jahre entsagte, wäre er schon damals

mals der Welt und seinen Freunden entrissen worden. Dem sinnlichen Genusse entzog er sich standhaft bis an sein Ende. Es war unbegreiflich, wie die Nahrung, auf die er sich einschränkte, einen menschlichen Körper erhalten konnte, und es war rührend, ihn seine Freunde mit der heitersten Miene zu Speisen und Getränken einladen zu sehen, wovon er selbst bei aller Lüsternheit nichts zu kosten wagte. Nur den geistigen Genuß der Lektüre, und den noch reizendern der eigenen Arbeit konnte der Mann, der so ganz Geist war, in die Länge nicht mehr entbehren. Kleinere Aufsätze, die er in seinen besten Stunden ohne Schaden gewagt hatte, lockten ihn nach und nach weiter; er fieng an, seine ehemaligen Lieblingsideen wieder hervorzusuchen, und hätte man ihn seinen Gang gehen lassen, hätte man ihn nicht abermals aus der Sphäre der ruhigen Spekulation herausgerissen, so würde er wahrscheinlich, trotz diesen Beschäftigungen, sein Leben noch auf Jahre erhalten haben. Er war ein großer Freund von Gesellschaft. Am vergnügtesten brachte er die Abende im Kreise seiner Familie, oder mit irgend einem Freunde, in leichten und angenehmen Gesprächen über gewöhnliche, sich täglich ereignende Vorfälle des Lebens zu. Auch erinnerte er sich dann gern an vergangene rührende und angenehme Scenen aus seinem Leben, die ihn in sanfte Empfindungen wiegten, mit denen er dann vergnügt einschlief. Dagegen verursachte ihm jeder Abendbesuch von Personen, die ihn zu einer Unterredung über philosophische Gegenstände nöthigten, seiner Schwäche wegen, eine schlaflose Nacht. Des Morgens war er im Hause am frühesten wach, gemeiniglich um vier oder fünf

Uhr,

Uhr, und dachte, las oder schrieb bis acht oder neun Uhr, sodann gieng er auf das Handlungskomtoir, wo er bis Mittag mit Gegenständen sich zu beschäftigen genöthigt war, die natürlicher Weise von denen, in welche er sich den Morgen mit Mühe und Anstrengung hineingedacht hatte, sehr verschieden waren. Indeß wußte sein Geist selbst aus dieser unangenehm scheinenden Ablenkung von jenen erhabenen Gegenständen Nutzen zu ziehen; er sparte dadurch gleichsam seine Denkkraft, um sie nachher mit desto größerem Nachdruck wirken zu lassen. Den Nachmittag war er bis vier Uhr ebenfalls wieder mit Handlungsangelegenheiten beschäftigt. Um diese Zeit aber fanden sich schon seine Freunde und Schüler in seiner Wohnung ein, und so traf er, wenn er nach Hause kam, gewöhnlich eine große Gesellschaft theils Einheimischer, theils Fremder an, die seiner warteten, und mit denen er sich nun bis acht Uhr über verschiedene Materien unterhielt. Er hatte das besondere Talent, daß er sich mit jedem, er mochte Theologe, Literator, Philosoph, Staatsmann, Kaufmann, Künstler u. s. w. seyn, über das Fach desselben unterhalten konnte, als wenn es sein eigenes und einziges gewesen wäre. Er sprach, wie einer seiner Freunde sich ausdrückte, so leicht und so deutlich über das Daseyn Gottes, als über ein neues Muster zum Seidenstoff. Nie behauptete er übrigens in seinen Gesprächen etwas als ganz gewiß, sondern alles, was er äußerte, war problematisch: „ich glaube" „man könnte sagen" „was halten Sie davon?" „wenn wir so sagen möchten." Man vermißte nie in seinen Reden sein großes Vorbild, den Sokrates. Er hatte von Natur eine starke Anlage

zur

zur Satire, welche der Ironie des griechischen Weisen sehr nahe kam, und welche den, den er sie bei nöthiger Gelegenheit empfinden ließ, wie ein scharfer Bienenstachel tief verwundete. Aber er war immer auf seiner Hut, so daß er manchen witzigen Einfall unterdrückte, um niemandem anstößig zu werden. Er ließ sich mit keinem über eine bestimmte Materie ein, bis sie erst in den Grundbegriffen eins waren. Er behauptete nemlich, und gewiß mit vielem Rechte, daß die meisten gelehrten Streitigkeiten bloß aus Mißverstande der Definitionen entstünden. Ueberhaupt verstand er die Art, besonders in Streitigkeiten, die abschweifende menschliche Denkkraft gehörig wieder einzulenken, und pflegte dann, ungefähr so, wie im Englischen Parlement, wenn der Redner bei Nebendingen zu lange verweilt, zur Sache! zur Sache! zu rufen. So nothwendig und anwendbar dieß Rufen in der ganzen Schriftstellerwelt wäre, so zweckmäßig wußte der es anzuwenden, der auf keiner lateinischen Schule nach syllogistischen Figuren schließen gelernt, und auf keiner Akademie Logik gehört hatte. Nicht Worte, sondern Sachen mußte man vorbringen, wenn man sich mit ihm selbst in freundschaftlichen Streit einlassen wollte, und so genau er hierauf bei mündlicher Unterredung drang, so genau beobachtete er diese Regel selbst in seinen Arbeiten als Schriftsteller, kurz, er sprach nicht, und schrieb nicht, bloß um zu sprechen oder zu schreiben, sondern in der Absicht, um Nutzen zu schaffen. Was von seiner Genauigkeit im schriftlichen oder mündlichen Disputiren gilt, das galt auch insbesondere in dem Fall, wenn jemand über philosophische Gegenstände sich bei ihm Raths erholte. Auf

den Ausdruck war er dann besonders aufmerksam, und ein überflüßiges Wort konnte ihn oft zum strengsten Tadel reizen, ob er sonst gleich nichts weniger als tadelsüchtig war. So tadelte er einem seiner Freunde einmal in einem Aufsatze, den ihm dieser zur Durchsicht gegeben hatte, den Ausdruck: etwas thätig befördern, weil das Wort befördern schon den Begriff thätig in sich schließe. Man kann leicht denken, daß er in einem solchen Aufsatze nicht leicht etwas nur halb oder schwankend Ausgedrücktes werde haben durchschlüpfen lassen. Strenge Kritik, mit welcher er die Schriften Anderer beleuchtete, war das sicherste Kennzeichen seines stillschweigenden Beifalls. Fand er z. B. einen Aufsatz nicht der Mühe werth, so suchte er sich auf eine feine Art von dem übernommenen Amte eines Kritikers loszumachen, aber nie schlug er jemanden durch bitteren Spott darnieder, oder suchte auf Kosten eines Andern über dessen Schwäche mit Sieg zu prangen. Er lebte in einer sehr glücklichen Ehe. Gott hatte ihn gesegnet, und er besaß Vermögen genug, um eine feine bürgerliche Wirthschaft führen zu können. Er unterstützte seine und seiner Frau arme Verwandte auf die liebreichste Weise, und hatte beständig seine Tischgenossen, mit denen er sich unterhalten konnte. Wenn er sich für jemanden zu verwenden Gelegenheit hatte, und sein Geschäft glücklich von statten gieng, o dann glänzte alle Heiterkeit des Menschenfreundes auf seinem Gesichte. Ueberhaupt wurde man bei ihm die treflichsten Züge von Rechtschaffenheit, Edelmuth, Bescheidenheit, Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit, und jeder geselligen Tugend gewahr, die noch lange nach seinem Tode der Gegenstand

der

der Unterhaltung seiner Freunde und Bekannten waren.

Deutschland hat diesem großen Reformator seiner Nation, diesem Sokrates unter den neueren Philosophen, diesem scharfsinnigen Selbstdenker und geschmackvollen Schriftsteller um so williger und unbedenklicher eine Stelle in seinem Tempel des Ruhms und des Verdienstes zuerkannt, je größer die Hindernisse waren, welche die äußeren ungünstigen Verhältnisse, in denen sich Mendelssohn befand, ihm auf dem Wege zu diesem Tempel entgegen stellten. Die Fortschritte, welche er unter drückenden Umständen gleichwohl in seinen Jugendjahren machte, waren nur das rühmliche Werk eines rastlosen, von reger Wißbegierde angespornten Fleißes. In Berlin, wo er zwar anfangs in Absicht seiner ökonomischen Umstände nicht viel gebessert war, fand er doch mehr, als in Dessau, Gelegenheit zur Entwickelung seiner Talente und Erweiterung seiner Kenntnisse. Auch seine äußere Lage erfuhr hier, wie schon bemerkt worden ist, allmählig eine immer vortheilhaftere Veränderung. Er trat in der Folge als der allgemein bewunderte Schriftsteller auf, dem die deutsche Sprache einen großen Theil ihrer Bildung und Würde verdankt, der Gründlichkeit und Bestimmtheit im Denken mit der lebhaftesten Empfindung und dem feinsten Geschmacke zu verbinden, die trockensten, abstraktesten Wahrheiten in das Graziengewand der Schönheit einzukleiden, die Sprache des belehrenden Ernstes mit der Sprache der Herzlichkeit zu verschmelzen, und die tiefsinnigsten Untersuchungen der spekulativen Philosophie an die nützlichsten Wahrheiten des gemeinen

Lebens anzuschließen wußte. Alles, was er vom Daseyn Gottes in seinen Morgenstunden, von der Unsterblichkeit der Seele in seinem Phädon, und von der Entstehung und Entwickelung unserer Begriffe vom Schönen in seinen Briefen über die Empfindungen sagt, zeugt von seinem durchdringenden Verstande, von seiner schöpferischen Phantasie, und von seinem für alles Gute und Schöne empfänglichen Herzen. Im philosophischen Dialog machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben dem Plato und Xenophon nachbildete. Auch verdankt ihm Deutschland, und seiner Verbindung mit Nicolai und Lessing den Anfang einer freimüthigen unpartheiischen Kritik, die, ohne Rücksicht auf die Person, nur die Sachen beurtheilte.

Seine vorzüglichsten Schriften sind: Moses Mendelssohns Philosophische Schriften. Erster, zweiter Theil. Verbesserte Auflage. Berlin 1777. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) mit einem Titelkupfer und zwei Titelvignetten von Schleuen. — Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele in drei Gesprächen von Moses Mendelssohn. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1776. 8. (14 Gr.) — Moses Mendelssohns Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin gekrön:

Krönte Preisschrift. Neue Auflage. Berlin 1786. 8. (8 Gr.) — Die Psalmen. Uebersetzt von Moses Mendelssohn. Zweite, rechtmäßige und verbesserte Auflage. Berlin 1788. 8. (Schreibpap. 1 Thlr. 6 Gr. Druckp. 21 Gr.) — Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum. Von Moses Mendelssohn. Berlin 1783. 8. (Schreibpap. 14 Gr. Druckp. 10 Gr.) — Moses Mendelssohns Morgenstunden oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes. Erster Theil. Berlin 1785. 8. (1 Thlr.) — Anmerkungen zu Abbts freundschaftlicher Korrespondenz von Moses Mendelssohn. Berlin 1782. 8. (5 Gr.) sind auch der neuen Auflage des dritten Theils von Thomas Abbts Vermischten Werken (Berlin 1782.) beigefügt worden. — Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza. Berlin 1786. 8. (6 Gr.)

Mendelssohns unersättlicher Durst nach Kenntnissen verleitete ihn oft in früheren Jahren Nächte zu durchwachen, weil der Tag für ihn verloren war. Dieß war insbesondere der Fall bei ihm, als er zuerst die Wolfischen und Leibnitzischen Schriften studirte, und mit einer vorher nie empfundenen Wollust einen immer helleren Tag in seiner Seele aufdämmern sahe. Dann

war es ihm oft unmöglich, die Lampe auszulöschen, bis der Morgen schon wieder in seine Fenster schimmerte. Er nannte das seine nächtlichen Schwärmereien. Durch dieses häufige Nachtwachen zog er sich wahrscheinlich seine nachherige langwierige Nervenschwäche zu, wodurch er für seinen edlen Durst nach Wissenschaft viele Jahre lang büßen mußte. Diese Nervenschwäche gieng so weit, daß er einmal fast ein ganzes Jahr hindurch sich alles ernsthaften und anhaltenden Denkens enthalten, und oft mehrere Stunden lang die einzige Beschäftigung seines Geistes darin suchen mußte, daß er am Fenster stand, und die Ziegel auf dem Dache des gegenüberstehenden Hauses zählte.

Um das Jahr 1744 nahm seine Freundschaft mit Lessing, Nicolai und Abbt, vorzüglich mit den beiden ersteren, ihren Anfang. Sie war nicht bloß Freundschaft der Gelehrten, sondern Freundschaft der Weisen, nicht, wie es bei den ersteren oft ist, Freundschaft des Kopfs, sondern, wie es der letzteren würdig ist, zugleich die innigste Freundschaft des Herzens. Der Geist der Korrektheit und Vollendung, den Mendelssohn und Lessing allen ihren Werken eindrückten, war unstreitig eine Folge ihrer gemeinschaftlichen Untersuchungen über Wahrheit und Gewißheit, und ihrer mannigfaltigen vertraulichen Unterhaltungen, in welchen sie sich ihre Gedanken ohne Zurückhaltung mittheilten und ihre Werke gegenseitig der schärfsten Kritik unterwarfen. Die Abbtische Korrespondenz (im dritten Theile seiner Vermischten Werke) eine Sammlung von Briefen, die zwischen Abbt, Mendelssohn und

Ni-

Nicolai gewechselt worden, und Untersuchungen über wichtige Wahrheiten zum hauptsächlichsten Gegenstande hatten, verdient in der That als das Denkmal einer ächt philosophischen Freundschaft den treflichsten Briefen der Philosophen des Alterthums an die Seite gesetzt zu werden. Die tiefsten Untersuchungen wechseln darin mit den traulichsten Herzensergießungen, häusliche Angelegenheiten mit den erhabensten Spekulationen; aber den Charakter der Herzlichkeit und des innigsten Interesse hat keiner seinen Briefen so einzudrücken gewußt, als Mendelssohn, dem er auch unter allen am eigenthümlichsten war. Ueberhaupt unterschied ihn nichts so sehr, als eine gewisse Herzlichkeit und innige Traulichkeit des Charakters. Es sind nur wenige unter seinen Schriften, in denen er nicht irgend einen seiner Freunde nennen, oder auf irgend eine Weise das Lob der Freundschaft machen sollte. In der Vorrede zum Phädon und zur Uebersetzung der Psalmen, an dem Schlusse der Morgenstunden, in seiner letzten Schrift an die Freunde Lessings findet man wahre Seufzer für und um Freundschaft. Und eben diese Zärtlichkeit der Empfindung wußte er bis in die feinsten Untersuchungen der spekulativen Philosophie hinüber zu tragen, und dadurch allen seinen Schriften einen gewissen unnachahmlichen Schmelz zu geben, wodurch er die Seele für alles, womit er sie beschäftigt, auf die leiseste, aber immer unfehlbarste Art, von der Seite des Herzens faßt. Alles scheint bei ihm aus überzeugter Seele und aus vollem Herzen zu fließen. Allenthalben sieht man seinen Geist durch sein Herz, sein Herz durch seinen Geist hindurchschimmern, und das eine sich durch das andere verklären.

Les-

Lessing und Nicolai hatten ihn schon verschiedentlich ermuntert, etwas Wissenschaftliches zu schreiben; allein seine natürliche Schüchternheit war immer dagegen. Einst gab ihm Lessing einen Aufsatz von einem auswärtigen Gelehrten zu lesen, welchen Mendelssohn ihm aber bald wieder zurückstellte, mit der Aeußerung, daß er sich allenfalls etwas darüber aufzusetzen getraue. Das möchte ich wohl sehen! erwiederte Lessing. Mendelssohn schwieg still, und brachte ihm einige Zeit nachher das erste seiner philosophischen Gespräche. Lessing nahm es zu sich, mit der Entschuldigung, er habe jetzt keine Zeit zu lesen. Und so verstrichen einige Wochen, ohne daß Mendelssohn das Manuskript wieder erhielt. Indem er einst auf Lessings Zimmer sich befand, und ihn fragte, ob er bereits seinen Aufsatz gelesen habe? sagte ihm Lessing statt der Antwort: Nehmen Sie dort das kleine Bändchen — und Mendelssohn erstaunte, sein Manuskript gedruckt zu sehen.

Frühzeitig war ihm das berühmte Werk des Maimonides: More Nebochim (Führer der Irrenden) in die Hände gefallen. Dieses Hauptwerk der neueren hebräischen Literatur, welches die Begriffe von Gott, von Geist, von Unsterblichkeit der Seele, und fast alle übrigen Gegenstände der natürlichen Religion und der Moral abhandelt, und, als Kommentar der Bibel betrachtet, gleichsam die Metaphysik der Bibel ist, zog ihn unwiderstehlich an sich, und legte in ihm den ersten Grund zur Untersuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart. Mendelssohn pflegte in der Folge selbst dieß Werk die Quelle seiner Philosophie zu nennen, und von

dem

dem übertriebenen Fleiße und der heißhungrigen Wißbegierde, mit welcher er dasselbe in noch so frühem Alter studirte, einen großen Theil der Kränklichkeit abzuleiten, welche in späteren Zeiten die unzertrennliche Gefährtinn seines Körpers war. Sein früher anhaltender Fleiß brachte ihm nicht nur damals eine Nervenkrankheit zuwege, sondern auch sein Rückgrat fieng an sich zu beugen, welches nachher durch nachläßige Behandlung zunahm, und vielleicht die Hauptursach seiner schwächlichen Gesundheit und seines früheren Todes geworden ist. „Dem Maimonides, sagte er oft scherzend, habe ichs zuzuschreiben, daß ich einen so verwachsenen Körper bekommen. Er allein ist die Ursach davon, aber deßwegen liebe ich ihn doch; denn der Mann hat mir manche trübe Stunde meines Lebens versüßt, und so auf der einen Seite mich zehnfach für das schadlos gehalten, um was er mich in Betracht meines körperlichen Wuchses wider seinen Willen gebracht hat.“

Mendelssohn war indessen nicht allein verwachsen, sondern stieß auch dabei mit der Zunge etwas an. Einst befand er sich in einer Gesellschaft von Gelehrten, wo auch Sulzer, Ramler, Lessing u. s. w. gegenwärtig waren. Man war sehr heiter, und endlich gerieth einer auf den Einfall, daß jeder aus dem Stegereife ein Spottgedicht auf sich selbst machen solle. Mendelssohn bedachte sich nicht lange, und recitirte folgende Verse:

Groß nennet Ihr den Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen.
Aesop, der Höckrige, gilt Euch für Weise.
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise

Ge=

Gedoppelt groß und weise seyn,
Der glücklich ich in mir verein',
Was man getrennt im Demosthen
Und im Aesop gehöret und gesehn.

Als er zuerst in der gelehrten Welt auftrat, war es in Berlin Ton unter den Gelehrten, in den Abendgesellschaften Schach zu spielen. Mendelssohn wollte sich aber nie zu diesem Spiele (welches er übrigens meisterhaft zu spielen wußte) verstehen, und wenn man ihn dazu aufforderte, sagte er: „Schach ist für den Verstand zu viel Spiel, und als Spiel fordert es zu viel Verstand."

Der Seidenfabrikant Bernard, dessen Buchhalter Mendelssohn war, war ein Mann von nur beschränkter Fähigkeit und der auch für Kenntnisse und Geistesgaben Anderer keine große Achtung hatte. Eine vornehme Person in Berlin war einst gegenwärtig, als Mendelssohn von seinem Principal einer Kleinigkeit wegen sehr hart angefahren wurde. Die Person äußerte hierauf gegen den duldenden Moses ihre Verwunderung darüber, daß die Vorsehung einen solchen Geist von einem so alltäglichen Menschen abhängig seyn lasse. „Eben das, fiel Mendelssohn ein, beweist mir die Güte der Vorsehung. Sie wollte für meinen Herrn und mich zugleich sorgen, und mußte deßhalb ihn reich und mich arm werden lassen. Wäre es umgekehrt, so würde er gewiß sich in großer Noth befinden, da ich ihn sicher nicht zu dem Geschäfte brauchen könnte, wozu er jetzt mich braucht."

König Friedrich der Zweite von Preußen ließ ihn einst zu sich nach Potsdam kommen. Da es

eben

eben Sabbath war, wo kein Jude reiten oder fahren darf, so mußte Mendelssohn zu Fuß durch das Thor in Potsdam eingehen. Ein Junker, der wohl in seinem Leben weder Mendelssohns Phädon, noch die Briefe über die Empfindungen gelesen haben mochte, fragte ihn auf die Anzeige, daß er ein Jude, Nahmens Mendelssohn sei, und der König ihn verlangt habe, unter einigen soldatischen Flüchen, wie er in aller Welt zu der Ehre komme, zum Könige gerufen zu werden. Mendelssohn besann sich nicht lange, sondern gab zur Antwort: „Ich spiele aus der Tasche.“ — Ja, das ist etwas anders, sagte der Junker, und ließ den Taschenspieler Mendelssohn passiren, da er hingegen den Philosophen Mendelssohn vielleicht noch lange inquirirt, und wohl gar am Ende auf die Wachtstube gesetzt haben würde, da bekanntermaßen mehr Taschenspieler, als Weltweise, durch die Thore eingehen.

Ein andermal sah ein junger Officier, der an einem Thore Berlins die Wache hatte, einen unansehnlichen, verwachsenen Juden aus dem Thore gehen, ohne ihn weiter zu kennen. Er wollte ihn ein wenig aufziehen, und fragte ihn unter andern, womit er denn handle, er wolle ihm etwas abschachern. Der ungekannte Jude war Mendelssohn. Er gab dem Officier zur Antwort: „Womit ich handle, das kaufen Sie doch nicht.“ — Nun, sagte der Officier, womit handelst du denn? — „Mit Verstand“ erwiederte Mendelssohn.

Mendelssohn wurde einst in Berlin auf der Straße von einem gemeinen Soldaten insultirt. Sein Begleiter, ein junger Gelehrter, äußerte darüber seinen

Un-

Unwillen. „Aber, mein Gott! sagte Mendelssohn, was bleibt denn einem solchen Menschen noch übrig, wenn er nicht einmal einen Juden kujoniren darf!“

Friedrich der Zweite hatte von der Unsterblichkeit der Seele — nicht nach Mendelssohns System — gedichtet. Dieser rügte dieß streng in den Literaturbriefen, wälzte jedoch alle Schuld auf die leidige Nachahmung des Lukrez, entweder weil er dem königlichen Schutzbriefe: Dans la republique des lettres les opinions sont libres (in der Schrift: De la litteracture allemande) nicht recht traute, oder um sich selbst ein Kompliment zu machen. Der Generalfiskal hielt es für seine Pflicht, davon Notiz zu nehmen, verbot den Debit der Literaturbriefe bis nach ausgemachter Sache, und stellte den Recensenten wegen seiner Frechheit zur Rede. Dieser antwortete: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei, wer er wolle, König oder Bauer, muß es sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge ausruft, wie er schiebt.“ — Diese bescheidene Ansicht der Poesie und Philosophie gefiel, und die Sache war abgethan.

Friedrich der Zweite, der einmal eine Abneigung gegen die Juden gefaßt hatte, und darin durch Andere bestärkt wurde, strich Mendelssohns Nahmen in der, von der Berlinischen Akademie der Wissenschaften ihm überschickten, Liste der neu zu erwählenden Mitglieder. „O, sagte Mendelssohn, ich grämе mich nicht darüber. Nur alsdann würde es mich schmerzen, mit würdigen Männern in einer solchen Verbrüderung nicht stehen zu dürfen, wenn mich die Akademie,

mie, und nicht der König davon ausgeschlossen hätte."

Wenn in Mendelssohns Abendunterhaltungen mit seinen Freunden das Gespräch zufällig auf philosophische Materien, oder andre ernsthafte Gegenstände zu fallen schien, so pflegte er durch irgend eine schickliche Wendung auszubeugen. So lenkte sich das Gespräch eines Abends auf die Ontologie, und man that verschiedene Fragen an ihn. „Es ist wahr, fiel er ein, es ist etwas Vortreffliches um die Ontologie, vorzüglich wenn sie einem ein gutes Nachtlager verschafft. Mir hat sie einmal zu einem sehr guten Nachtlager verholfen, als ich schon darauf gefaßt war, die Nacht in meinem Wagen unter freiem Himmel zuzubringen." Alle waren begierig zu hören, wie dieses zugegangen, und Mendelssohn erzählte, was folget. „Ich war auf einer Reise im **schen begriffen, und wurde eines Abends genöthigt, in einem kleinen Dorfe zu übernachten, wo kein ordentlicher Gasthof war. Das Wetter war sehr unfreundlich. Als ich erfuhr, daß ein Prediger im Dorfe wohne, schickte ich zu diesem, und ließ mich bei ihm als einen Gelehrten aus Berlin melden, der um ein Nachtlager bitte. Der Prediger ließ sich willig finden, mochte aber doch einige Bedenklichkeiten hegen, da er hörte, daß der Gelehrte aus Berlin ein Jude sei. Wie ich auf das Haus zukam, sahe ich den Prediger, der mich erwartete, einen sehr ehrwürdigen Greis, vor der Thür stehen. Ehe mich aber der alte Mann unter sein Dach nöthigte, wollte er erst einige genauere Erkundigung einziehen, und fragte mit ausgestrecktem Arm und auf mich gerichteten Zeigefin-

ger:

ger: Quid est Ontologia (was ist die Ontologie)? — Ich sagte ihm die Wolfische Definition in lateinischer Sprache, und jener fragte nun weiter bis auf den Begriff von Gott, und da ich meine Beantwortung und Erklärung desselben mit den Worten schloß: Deus est ens summum, optimum, maximum (Gott ist das höchste, gütigste, größte Wesen) so fiel der Greis, gleichsam wie in eine ihm bekannte Melodie, mit Entzücken ein und wiederholte: Ens summum, optimum, maximum. Und nun erst bot er mir freundlich die Hand und sagte: Seyn Sie mir herzlich willkommen." Als Mendelssohn auf seiner Rückreise wieder durch dasselbe Dorf kam, hatte er einen polnischen Juden bei sich, den er, weil er zu Fuße gieng, eingeladen hatte, eine Strecke mit ihm zu fahren. Diesem sagte Mendelssohn, er müsse sich in dem Dorfe ein Stündchen aufhalten, weil er dem Prediger seinen Besuch machen wolle. — Eben den hatte ich mir auch zu besuchen vorgenommen, sagte der polnische Jude. — „Also kennen Sie ihn?" — Wie sollte ich ihn nicht kennen, erwiederte jener; ich habe diesem Manne große Verbindlichkeit. Ich hatte ihm einmal mein ganzes Vermögen in Verwahrung gegeben, und da vor einigen Jahren sein Haus abbrannte, hat er alles stehen und liegen lassen, und erst das Meinige gerettet; darüber hat er das Seinige selbst verloren, wovon er fast nichts hat retten können. — Mendelssohn und der polnische Jude giengen nun beide zu dem alten Prediger ins Haus, der sie freundschaftlich umarmte, und, so gut es sich thun ließ, bewirthete. Der Sohn des Predigers, welcher in Halle studirt hatte, war während

der

der Zeit von der Universität zurückgekehrt, und hatte Mendelssohns Schriften gelesen, wovon er seinem Vater manches erzählt hatte. Dieser freute sich nun um desto mehr, einen Gelehrten unter seinem Dache zu bewirthen, der auf alle Weise so gut bestand. Er ließ sich mit ihm aufs neue in ein eifriges Gespräch über die Ontologie ein, und bei der Abreise nahm er von ihm, wie von einem alten guten Freunde, den zärtlichsten Abschied. Auch noch nachher besuchte Mendelssohn diesen Prediger verschiedenemal bei seiner Durchreise durch das Dorf, und wurde immer von ihm aufs freundschaftlichste empfangen.

Es besuchte ihn einmal ein lutherischer Prediger, welcher in seiner Gegend, wo noch große Dunkelheit herrschte, Aufklärung zu verbreiten suchte, und sich deßwegen Mendelssohns Rath erbat. Es war rührend anzuhören, wie ein Jude hier mit einem lutherischen Prediger über die beste Art und Weise, eine christliche Gemeine zu unterrichten, sprach, und wie Mendelssohn den Prediger ermahnte, ja nicht auf einmal so viele Neuerungen zu machen, und bei dem Aufklärungsgeschäft mit Behutsamkeit und Sanftmuth zu verfahren, wie Christus auch zu thun gelehrt habe.

Edle Bescheidenheit, die dem wahrhaft großen Manne, der sich seines inneren Werthes bewußt ist, eigen zu seyn pflegt, besaß er in hohem Grade. Er war überhaupt kein Freund von äußeren Ehrenbezeigungen; aber dann waren sie ihm doppelt zuwieder, wenn sie übertrieben gemacht wurden. In dieser Lage befand er sich sehr oft, und gerieth dadurch in einige Verlegenheit; aber

er

er wußte sich doch gemeiniglich sehr glücklich herauszuhelfen, und übertriebene Schmeicheleien auf die feinste Art von sich abzulehnen. Es besuchten ihn einmal ein paar junge Edelleute aus Frankreich, welche versicherten, daß sie vorzüglich, um den König von Preußen und ihn zu sehen, nach Deutschland gekommen wären. Mendelssohn, ohne darauf zu antworten, fragte, ob sie etwa auch nach Weimar reisen würden, und nahm hiervon Gelegenheit, von Wieland, Herder, Göthe und Bertuch mit außerordentlichen Lobeserhebungen zu sprechen, seine eigenen Verdienste aber gleichsam in Schatten zu stellen. Und so fuhr er fort, das Gespräch auf mehrere der vorzüglichsten Köpfe Deutschlands zu lenken, und schilderte deren Verdienste seinen beiden Bewunderern aus Frankreich so lebhaft, bloß in der Absicht, daß ihn diese darüber vergessen sollten.

Er wußte oft im Gespräch die Ueberzeugung durch glückliche und überraschende Wendungen zu lenken. Ein junger Schriftsteller hatte ihm einen Aufsatz über die Freiheit des menschlichen Willens zum Durchlesen gebracht, und kam nach einiger Zeit, um Mendelssohns Urtheil darüber zu hören. „Ich habe Ihren Aufsatz über die Willensfreiheit nicht lesen können" sagte Mendelssohn. Der junge Mann ward hierüber betreten, weil er die Schuld davon auf seinen Aufsatz schob, und versicherte, es sei ihm leid, Mendelssohn damit behelligt zu haben. Mendelssohn, nachdem er, um ihn zufrieden zu sprechen, ihm erklärt hatte, daß bloß zufällige Umstände ihn daran gehindert hätten, fragte: „Wie konnten Sie doch aus meiner vorigen Aeußerung schließen, daß

ich

ich Ihren Aufsatz für schlecht hielte?" — „Weil ich glaubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen" erwiederte jener. — „Sie machen also, wie ich höre, einen Unterschied zwischen Wollen und Können? versetzte Mendelssohn; dann darf ich ja Ihren Aufsatz über die Willensfreiheit gar nicht lesen, denn ich höre, wir sind schon einig."

Gutmüthigkeit mit Verstand verknüpft schätzte er über alles, und war im Lobe derjenigen Personen unerschöpflich, bei welchen er diese beiden Eigenschaften gepaart antraf. Wenn zuweilen von auffallend guten Handlungen die Rede war, die man durch liebloſe Urtheile verunglimpfen, und ihnen unedle Motiven unterschieben wollte, so war er sehr lebhaft in deren Vertheidigung. Sagte man, daß sie durch Ehrsucht veranlaßt wären, so erwiederte er, daß eben dieses ja schon etwas Vortreffliches sei, in guten Handlungen Ehre zu suchen. Er gieng lieber im Zutrauen, als im Mißtrauen gegen menschliche Tugend und Herzensgüte zu weit. Fiel die Rede zuweilen auf Falschheit, List und Verstellung der Menschen, so lief immer sein Urtheil darauf hinaus, daß man sich durch dieß alles doch nicht müsse versteckt, verschlossen und mißtrauisch machen lassen. Und er war selbst der erste, welcher unverbrüchlich bis an seinen Tod diese edle Lebensregel übte.

Bei den Rabbinen ist es Gebrauch, ihre gelehrten Unterhaltungen Disputationen zu nennen, wobei sie denn gewöhnlich in ihren Principien nicht sehr eins zu seyn pflegen. Dieß konnte Mendelssohn nicht leiden. Einst kam ein Rabbi zu ihm, als er eben eine große Ge-

sellschaft

sellschaft bei sich hatte, und sagte: „Ich bin gekommen, mit Ihnen zu disputiren.“ — „Freund, kam ihm Mendelssohn entgegen, ich erkläre hier öffentlich, daß wir Friede mit einander haben, und dieser soll nicht verletzt werden.“

XXI.

Immanuel Kant

geb. 1724 zu Königsberg in Preußen, studirte seit 1740 auf der Universität seiner Vaterstadt, wurde 1755 daselbst Magister, 1770 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, und 1787 Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Seit dem Jahre 1794 nahmen allmählig die Kräfte seines Körpers und Geistes immer mehr und mehr ab, und sanken zuletzt bis zur völligen Ohnmacht. Der größte Denker seines Zeitalters vermochte in der letzten Zeit seines Lebens kaum noch einige wenige Begriffe an einander zu reihen. Er starb 1804, im achtzigsten Jahre seines Alters.

Wer Kants kritische Schriften kennt, und in ihren tiefverborgenen Geist ganz eingedrungen ist, der bewundert auch den originellen tiefdenkenden Geist ihres Verfassers, der unbefriedigt von allen philosophischen Systemen der Vorzeit, und aufgeregt durch das Studium

der

der Humeschen Schriften, sich endlich durch das Labyrinth des Dogmatismus und Skepticismus seinen eigenen Weg bahnte, das Vernunftvermögen selbst einer genauen Kritik unterwarf, die Grenzen der menschlichen Erkenntnißkraft ausspähte und absteckte, und auf diesem Grunde ein neues Gebäude der Philosophie aufzuführen suchte, welches zum Siege der Wahrheit allen Angriffen einer irregeleiteten Vernunft trotzen sollte. Zu bedauern ist es, daß den großen Denker das Alter übereilte, und ihn an der gänzlichen Vollendung seines philosophischen Systems verhinderte. Sein letztes Werk, welches, nach seiner eigenen Aeußerung, der Schlußstein seines ganzen Lehrgebäudes seyn, und die Haltbarkeit und reelle Anwendbarkeit seiner Philosophie vollgültig dokumentiren sollte, blieb ganz unvollendet. Es sollte den Uebergang der Metaphysik zur eigentlichen Physik darstellen, und auch diesen Titel führen.

Kant besaß ein seltenes Sach- und Wortgedächtniß, und eine bewundernswürdige innere Anschauungs- und Vorstellungskraft. Diese Geistesvermögen behielt er auch bis nach seinem siebzigsten Jahre in voller Thätigkeit. Er citirte oft lange Stellen aus alten und neuen Schriften, besonders aus Dichtern. Eben so erinnerte er sich an historische Gegenstände mit der größten Genauigkeit. Er schilderte z. B. eines Tages in Gegenwart eines geborenen Londners die Westmünsterbrücke nach ihrer Gestalt und Einrichtung, nach Länge, Breite und Höhe, und den Maaßbestimmungen aller einzelnen Theile so genau, daß der Engländer ihn fragte, wie viel Jahre er in London gelebt, und

ob er sich besonders der Architektur gewidmet habe, worauf ihm versichert wurde, daß Kant weder die Grenzen Preußens überschritten hätte, noch ein Architekt von Profession wäre. Eben so detaillirt soll er sich mit Brydone über Italien unterhalten haben, so daß dieser sich ebenfalls erkundigte, wie lange er sich in Italien aufgehalten. Von seiner inneren Anschauungs- und Vorstellungskraft legt folgende Thatsache einen Beweis ab. Kant hatte nach seinem sechzigsten Jahre ganz besonders die Chemie liebgewonnen, und studirte die neuen chemischen Systeme mit dem größten Eifer. Obgleich er nie ein chemisches Experiment gesehen hatte, so hatte er doch nicht allein die ganze chemische Nomenklatur vollkommen inne, sondern er wußte auch den ganzen Recess aller chemischen Experimente so genau und detaillirt anzugeben, daß einst an seinem Tische in einem Gespräch über Chemie der große Chemiker, Doktor Hagen, voll Verwunderung erklärte, es sei ihm unbegreiflich, wie man durch bloße Lektüre ohne Hülfe anschaulicher Experimente die ganze Experimentalchemie so vollkommen wissen könne.

Die hervorstechendste Kraft des Kantischen Geistes aber war, Begriffe zu zergliedern, und sie in ihre einfachsten Bestandtheile und Merkmale zu zerlegen. Durch dieses tiefe Forschungsvermögen blieb seinem Geistesblicke nichts verborgen, was in der physischen und intellektuellen Welt dem menschlichen Geiste erkennbar ist. Daher entdeckte er so leicht das Fremdartige in den Begriffen Anderer; daher drang er mit seinem Scharfblick auf den Grund des Irrthums; daher enthüllte sich so leicht seinem Auge die Wahrheit in ihrem hellesten Lichte. Dieß Vermögen,

ein-

einzelne Begriffe bis in ihre einfachsten Vorstellungen zu verfolgen, und von einander abzusondern, blieb auch am längsten ein Eigenthum seines Geistes, auch da noch, als seine übrigen Erkenntnißkräfte, besonders die Kombinationsgabe der Begriffe, die seiner Sagacität nie gleich gewesen war, merklich dahin schwanden. Mit diesem tiefen Forschungsvermögen war von je her die besondere Eigenthümlichkeit des Kantischen Geistes verbunden, daß sich einzelne Begriffe in ihm so fest fixirten, daß er unabläßig und oft unwillkührlich auf sie zurückkam. Bei eintretender Altersschwäche nahm dieß noch mehr zu, und bewirkte in seinem sonst so reichhaltigen Gespräche eine gewisse ermüdende Einförmigkeit.

Originalität wird ein jeder dem Kantischen Erkenntnißvermögen im höchsten Grade beimessen, und in der That, ist je ein Weltweiser einen neuen ungebahnten Weg gegangen, so ist es Kant. Seine eigene Ideenfülle aber, und die Leichtigkeit und Gewohnheit, alle philosophischen Begriffe aus der unerschöpflichen Quelle seiner eigenen Vernunft herauszuschöpfen, machte, daß Kant am Ende fast keinen Andern als sich selbst verstand. Es ist die Rede hier von abstrakten philosophischen Begriffen. Er, im eigentlichsten Sinne des Worts, ein originneller Denker, fand Alles in sich selbst, und verlor darüber die Fähigkeit, etwas in Andern zu finden. Gerade zu der Zeit der höchsten Reife und Kraft seines Verstandes, als er die kritische Philosophie bearbeitete, war ihm nichts schwerer, als sich in das System eines Andern hineinzudenken. Selbst die Schriften seiner Gegner konnte er nur mit der äußersten Mühe fassen, weil es ihm unmöglich

war, sich auch nur auf einige Zeit aus seinem originellen Gedankensystem herauszusetzen. Er gestand dieß selbst, und gab gewöhnlich seinen Freunden den Auftrag, für ihn zu lesen, ihm den Inhalt fremder Systeme in Vergleichung mit dem seinigen nach den Hauptresultaten mitzutheilen, und überließ es, vielleicht auch mit aus diesem Grunde, seinen Schülern und Freunden, seine Philosophie gegen die Anfechtungen seiner Gegner zu schützen.

Kant besaß sehr vielen Witz. Sein Witz war leicht, launigt und sinnreich. Es waren Blitze, die am heitern Himmel spielten, und er würzte durch ihn nicht allein seine gesellschaftlichen Gespräche, sondern auch seine Vorlesungen. Sein Witz gab dem ernsten tiefdenkenden Geiste ein gefälliges Gewand, und zog ihn oft aus den hohen Sphären der Spekulation zur Aufheiterung seiner angestrengten Zuhörer in die Regionen des irdischen Lebens herab.

In allen seinen Vorlesungen war Kant ein Muster von Pünktlichkeit und Ordnung. Nie ließ er eine Stunde ausfallen, nie versäumte er auch nur eine einzige Viertelstunde. Seine Vorträge waren ganz frei. In vielen Stunden bediente er sich nicht einmal eines Heftes, sondern er hatte sich an dem Rande seiner Lehrbücher Einiges notirt, was ihm zum Leitfaden diente. Oft brachte er nur ein ganz kleines Blättchen in die Stunde mit, worauf er seine Gedanken mit kleiner abgekürzter Schrift verzeichnet hatte. Sein Vortrag war immer dem Gegenstande vollkommen angemessen, aber er war nicht ein memorirter, sondern ein stets neu gedachter Erguß des Geistes. Unter seinen philosophischen Vorlesungen war er am leich-

testen in der Logik zu fassen; nur war seine Absicht nie, seinen Zuhörern eine Logik beizubringen, sondern sie denken zu lehren. Auch sein metaphysischer Unterricht war, die Schwierigkeit des Gegenstandes für den anfangenden Denker abgerechnet, lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, daß er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfienge, über den Gegenstand nachzudenken, allmählich neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffes übergieng, und so den strenge aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrages ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende annahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte bloß halbe Wahrheiten ein. Bei diesen metaphysischen Spekulationen ereignete es sich aber öfters, daß Kant von seiner Geisteskraft hingerissen, einzelne Begriffe zu weit verfolgte, und in dieser Digression den Gegenstand aus den Augen verlor, wo er denn gewöhnlich mit dem Ausdrucke: In Summa, meine Herren! plötzlich abbrach, und eiligst wieder zu dem Hauptmomente zurückkehrte. Dieß erschwerte seinen Vortrag. Kant wußte auch selbst sehr wohl, daß sein philosophischer Unterricht für den Anfänger nicht leicht war, und forderte deshalb öffentlich die Studirenden auf, sich durch die Vorlesungen des Professor Pörschke darauf

auf vorzubereiten. In seiner Moral war Kant nicht bloß spekulativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl eben so mit sich hinriß, als er den Verstand befriedigte. Ja es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen philosophischen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Wie oft rührte er seine Zuhörer bis zu Thränen, wie oft erschütterte er gewaltsam ihr Herz, wie oft erhob er ihren Geist und ihr Gefühl aus den Fesseln des selbstsüchtigen Eudaimonismus zu dem hohen Selbstbewußtseyn der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennüzigen Pflichterfüllung! Der unsterbliche Weltweise schien dann von himmlischer Kraft begeistert zu seyn, und begeisterte auch die, die ihm voll Verwunderung zuhörten. Es verließ gewiß niemand eine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu seyn. Durch seine Vorlesungen über rationale Theologie wollte er vorzüglich zu einer vernünftigen Aufklärung in Sachen der Religion beitragen, daher er dieß Kollegium am liebsten las, wenn viele Theologen seine Zuhörer waren. Einmal fanden sich nur so wenige Zuhörer für diese Vorlesung, daß er sie schon aufgeben wollte; als er aber erfuhr, daß die versammelten Zuhörer fast alle Theologen waren, so las er sie doch gegen ein geringes Honorar. Er hegte die Hoffnung, daß gerade aus diesem Kollegium, in welchem er so lichtvoll und überzeugend sprach, sich das helle Licht vernünftiger Religionsüberzeugungen über sein ganzes Vaterland verbreiten würde; und er täuschte sich nicht. Denn

viele Apostel giengen von dannen aus, und lehrten das Evangelium vom Reiche der Vernunft. Eine leichtere, aber äußerst anziehende Belehrung gewährte sein Vortrag über Anthropologie und physische Geographie, welche auch am häufigsten besucht wurden. Hier sah man den hohen Denker in der Sinnenwelt umherwandeln, und Menschen und Natur mit der Fackel einer originellen Vernunft beleuchten. Seine scharfsinnigen Bemerkungen, welche das Gepräge einer tiefen Menschen- und Naturkenntniß an sich trugen, war in einem mit Witz und Genialität gefüllten Vortrage eingekleidet, der einen jeden Zuhörer entzückte. Es war eine Freude zu sehen, wie hier Jünglinge sich der neuen Ansicht freuten, welche ihnen über Menschen und Natur eröffnet wurde, und neben ihnen oftmals gelehrte und kenntnißreiche Geschäftsmänner saßen, und auch für ihren Geist volle Nahrung fanden. In diesen Vorträgen war Kant Allen Alles, und hat vielleicht durch sie den größten Nutzen fürs gemeine Leben gestiftet.

Kant saß bei seinen Vorlesungen etwas erhaben vor einem niedrigen Pulte, über welches er fortsehen konnte. Da seine Stimme nur schwach war, so herrschte in seinem Hörsaale die größte Stille, um ihn nur in einiger Entfernung verstehen zu können. Er faßte bei seinem Vortrage gewöhnlich einen nahe vor ihm sitzenden Zuhörer ins Auge und las gleichsam aus dessen Gesichte, ob er verstanden wäre. Dann konnte ihn aber auch die geringste Kleinigkeit stören, besonders wenn dadurch eine natürliche oder angenommene Ordnung unterbrochen wurde, die dann gleichfalls die Ordnung seiner Ideen unterbrach.

Einst

Einst wurde Kant in einer Stunde immer in seinen Gedanken unterbrochen, weil einem dicht vor ihm sitzenden Zuhörer ein Knopf am Rocke fehlte. Unwillkührlich wurden seine Augen und seine Gedanken auf diese Lücke hingezogen. Er machte nachher die Bemerkung dabei, daß dieses mehr oder weniger einem jeden Menschen so gehe, und daß z. B. wenn die Reihe Zähne eines Menschen durch eine Zahnlücke unterbrochen wäre, man gerade immer nach dieser Lücke hinsehe. Eben so zerstreute ihn ein auffallendes und so genanntes geniemäßiges Aeußere an einem nahe sitzenden Zuhörer z. B. die damals noch ungewöhnlichen, über Stirn und Nacken los hängenden Haare, ein unbedeckter Hals und eine offene Brust, oder die Figur eines nachmaligen Incroyable.

Seiner großen Vorzüge wegen genoß Kant als Professor von seinen Zuhörern und allen akademischen Bürgern eine so hohe Achtung und Ehrfurcht, als vielleicht selten ein akademischer Lehrer. Von seinen Zuhörern wurde er fast vergöttert, und sie ergriffen jede Gelegenheit, ihm dieß zu beweisen. Aber er war auch gegenseitig ein wahrer Freund der studirenden Jugend. Er hatte seine Freude an dem freimüthigen, liberalen, geschmackvollen Wesen und Betragen, wodurch sich der akademische Bürger vor andern Ständen auszeichnet, und er mißbilligte es an einigen studirenden Kaufmannssöhnen, daß sie in ihrem Aeußeren den Studenten verleugneten und sich wie Ladendiener kleideten. Daher nahm er auch an allem, was zur Sittenverfeinerung und Bildung der Studirenden beitrug, lebhaften Antheil. Auch jede Ehrensache, wodurch sich die studirende Jugend geschmackvoll auszeich-

nete z. B. die Aufzüge bei den Huldigungen, interessirten ihn ungemein, und er ließ sich nicht nur ihre Einrichtung schon zuvor umständlich mittheilen, sondern es mußte ihn auch wohl nachher einer von den akademischen Bürgern in der Uniform besuchen, damit er sie selbst sehen könnte. Vor allen Dingen freute er sich über den Fleiß und die guten Sitten der studirenden Jünglinge. In seinem Repetitorium Beweise des Fleißes und der Aufmerksamkeit abzulegen, war der sicherste Weg, sich als Student seine Gunst zu erwerben. Aber er äußerte auch im Auditorium ganz unverholen seinen Unwillen, wenn seine Zuhörer in der Wiederholungsstunde nichts zu antworten wußten.

Kant war im eigentlichen Sinne des Worts ein Universalgelehrter. Er hatte mit seinem Geiste das ganze Gebiet menschlicher Kenntnisse umfaßt, und war allenthalben bis ins genaueste Detail eingedrungen. Es giebt keinen Gegenstand aus dem Umfange so wohl ernster Wissenschaften, als des gemeinen Lebens, den er nicht einer genauen Prüfung unterworfen, und von welchem er nicht alles Wissenswerthe eingesammelt hätte. Zu ersterem führte ihn sein spekulativer Kopf hin, der überall Nahrung suchte; letzteres erleichterte ihm sein ungeheures Gedächtniß, das ein vastes Repositorium ausgebreiteter Gelehrsamkeit war. Kants Wissen war aber nicht bloß eine Büchergelehrsamkeit, sondern es war aus dem Leben selbst geschöpft. Wie einst die Weltweisen des Alterthums im Umgange mit der Welt und mit den Menschen ihren Geist bildeten und mit Kenntnissen bereicherten, so that es auch Kant. Er suchte den Menschen in seinen verschiedenen Verhältnissen auf; er durchspähte ihn mit sei-

nem Forscherblick, und erwarb sich dadurch die tiefe Menschenkenntniß, welche er durch sein ganzes Leben und durch seine Schriften beurkundet hat. Und ob er gleich nie gereist war, so bot ihm doch seine Vaterstadt, sein Ruhm und sein Amtsverhältniß Gelegenheit genug dar, Menschen aus allen Ständen und Nationen, und in den verschiedensten Lebenssituationen kennen zu lernen, welche Gelegenheit er auch mit Sorgfalt benutzte. Auf diese Art schritt Kant bis in die letzten Jahre seines Lebens mit seinem Zeitalter fort, erhielt sich in vertrauter Bekanntschaft mit dem Gebiete der Wissenschaften und vermehrte als Greis noch den Reichthum seiner Kenntnisse, bis endlich mit seiner Erinnerungskraft dieser in einem langen Leben mühsam eingesammelte Schatz der Gelehrsamkeit noch vor seinem Tode auf immer verloren gieng.

War Kant groß und bewundernswürdig durch seinen Geist und durch seine Gelehrsamkeit, so war er auch groß und achtungswerth durch seinen Charakter und durch seine Handlungsweise. Schon durch seine natürliche Herzensneigungen war er zu einem edlen, wohlwollenden und liebenswürdigen Menschenfreunde berufen; aber durch seine Philosophie, welche die sittliche Bestimmung des Menschen in ihrer erhabensten Würde auffaßte, hatte er seine Neigungen an einen sittlichen Grundsatz befestigt, er hatte seinen Willen vom Pflichtgebot seiner Vernunft abhängig gemacht und sich dadurch zu einem wahrhaft pflichtliebenden und rechtschaffenen Manne ausgebildet. Kant lebte, wie er lehrte!

Kants Gemüth war von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt. Er sah die Welt mit heiterem Blicke an, faßte

ihre

ihre erfreuliche Außenseite auf, und trug gegenseitig seinen Frohsinn auf die Außendinge über. Daher war er gewöhnlich zur Freude aufgelegt. Selbst wenn man ihn bei seinen tiefsinnigsten Arbeiten unterbrach, äußerte er eine frohe, muntere Laune, die er auch sogleich Andern mittheilte. Sein Gemüth blieb sich fast immer gleich, und wurde selten durch einen Affekt aus dem Gleichgewichte gehoben. Die herrschenden Neigungen seines Herzens waren menschenfreundlich und wohlwollend, und die tiefsinnigen metaphysischen Spekulationen seines Geistes vermochten es nicht, sein Herz auszutrocknen und der theilnehmenden Gefühle zu berauben. Seine theilnehmende Menschenfreundlichkeit begnügte sich aber nicht mit frommen Wünschen und Gefühlen, sondern äußerte sich in reger Thätigkeit für das Wohl Anderer. Kant war ein wohlthätiger Mann; er stand gern mit Rath und That einem jeden bei, der seine Hülfe suchte, und die Zahl derer, welche sie suchten, war nicht klein. Er unterstützte seine Familie ansehnlich; aber er hatte auch jährlich eine beträchtliche Summe zur Unterstützung von Hausarmen und zum Beitrage an Armenkassen bestimmt. Kant hatte einen wahren und ächten Weltbürgersinn. So wie sein großer Geist die Natur umfaßte, so umfaßte sein großes Herz die ganze Menschheit. Menschen aus allen Ständen und Nationen interessirten ihn, und ihr Schicksal gieng ihm zu Herzen. Es war genug, ein Mensch zu seyn, um in ihm einen theilnehmenden Rathgeber und Helfer zu finden. Nur dem Unverschämten, der ihn absichtlich täuschte oder seine Gutthaten mißbrauchte, blieb sein Ohr und seine Hand fernerhin verschlossen. Ein her-

vor-

vorstechender Zug in Kants Charakter war die Hochachtung, welche er gegen die Menschen überhaupt hegte, und die Gerechtigkeit, welche er den Vorzügen und Verdiensten Anderer wiederfahren ließ. Eben deshalb, weil er in jedem Menschen Anlagen zur sittlichen Vervollkommnung, und dadurch ursprüngliche, unveräußerliche und gleiche Menschenrechte anerkannte, achtete er einen jeden Menschen als solchen, weß Standes er auch seyn mochte, und diese Achtung der Menschenwürde überhaupt drückte seiner ganzen Denk- und Handlungsweise ein ganz eigenthümliches Gepräge auf. Dem großen Geiste Kants war niemand klein, weil er ein Mensch war. Er schätzte den Werth der Menschen nicht nach dem bürgerlichen Marktpreise ab, sondern nach der sittlichen Würde, zu der ein jeder berufen ist. Daher behandelte er auch den Niedrigsten aus dem Volke mit einer der Menschheit gebührenden Achtung. Selbsterworbene Vorzüge und Verdienste vermehrten seine Achtung gegen Menschen. Er selbst voll hohen Werths durfte keinen erniedrigen, um sich selbst zu heben. Das that er auch nie, sondern er ehrte im Gegentheil die Talente, die Wissenschaften, die sittlichen Vollkommenheiten, und selbst die dadurch erworbene bürgerliche Würde anderer Menschen, und gab dieß auch auf eine, den Verdiensten eines jeden angemessene, Art zu erkennen. Aber sein eigener hoher Werth bewahrte ihn andererseits vor Kriecherei und Menschenscheu.

Kant zeigte sich in seinem ganzen Betragen als ein Muster der Humanität. Er schätzte nicht bloß das hervorstechende Verdienst, sondern er suchte auch die weniger bemerkbaren Tugenden eines Menschen auf, ehrte schon

das

das gute Herz und den guten Willen, und behandelte selbst Schwächen anderer Menschen mit einer nachsichtsvollen Schonung. Der gutmüthige Pfarrer Becker in Königsberg hatte mit unserm Kant, als er schon neun und sechzig Jahre alt war, noch einen sonderbaren Plan vor. Eines Tages kommt der Pfarrer zu Kant, und fängt nach dem Eintrittskomplimente sein Gespräch mit der Frage an, ob der Herr Professor denn noch immer so allein wären? Auf die scherzhafte Erwiederung Kants, daß er diese Frage nicht verstehe, da er ihn ja gewöhnlich so fände, rückt Becker mit einer näheren Erklärung heraus, daß er darunter den ehelosen Stand meine, und fängt an, dem Greise das Angenehme und Wünschenswerthe des ehelichen Lebens aus einander zu setzen. Wie Kant ihn versichert, daß er dieses Alles für Scherz aufnehme, so zieht Becker eine kleine gedruckte Piece aus der Tasche, betitelt Raphael und Tobias oder das Gespräch zweier Freunde über den Gott wohlgefälligen Ehestand, überreicht sie dem Professor mit der Versicherung, daß er sie hauptsächlich für ihn habe drucken lassen, und zwar in der Hoffnung, daß der Inhalt dieser Abhandlung ihn noch zur Ehe bewegen werde. Kant nahm mit Freundlichkeit den Raphael und Tobias an, und entschädigte den Verfasser für gehabte Mühe und Druckkosten. Die Wiedererzählung dieses Vorfalls bei Tische war die scherzhafteste Unterhaltung, aber auch aus ihr leuchtete so ganz der humane Sinn des grossen Mannes hervor.

Von Kant kann man mit völliger Gewißheit behaupten, daß nie ein Betrug in seinem Munde erfunden wor-

worden; denn wenn je ein Mensch der Wahrheit huldigte, diese Huldigung durch sein ganzes Wesen offenbarte, und auch an Andern über alles schätzte, so war es Kant. Er selbst wollte nie anders scheinen, als er wirklich war, aber ihm war auch nichts so sehr zuwider, als wenn er eitle Anmaßungen an andern Menschen bemerkte. So sehr er wirkliche Verdienste ehrte, so sehr verachtete er den gleißnerischen Schein derselben. Besonders wurde seine Seele mit tiefem Unwillen erfüllt, wenn er selbst von Andern zum Mittel einer eitlen Ruhmsucht gemißbraucht wurde. Doch nicht bloß das hochmüthige Brüsten über ungegründete Verdienste war ihm zuwider, sondern sein gerader, Wahrheit liebender Sinn konnte eben so wenig die entgegengesetzte Abweichung ertragen, weil er auch in ihr weiter nichts als Stolz in der Demuth, wenigstens eine tadelhafte Unklugheit fand. So tadelte er es, wenn junge Leute hinter ein affektirt schlichtes Aeußere ihre wirklichen Vorzüge verbergen wollten, weil wir, nach seiner Meinung, keinem Menschen das Urtheil über uns erschweren, oder wohl gar zu unserm Nachtheil irre leiten müssen, und weil es ein stolzes Verlangen verrathe, daß Menschen, ungeachtet der von uns geflissentlich angenommenen rauhen und unpolirten Schaale, doch den gesunden Kern in uns aufsuchen sollen. Seine Strenge hierin artete wirklich bis zur Schwachheit aus, obgleich dabei nichts anderes, als ein menschenfreundliches Wohlwollen zum Grunde lag. Er wünschte nemlich, daß jeder Mensch nicht allein innerlich, sondern auch äußerlich, folglich seine ganze Bildung vollenden möchte, weil auch letzteres zur Erreichung vernünftiger Zwecke im Leben unentbehrlich, folg-

folglich auch Pflicht sei. Er war aus vielfältiger Erfahrung überzeugt, daß viele edeldenkende und geschickte Jünglinge durch ein solches unpolirtes und geniemäßiges Aeußere ihr ganzes Lebensglück verscherzen, und sich für die bürgerliche Gesellschaft unbrauchbar machen. Und dieß war es eben, was seinem menschenfreundlichen Herzen wehe that. Aus diesem vernünftigen Grunde rieth er auch seinen jungen Freunden, den Umgang mit gebildeten Frauenzimmern, so oft sich dazu nur Gelegenheit darböte, aufs sorgfältigste zu benutzen, weil dieß das einzige Mittel sei, ihre Sitten zu verfeinern und zu veredlen. Ja er hielt die Benutzung dieses Bildungsmittels für eben so nothwendig, als die Sorge für die Ausbildung des Geistes, und war daher der Meinung, daß ein junger Mann, der sich für die Welt ausbilden will, Gesellschaften gebildeter Damen so oft besuchen müsse, als nicht besondere höhere Pflichten es ihm verbieten.

Sich selbst maß Kant nach einem verhältnißmäßig kleinen Maaßstabe, und sein Sinn für Wahrheit und Lauterkeit, den er durch sein ganzes Leben äußerte, neigte sich bei der Beurtheilung seiner selbst zu einer liebenswürdigen Bescheidenheit hin. Er sprach von den verdienten Gelehrten und Staatsbeamten seiner Zeit und der Vorzeit stets in Ausdrücken einer besonderen Achtung, und wenn er sich mit ihnen in Vergleichung stellte, so war sein Urtheil über sich selbst jederzeit so anspruchslos und bescheiden, daß man schon hierin die wahre Größe des unsterblichen Mannes erkannte und bewunderte. Als er eines Tages über Newton sprach, und hierauf den Gang, welchen er selbst in der Naturwissenschaft genommen, mit jenem

des

des Newton in Vergleichung stellen wollte, fügte er mit einer rührenden Bescheidenheit hinzu: wofern sich etwas Kleines mit etwas Großem vergleichen läßt. Auch über Philosophen, die einem andern Systeme folgten, ja selbst über seine Gegner, wenn sie wirklich Wahrheit suchten, und keine des Gelehrten unwürdige Absichten verriethen, sprach er stets mit einer unpartheiischen Würdigung ihrer Verdienste. Ja er suchte sich selbst zu erklären, wie seine bescheidenen Gegner sehr natürlich anderer Meinung seyn konnten, und lebte im vollen Vertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit. Ungeachtet dieser anspruchslosen Bescheidenheit hatte Kant doch ein zartes Gefühl für die Anerkennung seiner Verdienste. Ihn interessirte der Beifall, den ihm verdiente Gelehrte und andere achtungswürdige Männer schenkten, und er nahm ihre schriftlichen Beweise von Hochachtung und ihre persönlichen Besuche mit gebührender Werthschätzung auf. Es war ihm schon um der Anerkennung und Ausbreitung seiner Philosophie willen nicht gleichgültig, daß König Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen ihm den jetzigen Professor Kiesewetter zuschickte, um seinen besondern mündlichen Unterricht zu benutzen, und daß der Fürstbischof von Würzburg dem Professor Reuß ein besonderes Geld zur Reise nach Königsberg gab, damit er sich über einige Gegenstände seiner Philosophie mit ihm persönlich unterhalten möchte. Eben so schmeichelhaft war ihm der ehrenvolle Beifall, den die Minister v. Zedlitz, v. Schrötter, v. Massow, der Kanzler v. Schrötter und andere große Männer ihm zum Theil persönlich bewiesen. Auch die von seinen Schülern ihm aufrichtig dar-

dargebrachten Beweise von dankbarer Verehrung machten ihm eine sichtbare Freude. Jede auch nur dem Schein nach geäußerte Geringschätzung oder Vernachläßigung, besonders von Männern, auf deren Achtung er schon als Gelehrter Anspruch machen zu können glaubte, war selbst im Stande, seinen edlen Stolz zu erregen, den er denn auch unverholen äußerte. Bald nachdem Kant seine Abhandlung über einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie geschrieben hatte, reiste der Graf v. S.., der sich in seiner C... mit jener Abhandlung unzufrieden gezeigt hatte, durch Königsberg, und hielt sich daselbst einige Tage auf, ohne unsern Kant zu besuchen. Der Buchhändler Nicolovius, welcher den Grafen fetiren wollte, bat auch den Professor Kant zu dieser Gesellschaft, aber Kant erklärte; er werde nicht erscheinen, wenn der Graf v. S.. ihn nicht zuvor besucht hätte. Dieß geschah nicht, und Kant blieb aus der Gesellschaft weg. Bei seiner Rückreise von P. stattete der Graf Kanten einen Besuch ab, Nicolovius gab wieder eine Fete, und Kant erschien in der Gesellschaft. Er, der jedermann nach Verdienst ehrte, und sich selbst der Ehre würdig hielt, wollte auch von Männern, welche wissen, wie man einen berühmten Gelehrten ehren muß, wenigstens mit Aufmerksamkeit behandelt werden.

Schon von Jugend auf gieng sein Bestreben dahin, sich selbstständig und von jedermann unabhängig zu machen, damit er nicht den Menschen, sondern sich selbst und seiner Pflicht leben dürfte. Diese freie Unabhängigkeit erklärte er auch noch in seinem Alter für die Grundlage al-

les Lebensglücks. Ganz besonders zeichnete er sich durch Festigkeit des Charakters, durch Selbstbeherrschung und durch Seelenstärke aus. Diese hervorstechenden Eigenschaften seines Charakters waren ganz ein Werk der Kunst und gerade durch die natürliche Weichheit und Nachgiebigkeit seines Herzens veranlaßt. Kant war von Natur geneigt, immer dem ersten Eindrucke zu folgen. Weil er aber dadurch oft wider seinen Willen, ja selbst wider seine Neigung handelte, und weil die Folgen seiner Nachgiebigkeit gegen sich selbst und gegen Andere ihm häufig mißfielen, so gab jeder einzelne Vorfall im Leben, bei dem er sich von seinem weichen Herzen hatte hinreißen lassen, Veranlassung, sich darüber eine Maxime zu entwerfen, die er dann aber auch mit der unerschütterlichsten Festigkeit befolgte. Auf diese Art war nach und nach sein ganzes Leben eine Kette von Maximen geworden, die endlich ein festes System des Charakters bildete. Eines Tages kommt Kant von seinem gewöhnlichen Spaziergange zurück, und eben, wie er in die Straße seiner Wohnung gehen will, wird ihn der Graf * * gewahr, welcher auf einem Kabriolet dieselbe Straße fährt. Der Graf, ein äußerst artiger Mann, hält sogleich an, steigt herab und bittet unsern Kant, mit ihm bei dem schönen Wetter eine kleine Spazierfahrt zu machen. Kant giebt ohne weitere Ueberlegung dem ersten Eindrucke der Artigkeit Gehör und besteigt das Kabriolet. Das Wiehern der raschen Hengste und das Zurufen des Grafen macht ihn bald bedenklich, obgleich der Graf das Kutschiren vollkommen zu verstehen versichert. Der Graf fährt nun über einige bei der Stadt gelegene Güter, endlich macht er ihm noch den Vorschlag,

einen

einen guten Freund eine Meile von der Stadt zu besuchen, und Kant muß aus Höflichkeit sich in Alles ergeben, so daß er ganz gegen seine Lebensweise erst gegen zehn Uhr voll Angst und Unzufriedenheit bei seiner Wohnung abgesetzt wird. Aber nun faßte er auch die Maxime, nie wieder in einen Wagen zu steigen, den er nicht selbst gemiethet hätte, und über den er nicht selbst disponiren könnte, und sich nie von jemanden zu einer Spazierfahrt mitnehmen zu lassen. Sobald er eine solche Maxime gefaßt hatte, so war er mit sich selbst einig, wußte, wie er sich in einem ähnlichen Falle zu benehmen habe, und nichts in der Welt wäre im Stande gewesen, ihn von seiner Maxime abzubringen. Schon seit vielen Jahren mußte er auf den Rath seines Freundes Trummer seiner Obstruktionen wegen täglich eine Pille nehmen. Ein anderer Freund bewog ihn bei zunehmendem Uebel die Zahl zu verdoppeln. Aber kaum war dieß geschehen, so überlegte Kant, daß diese Zulage kein Ende haben würde, und machte sich die Maxime, nie in seinem Leben mehr als täglich zwei Pillen zu nehmen, wovon er auch selbst in den letzten Jahren nicht abgieng, wo nach dem Urtheil der Aerzte ein verstärkter Gebrauch dieses Mittels ihm sehr heilsam gewesen seyn würde, da er überdieß zu keiner andern Medicin zu bewegen war. Eben so hatte er sich über sein Tabakrauchen, welches vielleicht sein höchstes sinnliches Vergnügen war, die Maxime gemacht, täglich nur eine Thonpfeife auszurauchen, weil er auch nicht absah, wo er sonst stehen bleiben sollte. Hätte es eine Art von Thonpfeifen gegeben, die mehrere kleine in sich faßte, so hätte er sie gewiß benutzt, weil dieß nicht

gegen seine Maxime stritt, aber selbst zu einem andern Pfeifenkopfe war er durchaus nicht zu bereden. Auf diese Art hatte er am Ende seine ganze Denk- und Lebensweise an Vernunftregeln geknüpft, denen er eben so in den kleinsten Lebensumständen, wie bei den wichtigsten Obliegenheiten getreu blieb. Ihn, der eine uneingeschränkte Herrschaft über seine Neigungen und Triebe ausübte, konnte nichts in der Welt von seiner erkannten Pflicht abwendig machen. Alle Versuche Anderer, seinen Willen zu beugen und anders wohin zu leiten, waren vergeblich; er blieb fest bei dem, was er nach einer vernünftigen Ueberlegung beschlossen hatte, und selbst wenn Neigungen und erlaubte Zwecke ihm anders zu handeln riethen, so beharrte er doch bei der sich selbst auferlegten Pflicht. Der Buchhändler Nicolovius, dessen Vater ein Freund Kants war, faßte auf der Universität den Entschluß, sich dem Buchhandel zu widmen, und theilte ihn Kant mit. Er billigte diesen Plan, und ließ bloß die Worte fallen, daß er künftig seinem Etablissement nützlich zu werden erbötig wäre. Aber kaum hatte Nicolovius seinen Buchhandel in Königsberg errichtet, so gab ihm Kant seine Werke gegen ein geringes Honorar in Verlag. Einige Zeit darauf empfahl sich eine angesehene Buchhandlung in Deutschland dem weltberühmten Schriftsteller und erbot sich selbst zu einem weit höhern Honorar, aber Kant erwiederte, daß er die Summe selbst zu hoch fände, und daß er es für patriotisch und pflichtmäßig hielte, einen kleinen Verdienst seinem Landsmanne und dem Sohne eines ehemaligen alten Freundes zuzuwenden. Mit dieser unerschütterlichen Festigkeit erfüll-

füllte er seine Pflichten gegen Andre; mit eben der Festigkeit behandelte er auch sich selbst. Kant konnte sich Alles versagen, er konnte Alles überwinden, er konnte Alles über sich vermögen, denn er war ganz Herr seiner selbst. Aber er war nicht ein eigensinniger Herr, und dadurch zugleich ein gefesselter Sklav, sondern ein vernünftiger Regierer seiner Lebensweise, der mit Ueberlegung über sich eine Regel entwarf, und mit der erstaunenswürdigsten Selbstbeherrschung bei ihr so lange beharrte, bis seine Vernunft jene mit einer, seiner Natur angemessenern Regel zu vertauschen rieth, die er dann von neuem mit aller Strenge befolgte. Einer solchen Vernunftregel war sein Gemüth, sein Körper und die ganze Behandlung beider unterworfen. Und dieser festen Beharrlichkeit an eine Vernunftregel, dieser Charakterstärke verdankte er auch seine Gesundheit und sein langes Leben. Wie sehr er selbst wirkliche Naturschwächen und körperliche Uebel durch Seelenstärke überwinden konnte, davon hat er selbst in seiner Abhandlung von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz Meister seiner krankhaften Gefühle zu seyn, der Welt sein eigenes Bekenntniß abgelegt. Kant trotzte durch seine starke Seele seiner schwachen physischen Natur. Er hob sich durch Willensfreiheit und Seelenkraft über die Naturgesetze empor, und zwang sie, seinem Willen unterthan zu seyn.

Kant zeichnete sich ferner durch ein warmes Gefühl für Freundschaft aus. Der innigste und vertrauteste Freund, den er in seinem Leben hatte, war der englische Kaufmann Green. Ein eigner Zufall, der bei der ersten

sten Bekanntschaft einen Todhaß zwischen diesen beiden Männern zu erzeugen schien, gab zu dem wärmsten Freundschaftsbündnisse Veranlassung. Zur Zeit des Englisch-Nordamerikanischen Krieges gieng Kant eines Nachmittages in einem öffentlichen Garten spazieren, und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger ihm unbekannten Männer entdeckte. Er ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein, an welchem auch die Uebrigen Theil nahmen. Bald fiel ihr Gespräch auf die merkwürdige Zeitgeschichte. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache, und ließ sich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer aus. Auf einmal springt ganz voll Wuth ein Mann aus der Gesellschaft auf, tritt vor Kant hin, sagt, daß er ein Engländer sei, erklärt seine ganze Nation und sich selbst durch seine Aeußerungen für beleidigt, und verlangt in der größten Hitze eine Genugthuung durch einen blutigen Zweikampf. Kant ließ sich durch den Zorn des Mannes nicht im mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern setzte sein Gespräch fort, und fieng an, seine politischen Grundsätze und Meinungen, und den Gesichtspunkt, aus welchem jeder Mensch als Weltbürger, seinem Patriotismus unbeschadet, dergleichen Weltbegebenheiten beurtheilen müsse, mit einer solchen hinreißenden Beredsamkeit zu schildern, daß Green — dieß war der Engländer — ganz voll Erstaunen ihm freundschaftlich die Hand reichte, den hohen Ideen Kants beipflichtete, ihn wegen seiner Hitze um Verzeihung bat, ihn am Abende bis zu seiner Wohnung begleitete, und ihn zu einem freundschaftlichen Besuche einlud. Der Kaufmann

Motherby, ein Associé von Green, war Augenzeuge dieses Vorfalls, und versicherte nachher öfters, daß Kant ihm und allen Anwesenden bei dieser Rede wie von einer himmlischen Kraft begeistert erschienen wäre, und ihr Herz auf immer an sich gefesselt hätte. Kant und Green schlossen nun wirklich eine vertraute Freundschaft, die auf Weisheit und gegenseitige Achtung gegründet war, die täglich fester und inniger wurde, und deren Trennung durch den früheren Tod Greens unserm Weltweisen eine Wunde schlug, die er zwar durch Seelengröße linderte, aber nie ganz verschmerzte. Kant fand in Green einen Mann von vielen Kenntnissen und so großem Verstande, daß er selbst versicherte, er habe in seiner Kritik der reinen Vernunft keinen einzigen Satz niedergeschrieben, den er nicht zuvor seinem Green vorgetragen, und von dessen unbefangenem und an kein System gebundenen Verstande hätte beurtheilen lassen. Green war seinem Charakter nach ein seltener Mann, ausgezeichnet durch strenge Rechtschaffenheit und durch wirklichen Edelmuth; aber voll von den sonderbarsten Eigenheiten, ein wahrer whimsical Man, dessen Lebenstage nach einer unabänderlichen, launenhaften Regel dahinflossen. Hippel hat seinen Mann nach der Uhr nach Green gezeichnet, woraus man ihn mehr kennen lernen kann. Hier nur einen Zug von ihm. Kant hatte dem Green eines Abends versprochen, ihm am folgenden Morgen um acht Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green, der bei solcher Gelegenheit um drei Viertel schon mit der Uhr in der Hand in der Stube umhergieng, mit der funfzigsten Minute seinen Hut aufsetzte, in der fünf und funfzigsten seinen

Stock

Stock nahm, und mit dem ersten Glockenschlage den Wagen öffnete, fuhr fort, und sah unterweges Kanten, der sich etwa zwei Minuten verspätet hätte, ihm entgegenkommen, hielt aber nicht an, weil das gegen seine Abrede und gegen seine Regel war. In der Gesellschaft dieses geistreichen, edelgesinnten und sonderbaren Mannes fand Kant so viele Nahrung für seinen Geist und für sein Herz, daß er sein täglicher Gesellschafter wurde, und viele Jahre hindurch mehrere Stunden des Tages bei ihm zubrachte. Kant gieng jeden Nachmittag hin, fand Green in einem Lehnstuhle schlafen, setzte sich neben ihn, hieng seinen Gedanken nach, und schlief auch ein. Dann kam gewöhnlich Bankodirektor Ruffmann, und that ein Gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis sieben Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft gieng so pünktlich um sieben Uhr aus einander, daß man öfters die Bewohner der Straße sagen hörte, es könne noch nicht Sieben seyn, weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen wäre. Dieser freundschaftliche Umgang fiel in das Mittelalter unsers Philosophen, und hatte unstreitig auf sein Herz und seinen Charakter einen entscheidenden Einfluß. Greens Tod veränderte auch Kants Lebensweise so sehr, daß er seit dieser Zeit nie mehr eine Abendgesellschaft besuchte, und dem Abendessen gänzlich entsagte. Es schien, als wenn er diese Zeit, die einst der vertrautesten Freundschaft geheiligt war, zum Opfer für den abgeschiedenen Busenfreund bis an sein Lebensende in stiller Einsamkeit verbringen wollte.

Kant behielt sein warmes, herzliches, theilnehmendes Freundschaftsgefühl bis zum spätesten Alter. Seine gefühlvolle Seele beschäftigte sich unablässig mit Allem, was seine Freunde betraf; er nahm die kleinsten Umstände ihres Lebens zu Herzen; er war innigst besorgt bei ihren mißlichen Vorfällen, und herzlich erfreut, wenn drohende Gefahren einen glücklichen Ausgang nahmen.

Selbst für seine jungen Freunde hegte er die größte Hochachtung. Er verweilte gern bei ihren Vorzügen; er sprach gern von ihren vorzüglichen Eigenschaften und Verdiensten; er gab ihnen seine Werthschätzung durch schmeichelhafte und ehrenvolle Beweise zu erkennen, und fühlte sich selbst geehrt durch die Ehre und den Beifall, den sie genossen. Aber er beförderte auch diese, so wie das ganze Lebensglück seiner Freunde, nach allen Kräften. Oft bewies er eine recht ängstliche Vorsorge für diejenigen, deren Schicksal ihn interessirte. Einer dieser jungen Freunde war ihm in seinem Repetitorio bekannt geworden. Kant rief ihn zu sich, gab ihm die Erlaubniß, sich über schwierige Gegenstände der Philosophie mit ihm besonders zu unterhalten, zog ihn endlich in seinen näheren Umgang, nahm ihn unter die Zahl seiner Freunde auf, und äußerte überall für ihn eine väterliche Vorsorge, mit der größten Delikatesse verbunden. Er empfahl ihn persönlich dem Chef eines Regiments zu einer erledigten Feldpredigerstelle. Wenige Tage vor der Probepredigt ließ er den Kandidaten zu einer ungewöhnlichen Morgenstunde zu sich bitten, und leitete mit der größten Feinheit ein Gespräch über den Probetext ein, nach welchem er sich besonders hatte erkundigen lassen. Und — man denke sich den liebenswürdigen Mann!

Mann! — aus Liebe zu seinem Freunde hatte sich der tiefe Denker in ein ganz neues Feld gemacht, und sich die Mühe gegeben, eine förmliche Disposition zu einer Predigt in Gedanken zu entwerfen, über welche er mit ihm sprach, und wobei er viele fruchtbare Gedanken äußerte. Am Tage der Predigt hatte er einen andern Freund mit dem Auftrage in die Kirche gesandt, ihm am Schlusse der Rede über den Eindruck derselben eiligst Nachricht zu ertheilen. Eben diesem Manne hatte er einige Jahre zuvor, ganz aus freiem Antriebe, ein Stipendium von dem akademischen Senate zu verschaffen gesucht. Er kam darüber an dem Tage, als es ihm conferirt worden war, so herzlich froh nach Hause, daß er nicht allein dem Bruder desselben, der den Mittag bei ihm aß, diese Nachricht sogleich mit der größten Freude mittheilte, sondern sogar eine Bouteille Champagner heraufholen ließ, um auf das Wohl seines Günstlings zu trinken, und sich ganz dem Gefühl der Freude zu überlassen. Als ein anderer dieser jungen Männer, der kein Vermögen hatte, den Entschluß faßte, zwei Jahre die Medicin noch in Edinburg zu studiren, und dann eine Reise durch England, Frankreich und Deutschland zu machen, und mehrere edle Freunde sich zur Beförderung dieses Plans erboten, so zeigte Kant nicht allein seine große Freude darüber, daß es seinem Freunde gelang, ein so wichtiges Vorhaben auszuführen, sondern er versicherte ihn auch, daß er jederzeit fünfhundert Reichsthaler für ihn bereit halten würde, die er während seiner Reise jeden Augenblick beziehen könnte, und es war ihm nachmals nicht lieb, daß sein Freund dieß Geld nicht bedurft hatte. Wo giebt es einen theilneh-

nehmendern, sorgsamern und thätigern Freund, als Kant es war? Im Jahre 1791 kam Fichte nach Königsberg. Er hatte eine Hauslehrerstelle in Pommern verlassen, und bei seinem Aufenthalte in Danzig die bekannte Kritik aller Offenbarung ausgearbeitet, die ihm in der gelehrten Welt zuerst Nahmen und Ruf erwarb. Er bringt eines Morgens jene Handschrift zu Kant, empfiehlt sich ihm durch Bescheidenheit, erbittet sich dessen Censur, und, wenn er das Geschriebene des Drucks würdig hielte, seine Mitwirkung, um hier, wo er unbekannt war, einen Verleger zu erhalten. Kant versprach ihm, gern zu thun, was möglich wäre. Desselben Tages in der Abendstunde begegnet Kant einem seiner Freunde auf einem Spaziergange. Das erste Wort war: „Sie müssen mir helfen, recht geschwind helfen, einem jungen brodlosen Manne — Nahmen und auch Geld zu schaffen. Ihr Schwager (der Buchhändler Hartung) muß disponirt werden; wirken Sie auf ihn, wenn Sie die Handschrift, die ich Ihnen noch heute zuschicke, durchgelesen, daß er sie verlege u. s. w.“ Und wie ungewöhnlich erfreut sah man ihn, da alle seine und Fichte's Wünsche, und noch dazu weit über beider Erwartung, erfüllt wurden.

Noch verdient die Delikatesse bemerkt zu werden, mit der Kant seine Freunde behandelte. Er mischte sich nie zudringlich in ihre Angelegenheiten; seinen Rath äußerte er mit dem feinsten Zartgefühl, und gewöhnlich so, daß er auf einen Andern Bezug zu haben schien. Von seinen Bemühungen um das Wohl seiner Freunde ließ er nie ein einziges Wort fallen. Er handelte oft zu ihrem Besten,

ohne

ohne sich je merken zu lassen, daß er für sie thätig gewesen. Er benahm sich überhaupt mit einer bewundernswürdigen Feinheit gegen seine Freunde nach ihren individuellen Charakteren. Wie ihn aber auch in seinen freundschaftlichen Verhältnissen unbefangene Vernunft, strenge Pflicht, Liebe zur Tugend und Humanität leitete, wird man aus folgendem charakteristischen Zuge ersehen. Kant hatte schon aus früheren Jahren her einen Freund, dessen Haus er oft besuchte, und dessen Frau er schätzte. Ein anderer Hausfreund dieses Mannes, der auch ein Freund Kants wurde, faßte gegen die Hausfrau Neigung, veranlaßte eine Ehescheidung, heirathete sie, und machte ein angenehmes Haus in Königsberg. Kant wurde sehr häufig und dringend hier eingeladen, aber er betrat nie die Schwelle dieses Hauses, aus Achtung für den ersten Mann, mit welchem er fortwährend in einem freundschaftlichen Umgange lebte. Er hielt es für unerlaubt und unschicklich, mit beiden Männern zugleich in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu leben, glaubte den ersten dadurch zu beleidigen, und dem Andern den Glauben beizubringen, als wenn er sein tadelhaftes Benehmen gut heiße. So wie er handelte, schätzten und verehrten ihn jetzt beide Männer.

Wie sollte ein Mann, der ein so warmes Herz für Freundschaft hatte, nicht auch ein warmes Gefühl für Liebe gehegt haben? Ob aber seine erste Liebe sich keiner Gegenliebe zu erfreuen hatte, oder ob seine körperliche Beschaffenheit und sein entschiedener Hang nach metaphysischen Spekulationen und wissenschaftlichen Beschäftigungen ihm anriethen, der Ehe zu entsagen, ist unentschie-

den.

den. In seinem Alter schien Kant eben nicht große Begriffe von der Liebe zu hegen, wenigstens äußerte er oft gegen seine unverheiratheten Freunde den Rath, sie möchten bei der Wahl ihrer künftigen Gattinn ja lieber vernünftigen Gründen, als einer leidenschaftlichen Neigung folgen. Er war der Meinung, daß, wenn man bei der Wahl einer Gattinn, außer den guten Qualitäten einer Hausfrau und Mutter, noch auf ein sinnliches Motiv sehen wolle, man lieber auf Geld Rücksicht nehmen möchte, weil dieses länger als alle Schönheit und aller Reiz vorhalte, und zum soliden Lebensglück sehr viel beitrüge, und selbst das Band der Ehe fester knüpfe, weil der Wohlstand, in welchen sich der Mann dadurch versetzt sähe, ihn wenigstens mit liebenswürdiger Dankbarkeit gegen seine Gattinn erfülle. Uebrigens dachte er über den Ehestand ganz, wie der Apostel Paulus 1 Kor. 7, 7. 8. und bestätigte dieß noch durch das Urtheil einer sehr verständigen Ehefrau, welche ihm öfters gesagt hätte: Wenn dir wohl ist, so bleibe davon! Obgleich aber Kant im Cölibat lebte, diesen Zustand sehr behaglich fand, und, wenn man sich verehlichen wollte, den Heirathen aus Spekulation vor allen übrigen den Vorzug ertheilte, so hatte er doch selbst in seinem höchsten Alter noch Sinn und Gefühl für weibliche Schönheit und Reize. An Miß A.., welche sich einige Zeit im Hause seines Freundes Motherby aufhielt und für dessen ältesten Sohn zur Braut bestimmt war, fand Kant noch nach seinem siebzigsten Jahre ein so besonderes Wohlgefallen, daß er sie bei Tische stets auf der Seite seines gesunden Auges neben ihm Platz zu nehmen bat.

Kants Theorie der Aesthetik kennt man aus seiner Kritik der Urtheilskraft. Aber Kant war nicht bloß Theoretiker, er hatte auch einen gebildeten Kunstsinn. Den mehresten Geschmack hatte er für Dichtkunst und Beredsamkeit. Die kleinen Proben seiner Muse, welche von ihm bekannt geworden sind, zeichnen sich durch Gedankenfülle und durch kraftvollen Ausdruck aus. Leichte Versifikation war ihm, nächst dem poetischen Inhalte, ein Haupterforderniß eines schönen Gedichts. Er ließ auch kein Gedicht als solches gelten, das nicht gereimt, wenigstens nicht metrisch war. Eine reimlose Poesie nennte er eine tollgewordene Prosa, und konnte an ihr durchaus keinen Geschmack finden. Die Beredsamkeit kannte er nicht bloß der Theorie nach, sondern er hatte sich für sie auch praktisch ausgebildet. Seine Vorlesungen über die Moral lieferten oft schöne Proben eines meisterhaften Vortrages. Von den übrigen Künsten schien er mehr Liebhaber als Kenner zu seyn. Den wenigsten Sinn hatte er für Musik, ob er gleich bisweilen Konzerte großer Meister besuchte. Er selbst spielte kein Instrument, auch rieth er keinem, der sich den Wissenschaften widmete, zur Musik, weil man durch sie zu leicht von wissenschaftlichen Beschäftigungen abgehalten würde. Er räumte der Musik auch durchaus keinen Ausdruck intellektueller Begriffe ein, wobei sich etwas denken lasse, sondern bloß einen Ausdruck sinnlicher Gefühle, wobei man bloß empfinden könne, und sich seine Gedanken nebenbei machen müsse. Daher fand er auch mehr Geschmack an der Musik, wenn sie mit der Dichtkunst verbunden war.

Abgesehen von dem wirklichen Kunstsinne, war Kant überhaupt ein geschmackvoller Mann. Er bewies dieß durch sein ganzes Betragen, besonders durch seine Kleidung und durch alles, was auf seine Person Bezug hatte. Seinen Grundsatz, man muß lieber ein Narr in der Mode, als außer der Mode seyn, befolgte er mit einer geschmackvollen Rücksicht auf seinen Stand, auf sein Alter, und auf die Umstände, unter welchen er sich jedesmal befand. In Galla erschien Kant auf folgende Weise. Er trug einen kleinen dreieckigen Hut, eine kleine blondhaarige, weißgepuderte Perücke mit einem Haarbeutel, eine schwarze Halsbinde und ein Oberhemde mit einer Halskrause und Manschetten, ein mit Seide gefüttertes Kleid von feinem, gewöhnlich schwarz, braun und gelb melirtem Tuche, wovon auch die Weste und Beinkleider verfertigt waren, grauseidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen, und einen Degen, als dieser in Gesellschaften noch Mode war, nachmals einen gewöhnlichen Rohrstock. Nach der herrschenden Mode waren Rock, Weste und Beinkleider mit einer goldenen Schnur eingefaßt, und die Knöpfe mit Gold oder Seide bespommen. Eine ähnliche Kleidung trug er täglich, selbst in seinem Hörsaale, weil die abgetragene bessere Kleidung zuletzt im Hörsaale benutzt wurde. Kant verrieth daher durch sein ganzes Aeußere auch nicht die mindeste Pedanterie, wovon er überhaupt ein abgesagter Feind war, sondern er bequemte sich immer nach der herrschenden Sitte gebildeter Gesellschaften. Dabei ahmte er freilich Andern nicht sklavisch nach, sondern folgte doch immer seinem eigenen Geschmacke, und bewies dabei bisweilen eine ganz besondere Eigenheit.

In keinem Verhältnisse erschien Kant merkwürdiger, als im gesellschaftlichen Umgange. Besonders Fremde, welche sich nach den tiefsinnigen Werken des kritischen Philosophen ein Bild von deren Verfasser entworfen hatten, fanden sich gewöhnlich auf die angenehmste Art überrascht, wenn sie den Mann, den sie sich als einen finstern, in sich zurückgezogenen und der Welt abgestorbenen Denker gedacht hatten, als den heitersten und gebildetsten Gesellschafter kennen lernten. Kant war in dieser Hinsicht auch ein wirklich seltener Mann. Er hatte zwei, gewöhnlich nicht verschwisterte, Eigenschaften, tiefsinnige Gelehrsamkeit und feine gesellschaftliche Politur aufs glücklichste in sich vereinigt. So wenig er seine Kenntnisse bloß aus Büchern geschöpft hatte, so wenig lebte er auch bloß für die Bücherwelt. Das Leben selbst war seine Schule gewesen, für das Leben benutzte er auch sein Wissen; er war ein Weiser für die Welt. Er, der als kritischer Philosoph nur wenigen Geweihten zugänglich war, er versammelte als Philosoph des Lebens Menschen aller Art um sich her, und ward allen interessant und nützlich. Er besaß die große Kunst, über eine jede Sache in der Welt auf eine interessante Art zu sprechen. Seine umfassende Gelehrsamkeit, welche sich bis auf die kleinsten Gegenstände des gemeinen Lebens erstreckte, lieferte ihm den mannigfaltigsten Stoff zur Unterhaltung, und sein origineller Geist, der alles aus einem eigenen Gesichtspunkte ansah, kleidete diesen Stoff in eine neue, ihm eigenthümliche Form. Es giebt keinen Gegenstand im menschlichen Leben, über den er nicht gelegentlich sprach; aber durch seine Behandlung gewann auch der gemeinste

meinste Gegenstand eine interessante Gestalt. Er wußte von allen Dingen die merkwürdigste und lehrreichste Seite aufzufassen; er besaß die Geschicklichkeit, ein jedes Ding durch den Kontrast zu heben; er verstand es, auch die kleinste Sache, ihrem vielseitigen Nutzen und den entferntesten Wirkungen nach darzustellen; unter seinen Händen ward das Kleinste groß, das Unbedeutendste wichtig. Daher konnte er sich auch mit jedermann in der Gesellschaft unterhalten, und seine Unterhaltung fand ein allgemeines Interesse. Er sprach mit dem Frauenzimmer über weibliche Geschäfte eben so lehrreich und angenehm, als mit dem Gelehrten über wissenschaftliche Objekte. Es ist merkwürdig, daß der Mann, welcher sich so dunkel ausdrückte, wenn er philosophische Beweise aus den ersten Principien herleitete, so lichtvoll in seinem Ausdrucke war, wenn er sich mit Anwendung philosophischer Resultate beschäftigte. In der Gesellschaft war der dunkle kritische Weltweise ein lichtvoller, populärer Philosoph. Er vermied ganz die Sprache der Schule, und kleidete alle seine Gedanken in die Sprache des gemeinen Lebens. In seiner Unterhaltung, besonders bei Tische, war er ganz unerschöpflich. War die Gesellschaft nicht viel über die Zahl der Musen, so daß nur Ein Gespräch am ganzen Tische herrschte, so führte er gewöhnlich das Wort, welches er aber sich nicht anmaßte, sondern welches ihm die Gesellschaft sehr gern überließ. Aber er machte bei Tische keinesweges den Professor, der einen zusammenhängenden Vortrag hielt, sondern er dirigirte gleichsam nur die wechselseitige Mittheilung der ganzen Gesellschaft. Einwendungen und Zweifel belebten sein Gespräch so sehr, daß es dadurch bisweilen

len bis zur größten Lebhaftigkeit erhoben wurde. Nur eigensinnige Widersprecher konnte er eben so wenig, als gedankenlose Jaherren ertragen. Er liebte muntere, aufgeweckte, gesprächige Gesellschafter, welche durch verständige Bemerkungen und Einwürfe ihm Gelegenheit gaben, seine Ideen zu entwickeln und befriedigend darzustellen.

In seinen jüngeren Jahren besuchte Kant öffentliche Gasthäuser, und fand auch dort viele Unterhaltung. Auch verkürzte er sich öfters hier, so wie in Privatgesellschaften, durch eine Parthie L'hombre die Zeit. Er war ein großer Freund dieses Spiels, und erklärte es nicht allein für eine nützliche Verstandesübung, sondern auch, in anständiger Gesellschaft gespielt, selbst für eine Uebung in der Selbstbeherrschung, mithin für eine Kultur der Moralität. Der freundschaftliche Umgang mit Green unterbrach dieses Spiel auf immer. Er hatte aber auch schon zuvor den Entschluß gefaßt, es aufzugeben, weil er sehr rasch spielte, und das Zögern der Mitspielenden ihm öfters Langeweile machte. Bis zu seinem drei und sechzigsten Jahre hielt er für gewöhnlich seine Mittagstafel in einem Hotel, wo mehrere Männer von Stande, besonders angesehene Militärpersonen aßen, die sich auch größtentheils seinetwegen dort einfanden. Er wurde aber häufig in Privatgesellschaften gebeten, und außerdem bei vielen feierlichen Gelegenheiten, und von sehr vielen angesehenen Bewohnern Königsbergs öfters eingeladen. Im drei und sechzigsten Jahre richtete er seine eigene Oekonomie ein, und bat sich selbst seine kleine Tischgesellschaft. Gewöhnlich hatte er einen oder zwei Tischgesellschafter, und wenn er große Tafel gab, so bat er fünf

Freun-

Freunde; denn auf sechs Personen war sein Tisch und seine ganze Oekonomie nur eingerichtet. Einen besondern Zug von Feinheit und Humanität äußerte er durch die Art, wie er seine Freunde einlud. Er ließ sie nur erst am Morgen desselben Tages zu Mittage bitten, weil er dann sicher zu seyn glaubte, daß sie so spät kein anderes Engagement mehr bekommen würden, und weil er wünschte, daß niemand seinetwegen eine andere Einladung ausschlagen möchte. Ich bleibe gern zuletzt, sprach der liebenswürdige, bescheidene Mann, denn ich will nicht, daß meine Freunde, die so gut sind, mit mir vorlieb zu nehmen, meiner Einladung wegen irgend eine Aufopferung machen. Allgemeine Einladungen auf einen bestimmten Tag, ohne diese höfliche Aufmerksamkeit, die für den Wirth und den Gast gleich nützlich ist, erklärte er für unschicklich. Als Wirth zeigte sich Kant noch von einer interessanteren Seite. Er verband dann mit seiner feinen gesellschaftlichen Bildung eine zuvorkommende Aufmerksamkeit und Gefälligkeit, und bot Alles auf, um seine Gäste auf die angenehmste Art zu unterhalten und zu vergnügen. Er war so aufmerksam auf seine Gäste, daß er sich sogar ihre Lieblingsgerichte merkte, und diese für sie zubereiten ließ. Dann forderte er mit einer solchen freundlichen Gutmüthigkeit zum Genuß auf, und freute sich über den Appetit seiner Gäste so sehr, daß man schon deshalb seiner Tafel mehr wie gewöhnlich zusprach. Man war an seinem Tische auch ganz ungenirt; man äußerte freimüthig seine Wünsche, und erregte dadurch gerade die größte Freude. Der gefällige Wirth wußte seine Gäste so ganz von allem Zwange zu entbinden, daß ein jeder in seinem eigenen Hau-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

se zu leben glaubte. So wie er für den sinnlichen Genuß sorgte, eben so sorgte er auch für die geistige Unterhaltung seiner Gäste. Gewöhnlich hatte er Briefe, oder andere Neuigkeiten aufbewahrt, die er entweder schon vor Tische oder bei der Tafel seinen Freunden mittheilte, und woran er das weitere Gespräch knüpfte. Die Unterhaltung an seinem Tische glich im Ganzen der Unterhaltung in andern Gesellschaften, nur daß in den Gesprächen bei ihm noch mehr Vertraulichkeit und Offenheit herrschte. Hier sprach noch mehr das Herz mit; hier unterhielt sich der große Mann über seine und seiner Freunde Angelegenheiten; hier sah man, wie der Weltweise sich zur Erholung von seinen anstrengenden Kopfarbeiten alles Zwanges entledigte; hier faßte und verfolgte er frei eine jede Idee, die sich ihm darbot; hier überließ er sich zwanglos einem jeden Gefühl, das aus seinem Herzen floß; hier erschien Kant ganz in seiner natürlichen Gestalt.

Kants Körper war von der Natur gewiß nicht zu einer achtzigjährigen Lebensdauer bestimmt. Er hat der Natur das Leben abgezwungen. Das ganze Gebäude seines Körpers war so schwach, daß nur ein Kant es so viele Jahre unterstützen und erhalten konnte. Es schien, als hätte die Natur bei der Bildung dieses seltenen Erdbürgers Alles auf seinen geistigen Theil verwendet, ja als hätte sie ihm die schwache Hülle zu mehrerer Stärkung seines Geistes mitgegeben. Sein Körper war kaum fünf Fuß hoch; der Kopf im Verhältniß zu dem übrigen Körper sehr groß; die Brust sehr flach und beinahe eingebogen; der rechte Schulterknochen hinterwärts etwas herausgedehnt. Die übrigen Theile des Körpers hatten unter

ter einander ein gehöriges Ebenmaaß. Sein Knochenbau war äußerst schwach, schwächer aber noch seine Muskelkraft. Wie schwach seine Nerven waren, kann man daraus sehen, daß ein Zeitungsblatt, so frisch und feucht, wie es aus der Presse kam, ihm den Schnupfen zu erregen im Stande war. Ungeachtet der Schwäche seiner Brust konnte er seine Stimme, die gewöhnlich nicht stark war, doch ziemlich erheben. Sein Magen war stark, und dem großen Appetite Kants angemessen, aber nicht so das Gedärm, von welchem Kant behauptete, daß es für seinen Körper zu lang wäre, und woraus er auch die schlechte natürliche Absonderung herleitete. Kants Sinne hatten die natürliche Schärfe und Stärke. Seine Augen, von welchen ihm mehrere Jahre vor seinem Tode, obgleich ihn selbst und seinen Freunden unbemerkt, das Eine den Dienst versagte, reichten zwar nicht in großer Weite, aber sie sahen in der Nähe scharf, und hielten so lange vor, daß Kant bis an sein Lebensende keiner Brille bedurfte. Er hatte von je her die Gewohnheit, das eine Auge, welches nachmals erlosch, auf der Straße und überhaupt, wenn er genau wohin sehen wollte, ganz zuzuschließen, und nur mit Einem Auge zu sehen. Kants Auge war wie von himmlischem Aether gebildet, aus welchem der tiefe Geistesblick, dessen Feuerstrahl durch ein leichtes Gewölk etwas gedämpft wurde, sichtbar hervorleuchtete. Sein Gehör war scharf und fein, noch feiner aber der Geschmack seiner Zunge. Kants Gesicht hatte eine sehr angenehme Bildung. Sein Haar war blond, seine Gesichtsfarbe frisch, und seine Wangen hatten noch im hohen Alter eine gesunde Röthe. Ungeachtet des schwächlichen

lichen Körpers war Kant in seinem ganzen langen Leben nie krank. Die beschwerliche Absonderung, und der daraus entstehende Druck der Blähungen auf dem Magenmunde war das einzige Uebel, worüber er sich zu beschweren hatte, und wogegen er auch anfangs dann und wann, zuletzt täglich eine bis zwei erweichende Pillen brauchte. Sein Körper war übrigens so empfindlich, daß jeder äußere Eindruck und jeder Genuß von Speisen und Getränken eine unmittelbare, merk- und fühlbare Veränderung in ihm hervorbrachte; aber unter seiner genauen Aufmerksamkeit konnte diese nie in eine Krankheit ausarten.

Kant scherzte öfters über seine körperlichen Schwächen. So gab er eines Tages den Grund an, weshalb er keine schwarze Strümpfe trage, weil in schwarzen Strümpfen die Waden dünner, als sie sind, erschienen, und er eben keinen sträflichen Ueberfluß an Waden habe, um sie noch dünner erscheinen zu lassen. Er lachte auch herzlich darüber, daß sein alter Diener nie hinter seinem Stuhle bei Tische vorbeigieng, ohne ihm mit der ernsthaftesten Miene von der Welt den Haarbeutel, der immer von dem höheren Schulterblatte auf das niedrigere herabgleitete, in die Mitte des Rückens zu legen, um diese Deformität nicht bemerkbar werden zu lassen.

Kant stand jeden Tag im Sommer und Winter des Morgens um fünf Uhr auf. Sein Bedienter war pünktlich um drei Viertel auf Fünf vor seinem Bette, weckte ihn, und gieng nicht eher fort, als bis sein Herr aufgestanden war. Bisweilen war Kant noch so schläfrig, daß er den Bedienten selbst bat, er möchte ihn noch etwas ru-

ruhen lassen; aber dieser hatte ein für allemahl den gemessensten Befehl, sich dadurch nicht irre machen zu lassen, und ihm durchaus keinen längern Aufenthalt im Bette zu gestatten. Kant hielt einen Schlaf von sieben Stunden, und zwar von zehn Uhr Abends bis fünf Uhr Morgens für die Grundlage der ganzen Diät und alles Wohlbefindens; daher er sich auch an diese Regel so lange mit der größten Strenge band, bis endlich die größte Altersschwäche ihm einen längern Schlaf, wenigstens eine längere Ruhe im Bette durchaus nothwendig machte. Sobald er angekleidet war, gieng er im Schlafrocke und mit einer Nachtmütze, über welche er noch ein kleines dreieckiges Hütchen zu setzen pflegte, in seine Studirstube, wo er sogleich sein Frühstück genoß, welches aus zwei Tassen Thee und einer Pfeife Taback bestand. Der Thee war ein äußerst schwacher Abzug von wenigen Theeblümchen; Die Morgenpfeife benutzte er zugleich zur Beförderung der Evakuation. Kant hatte eine so große Neigung zum Kaffee, daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, ihn nicht zu trinken, besonders wenn ihn in Gesellschaften der Geruch dazu reizte; aber er hielt das Oel des Kaffees für schädlich, und vermied ihn daher gänzlich. Bis sieben Uhr arbeitete er und durchdachte den Vortrag in seinen Vorlesungen; alsdann zog er in seiner Schlafstube sein Kleid an, und gieng in den Hörsaal. Um neun Uhr versetzte er sich sogleich wieder in seinen Schlafrock, in seine Schlafmütze und Pantoffeln, arbeitete bis drei Viertel auf Ein Uhr, kleidete sich sodann zum Mittagsessen an, und kehrte in seine Studirstube zurück, wo er um Ein Uhr seine Tischgäste empfieng. Bald darauf

wur-

wurde man ins Speisezimmer genöthigt, wo Kant in der Regel bis vier Uhr, und wenn er große Gesellschaft hatte, auch bisweilen bis sechs Uhr an der Tafel blieb. Nicht lange nachher gieng er etwa eine Stunde, und wenn die Witterung schön war, auch länger spazieren. Im Sommer gieng er sehr langsam, um nicht in Schweiß zu gerathen, und sobald er merkte, daß der Schweiß ihm ausbrechen wollte, so blieb er mitten in der Straße stehen, weil er nach seiner Konstitution den Schweiß durchaus vermeiden zu müssen glaubte. Seinen Spaziergang machte er gewöhnlich ganz allein, und es war ihm nicht angenehm, wenn sich jemand an ihn anschloß und ihn begleitete. Nach dem Spaziergange widmete er die übrige Zeit des Tages der Lektüre, und dann waren ihm auch die Besuche seiner Freunde am angenehmsten. Pünktlich um zehn Uhr beschloß er durch den Schlaf seine Tagesgeschäfte. Auf diese Art verfloß ein Tag wie der andere, und selbst die Tage, an welchen er Gesellschaften besuchte, machten keine Abänderungen in seiner Lebensweise. Kant aß nur einmal des Tages, aber mit einem sehr starken Appetite. Den ganzen übrigen Tag genoß er nicht das Mindeste, außer Wasser. Das Biertrinken nennte er ein Essen, weil das Bier so viele nährende Theile enthalte, daß die Liebhaber desselben sich dadurch sättigten und sich den Appetit zum Essen verdürben. Daß er einen Werth auf wohlschmeckende Speisen legte, verräth unter andern sein Urtheil über die weibliche Erziehung. Er hatte gewiß alle Achtung für das weibliche Geschlecht, und schätzte viele talentvolle und kenntnißreiche Damen, aber eben deshalb meinte er, ein jedes Frauenzimmer müsse,

seiner allgemeinen Ausbildung unbeschadet, sich noch für die speciellen Zwecke als Gattinn und Hauswirthinn gehörig ausbilden, um ihre künftige Bestimmung ganz zu erfüllen. Zu dem Ende hielt er es für räthlich, daß man eine Tochter eben so von einem Koch eine Stunde in der Kochkunst unterrichten lassen möchte, als von dem Musikmeister in der Tonkunst, weil sie sich bei ihrem künftigen Manne, er sei wer er wolle, Gelehrter oder Geschäftsmann, weit mehr Achtung und Liebe erwerben werde, wenn sie ihn nach vollbrachter Arbeit mit einer wohlschmekkenden Schüssel ohne Musik, als mit einer schlechtschmekkenden mit Musik bewirthe. Kant schlief im Kalten unter einer leichten Decke, und obgleich sein Schlafzimmer von seinem geheizten Wohnzimmer entfernt lag, so ließ er es doch nur bei strenger Kälte ein wenig erwärmen. Er befand sich dabei sehr wohl, und sein Schlaf war fest und ruhig. Seine Studirstube ließ er nach dem Thermometer heizen, um stets in derselben Temperatur der Luft zu verweilen, daher man auch an kühlen Sommertagen seine Studirstube geheizt fand.

Es hat vielleicht nie ein Mensch gelebt, der eine genauere Aufmerksamkeit auf seinen Körper und auf Alles, was diesen betrifft, angewendet hat, als Kant; aber höchst merkwürdig ist es, daß zu dieser genauen Aufmerksamkeit ihn nicht hypochondrische Grillen, sondern vernünftige Gründe bewogen. Ihn interessirte die Erreichung eines hohen Alters. Durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch Selbstbeherrschung, durch festes Anhalten an vernünftige Lebensregeln, durch ungetrübten Frohsinn gelangte er auch wirklich zu einem hohen und glücklichen Greisesalter.

Kants

Kants Haus, welches zwar mitten in der Stadt in der Nähe des Schlosses, aber in einer kleinen Nebenstrasse lag, durch die selten ein Wagen fuhr, faßte acht Stuben in sich, und war für seine Lebensart bequem eingerichtet. Die Studirstube lag nach Osten, und hatte eine freie Aussicht über mehrere Gärten. Es war ein angenehmer Aufenthalt, wo der große Denker ruhig und ungestört seinen Ideen nachhängen konnte. Das Ameublement seiner Zimmer war höchst einfach. Nur in seinem Visitenzimmer und in seiner Eßstube hieng ein Spiegel. In den übrigen standen einige Tische, Stühle, und ein kleines Kanapee. Die weißen Wände waren mit nichts verziert. Seine Studirstube enthielt außer einem Schreibetische noch eine Kommode und zwei Tische, auf welchen Schriften und Bücher lagen. An der Wand hieng Jean Jacques Rousseau. Eben so einfach war sein übriges Hausgeräth. Es war zwar anständig und geschmackvoll, aber bloß auf seine kleine Hauswirthschaft, und auf seine wenigen Gäste berechnet. In den Jahren, als Kant sich noch auf seinen alten, nachmals schwach gewordenen Diener ganz verlassen konnte, stand fast alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haus- Hof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den Küchenzettel für den folgenden Mittag aus, und Lampe half sorgen, daß alles nach dem Willen seines Herrn ausgeführt wurde. Kant hatte das größte Vertrauen zu seiner Ehrlichkeit, und er verdiente es auch; aber am Ende machte Lampe's Altersschwäche es nothwendig, ihn mit einem lebenswierigen Jahrgehalte in den Ruhestand zu setzen, und für die letzten Lebensjahre noch einen andern Diener zu wählen.

Ein

Ein Zug von Zartgefühl und Humanität, womit Kant in seinem ganzen Leben alle seine Handlungen bezeichnete, leuchtet noch aus der Benennung seines zweiten Bedienten hervor. Kant war gewohnt, seine Dienstleute bei ihrem Zunahmen zu rufen; weil aber sein zweiter Bedienter Johann Kaufmann hieß, und einige Kaufleute öfters bei Kanten zu Tische waren, so hielt er es nicht für schicklich, den Bedienten Kaufmann zu nennen, sondern wich lieber von seiner Gewohnheit ab, und nennte ihn Johann.

Kant hatte einen scharfen Geruch, wie wir dieß gewöhnlich bei Menschen von Geist bemerken; aber natürlich ward er oft eben dadurch beleidigt. Er nennte den Sinn des Geruchs einen impertinenten Sinn, der seinem Besitzer alle Augenblicke dieß oder jenes aufdringe, ohne ihn zu fragen, ob er es auch wolle, und das schlimmste dabei sei, daß man bei einem höchst widerlichen Geruche nolens volens mit einer Art Aerger gewissermaßen par depit am allerschärfsten aufschnupfe. Er schnupfte stark Taback, und genoß ziemlich sybaritisch darin. Er mengte am liebsten mehrere leichte Sorten zusammen, und hatte eine zeitlang die Gewohnheit, den Taback, ehe er ihn in die Dose brachte, am offenen Fenster aufs Papier auszubreiten, damit derselbe Sauerstoff aus der Luft anziehen möchte, welches er noch dadurch zu befördern suchte, daß er ihn mit den Fingern gewissermaßen wie Getreide umstach. Er glaubte den Taback dadurch piquanter zu machen, welches er bei der zunehmenden Reizlosigkeit seiner Organe im Allgemeinen nothwendig verlangte.

Da

Da Kant eine lange Reihe von Jahren hindurch die gröſßte Regelmäßigkeit der Lebensart beobachtet, und dadurch seinen Körper vor jeder eigentlichen Krankheit geschüßt hatte, so konnte sein herannahendes Ende ihm auch nichts als Abnahme der Kräfte herbeiführen, ohne ihn einem speciellen Leiden auszusetzen. Diese Abnahme der Kräfte war freilich schon seit Jahr und Tag deutlich, offenbarte sich aber ganz vorzüglich rasch in den letzten Monaten vor seinem Tode, und äußerte sich gleichzeitig in allen Organen so wohl der Sinne, als der übrigen Verrichtungen. Er freute sich indeß lebhaft über sein glückliches Experimentiren mit seinem Körper, und seßte großen Werth in das Kunststück, was er in Erhaltung seiner Kräfte und Gesundheit an sich gemacht hatte. Man muß doch sehen, sagte er bisweilen, wie lange das Zeug halten wird. In den leßten Jahren nahm er in allen Theilen seines Körpers, das Gesicht etwa ausgenommen, auffallend ab. Fast täglich wies er dieß seinen Tischfreunden, und sagte jedesmal, wie er nun glaube das Minimum von Muskularsubstanz erreicht zu haben. Ueber den gänzlichen Mangel des Hintern scherzte er oft, und behauptete, auf diesem Punkt durchaus alle Eminenz verloren zu haben. Bei seinem Tode sah man auch in der That, wie seine Muskeln so ganz geschwunden waren, daß seine Schenkel nichts als die bloßen Röhrenknochen zeigten, die man mit einer kleinen Hand leicht umspannen konnte. Nie hätte sich wohl ein Körper in jeder Rücksicht besser zur Einbalsamirung geschickt, als der seine, der nur hätte exenterirt werden dürfen, um nicht in Fäulniß über zu gehen. Zulezt wankte er nur unsicher aus einem Zimmer

mer ins andre, zu Tische, in sein Studirzimmer, und in die Schlafstube, bis im letzten Winter auch dieß ihm zu beschwerlich wurde, und er nun sein Studirzimmer zum Eß- und Schlafzimmer machte. Seine Kräfte erschöpften sich immer mehr und mehr, bis er endlich so ruhig als möglich, ohne Verzerrungen und ohne die mindesten Aeußerungen einer gewaltsamen Trennung, sondern, wie es schien, gern aushauchte, und den anwesenden Freunden, denen er schätzbar, lieb und theuer gewesen, ein freudiges Plaudite entlockte.

Kants vorzüglichste Schriften sind: Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant, Prof. in Königsberg. Riga 1781. gr. 8. Zweite verbesserte Auflage. Ebendas. 1787. gr. 8. Dritte Auflage. Ebendas. 1790. gr. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) — Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können von Immanuel Kant. Riga 1783. gr. 8. (16 Gr.) — Grundlegung zur Metaphysik der Sitten von Immanuel Kant. Riga 1785. gr. 8. Zweite Auflage. Ebend. 1786. gr. 8. Dritte Auflage. Ebendas. 1792. gr. 8. (8 Gr.) — Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft von Immanuel Kant. Riga 1786. gr. 8. Zweite Auflage. Ebendas. 1787. gr. 8. Dritte Auflage. Ebendas. 1800. gr. 8. (8 Gr.) — Kritik der prak-

praktischen Vernunft von Immanuel Kant. Riga 1787. gr. 8. Zweite Auflage. Ebend. 1792. gr. 8. Dritte Auflage. Ebendas. 1797. gr. 8. (20 Gr.) — Kritik der Urtheilskraft von Immanuel Kant. Berlin und Libau 1790. gr. 8. Zweite Auflage. Ebendas. 1798. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) — Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, vorgestellt von Immanuel Kant. Königsberg 1793. gr. 8. Zweite vermehrte Auflage. Ebendas. 1794. gr. 8. (1 Thlr.) — Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre von Immanuel Kant. Königsberg 1796. gr. 8. Zweite Auflage. Ebendas. 1798. gr. 8. (20 Gr.) — Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre von Immanuel Kant. Königsberg 1797. gr. 8. Zweite Auflage 1803. gr. 8. (16 Gr.) — Der Streit der Fakultäten in drei Abschnitten von Immanuel Kant. Königsberg 1798. gr. 8. (16 Gr.) — Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf von Immanuel Kant. Königsberg 1796. 8. (8 Gr.) — Anthropologie in pragmatischer Hinsicht von Immanuel Kant. Königsberg 1798. gr. 8. Zweite verbesserte Auflage. Ebendas. 1801. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) — Immanuel Kants Logik, ein Handbuch zu Vorlesungen (von

Jäsche)

Jäsche) Königsberg 1800. gr. 8. (18 Gr.) — Immanuel Kants Physische Geographie, herausgegeben von Rinck. Zwei Bände. Königsberg 1801. gr. 8. (2 Thlr.) herausgegeben von Schelle. Zwei Bände. Leipzig 1801. 8. (2 Thlr. 8 Gr.) — Immanuel Kants allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Zeitz 1797. gr. 8. (12 Gr.) — Immanuel Kants Vermischte Schriften (von Tieftrunk) Vier Bände. Halle und Königsberg 1799. gr. 8. (7 Thlr. 16 Gr.) — Wörterbuch zum leichtern Gebrauch der Kantischen Schriften, nebst einer Abhandlung von M. Karl Christ. Erhard Schmid. Zweite vermehrte Ausgabe. Jena 1788. 8. (1 Thlr.) — Versuch einer fasslichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der kritischen Philosophie für Uneingeweihte, von J. G. C. Kiesewetter. Erster, zweiter Theil. Dritte Auflage. Berlin 1803. gr. 8.

Als Kant die Abnahme seines Gedächtnisses merkte, machte er sich Gedenk- oder Erinnerungszettel. Unter andern war er gewohnt, sich vorher das in kurzen abgebrochenen Sätzen zu notiren, worüber er bei Tische mit seinen Freunden sprechen, oder womit er sie unterhalten wollte. Hier einer dieser Zettel zur Probe. „Stickstoffsäure ist eine bessere Benennung als Salpetersäure. Requisita des Gesundseyns. Clerici, Laici.

Jene

Jene Regulares, diese Seculares. Von der ehemaligen Belehrung meiner Schüler, Schnupfen und Husten gänzlich zu verbannen (Respiration durch die Nase). Das Wort Fußstapfen ist falsch; es muß heißen Fußtapfen. Der Stickstoff Azote ist die säurefähige Basis der Salpetersäure. Der Winterpflaum (Φλομος) den die Schafe von Angora, ja sogar die Schweine haben, die in den hohen Gebirgen von Caschmir gekämmt werden, weiterhin in Indien unter dem Nahmen Shalws, die sehr theuer verkauft werden. Aehnlichkeit des Frauenzimmers mit einem Rosenknöspchen, einer aufgeblühten Rose und einer Hagebutte. Vermeinte Berggeister, Nikkel, Kobolt. Duroc u. s. w."

Seine Spaziergänge schränkte er zuletzt auf eine kurze Promenade im Königsgarten unweit seines Hauses ein. Um fester zu gehen, beobachtete er damals eine eigene Manier. Er setzte den Fuß perpendikulär mit einem gewissen Stampfen auf die Erde, um theils, wenn er mit der ganzen Fußsohle die Erde berührte, die Basis zu vergrößern, theils auch fester in den sandigen Boden zu treten. Dennoch fiel er einst auf der Straße. Zwei Damen eilten, ihm aufzuhelfen, weil er es selbst nicht konnte. Er dankte sehr für den thätigen Beistand dieser ihm unbekannten Personen, und präsentirte, noch den Grundsätzen seiner Artigkeit treu, der einen die Rose, die er eben in der Hand hatte, die sie mit überaus großer Freude annahm und zum Andenken aufbewahrte.

Kant war in Beurtheilung seiner Nebenmenschen überaus billig. Er sprach von keinem schlecht. Den Gesprächen, die auf grobe Laster der Menschen Bezug hat-

ten,

ten, wich er gern aus, als wenn die Erwähnung ihrer schlechten Handlungen den Wohlstand in der Unterhaltung redlicher Leute beleidigte. Minder strafbare Vergehungen und Verletzung der Pflichten schienen ihm wenigstens ein unwürdiger Gegenstand des Gesprächs zu seyn, den er bald gegen einen würdigern verwechselte.

In der letzteren Periode seines Lebens gewährte ihm die Musik beim Aufziehen der Wachparade nicht weit von seinem Hause einige Unterhaltung. Er ließ sich die Mittelthüre seiner Hinterstube, in der er wohnte, öffnen, und hörte sie mit Achtsamkeit und Wohlgefallen an. Man hätte denken sollen, der tiefe Metaphysiker hätte nur an einer Musik, die durch reine Harmonie, durch kühne Uebergänge und natürlich aufgelöste Dissonanzen sich auszeichnet, oder an den Produkten der ernsten Tonkünstler, als eines Haydn, Behagen finden sollen; allein dieses war nicht der Fall. Einst besuchte er einen seiner Freunde, um dessen Bogenflügel zu hören. Ein Adagio mit einem Flageoletzuge, der dem Ton der Harmonika ähnlich ist, schien ihm mehr widerlich, als gleichgültig zu seyn; aber mit eröffnetem Deckel in der vollsten Stärke gefiel ihm das Instrument ungemein, besonders wenn eine Symphonie mit vollem Orchester nachgeahmt wurde. Nie konnte er ohne Widerwillen daran denken, daß er einst einer Trauermusik auf Moses Mendelssohn beygewohnt habe, die, nach seinem eigenen Ausdruck, in einem ewigen lästigen Winseln bestanden hätte. Er bemerkte dabei, daß er vermuthet hätte, es würden doch auch andere Empfindungen z. B. die des Sieges über den Tod (also heroische Musik) oder die der Vollendung ausge-

drückt werden; er sei daher schon im Begriff gewesen, Reißaus zu nehmen. Nach dieser Kantate besuchte er kein Concert mehr, um nicht durch ähnliche unangenehme Empfindungen gemartert zu werden. Rauschende Kriegsmusik prävalirte bei ihm vor jeder anderen Art.

Da Kant in der letzten Zeit seines Lebens nicht eigentlich krank, sondern nur alt und schwach war, so gab ihm sein Arzt bloß nährende, stärkende und beruhigende Mittel. Kant nahm jetzt jede Arzenei ohne Weigerung, welches in früheren Zeiten nicht der Fall gewesen seyn würde. „Ich will sterben, sagte Kant, nur nicht durch Medicin. Wenn ich ganz krank und schwach bin, mag man mit mir machen, was man will; dann will ich alles über mich ergehen lassen. Nur keine Präservative nehme ich ein.“ Er erinnerte sich dabei der Grabschrift eines Menschen, der im gesunden Zustande fortwährend Arzenei genommen hatte, um nicht krank zu werden, und sich durch übermäßigen Gebrauch derselben das Leben verkürzte. Diese Grabschrift hieß: „N. N. war gesund; weil er aber gesunder als gesund werden wollte, so kam er hieher.“ Kant war stolz darauf, daß er keine Medicin nöthig gehabt.

Die ihm eigenthümliche Gabe, sich ohne Affektation doch sehr affektvoll auszudrücken, behielt er bis in sein spätestes Alter. In früheren Zeiten wußte er sich zum angenehmen Erstaunen mit Nachdruck deutlich auszudrükken, und einen sehr treffenden Ton auf das zu legen, was er sagte. Weder eigentliche pathetische Deklamation, noch erkünstelte Gestikulation konnte dieses ihm eigene Talent genannt werden. Besonders erzählte er eine von ihm

selbst

selbst gemachte Erfahrung, die ihn zum Erstaunen hinge-rissen, mit vieler Lebhaftigkeit, Wärme und Nachdruck. Es war die Rede von dem bewundernswürdigen Instinkte der Thiere, und der Vorfall folgender. Kant hatte in einem kühlen Sommer, in welchem es wenige Insekten gab, eine Menge Schwalbennester am großen Mehlma-gazin am Licent in Königsberg wahrgenommen, und einige Jungen am Boden zerschmettert gefunden. Er-staunt über diesen Fall wiederholte er mit höchster Acht-samkeit seine Untersuchung, und machte eine Entdeckung, wobei er anfangs seinen Augen nicht trauen wollte, daß die Schwalben selbst ihre Jungen aus den Nestern wür-fen. Voll Verwunderung über diesen verstandähnlichen Naturtrieb, der die Schwalben lehrte, beim Mangel hin-länglicher Nahrung für alle Jungen, einige aufzuopfern, um die übrigen erhalten zu können, sagte dann Kant: „Da stand mein Verstand still, da war nichts dabei zu thun, als hinzufallen und anzubeten.“ Dieß sagte er aber auf eine unbeschreibliche und noch viel weniger nach-zuahmende Art. Die hohe Andacht, die auf seinem ehr-würdigen Gesichte glühte, der Ton der Stimme, das Falten seiner Hände, der Enthusiasmus, der diese Wor-te begleitete, alles war einzig. Eine gleiche Art von ernster Lieblichkeit stralte aus seinem Gesichte, als er mit innigem Entzücken erzählte, wie er einst eine Schwalbe in seinen Händen gehabt, ihr ins Auge gesehen, und wie ihm dabei so gewesen wäre, als hätte er in den Himmel gesehen.

Auch komische Nachahmungen der Dialekte verschiedener Völker standen in seiner Gewalt.

Wenige Tage vor seinem Tode schienen alle Triebfedern des Lebens bei ihm gänzlich erschlafft zu seyn, und völlig nachzulassen. Seine Existenz schien nur noch die Wirkung einer Art von Schwungkraft nach einer achtzigjährigen Bewegung zu seyn. Sein Arzt hatte mit einem Freunde Kants die Abrede genommen, ihn um eine bestimmte Stunde zu besuchen, und dabei die Anwesenheit des erwähnten Freundes gewünscht. Hatte Kant es behalten, oder vergessen, daß der Freund ihm gesagt, sein Arzt habe alle Belohnung großmüthig verbeten, und selbst die ihm schon insinuirte mit einem sehr rührenden Billet zurückgesandt, ist ungewiß. Genug Kant war vom Gefühl der Hochachtung und Dankbarkeit gegen seinen Kollegen tief durchdrungen. Als er ihn einige Tage vor seinem Ende besuchte, und Kant beinahe nichts mehr sehen konnte, sagte ihm jener Freund, der bei ihm anwesend war, daß sein Arzt käme. Kant steht vom Stuhle auf, reicht seinem Arzte die Hand, und spricht darauf von Posten, wiederholt dieß Wort oft in einem Tone, als wolle er ausgeholfen seyn. Der Arzt beruhigt ihn damit, daß auf der Post alles bestellt sei, weil er diese Aeusserung für Phantasie hält. Kant sagt: „Viele Posten, beschwerliche Posten" bald wieder „viele Güte" bald wieder „Dankbarkeit" alles ohne Verbindung, doch mit zunehmender Wärme und mehrerem Bewußtseyn seiner selbst. Der anwesende Freund errieth indessen seine Meinung sehr wohl. Er wollte sagen, bei den vielen und beschwerlichen Posten, besonders bei dem Rektorat, sei es viele Güte von seinem Arzte, daß er ihn besuche. „Ganz recht" war Kants Antwort, der noch immerfort stand.

und

und vor Schwäche fast umsinken wollte. Der Arzt bittet ihn, sich zu setzen. Kant zaudert verlegen und unruhig. Der Freund war mit Kants Denkungsart zu bekannt, als daß er sich in der eigentlichen Ursache der Verzögerung hätte irren sollen, weshalb Kant seine ermüdende und ihn schwächende Stellung nicht änderte. Er machte den Arzt auf die wahre Ursach, nemlich die feine Denkungsart und das artige Benehmen Kants aufmerksam, und gab ihm die Versicherung, daß Kant sich sogleich setzen werde, wenn er, als Fremder, nur erst Platz genommen haben würde. Der Arzt schien diesen Grund in Zweifel zu ziehen, wurde aber bald von der Wahrheit jener Behauptung überzeugt, und fast zu Thränen gerührt, als Kant nach Sammlung seiner Kräfte mit einer erzwungenen Stärke sagte: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen.“ Das ist ein edler, feiner, und guter Mann! riefen beide Anwesende, wie aus Einem Munde, sich zu.

Daß Kant mit dem eitlen Spiele des irdischen Lebens nicht so zufrieden war, daß er seine Rolle noch einmal zu spielen wünschte, sich nach einem Himmel sehnte, dessen Bewohner sich nicht, wie hier, das Leben einander verleiden, sondern durch Rechtschaffenheit beglücken, läßt sich aus seiner Versicherung schließen, die er einstmals in einer Gesellschaft äußerte, daß er es für kein übles Zeichen seines künftigen Wohnorts ansehen würde, wenn ihm sein treuer Diener Lampe, und andere ihm ähnliche ehrliche Menschen entgegen kämen. Nach einer künftigen Gemeinschaft mit großen Geistern strebte der Mann mit großem Geiste nicht, sondern nach einer Gemeinschaft mit

Edlen

Edlen und Rechtschaffenen. Kant suchte seine künftige Seligkeit nicht in der wechselseitigen Mittheilung höherer Weisheit, sondern in dem Umgange mit reinen, tugendhaften Seelen.

In einem gesellschaftlichen Gespräche, bei welchem Kant zugegen war, kam unter andern die Rede auf das schöne Geschlecht. „Ein Frauenzimmer, sagte Kant, muß seyn, wie eine Thurmuhr, um alles pünktlich und auf die Minute zu thun, und doch auch nicht wie eine Thurmuhr, nicht alle Geheimnisse laut verkündigen; sie muß seyn wie eine Schnecke, häuslich, und auch nicht wie eine Schnecke, nicht alles das Ihrige an ihrem Leibe tragen."

Als man in einer Gesellschaft über die Verschiedenheit der Volkscharaktere sprach, schilderte Kant die verschiedenen europäischen Nationen mit folgenden Worten: „Die Franzosen sind höflich, lebhaft, leichtsinnig, veränderlich, freiheitsschwindelnd; die Engländer sind beharrlich, wohlthätig, gewinnsüchtig, stolz und ungesellig; die Spanier sind mäßig, stolz, religiös, gravitätisch, unwissend, grausam und faul; die Italiener sind frohsinnig, fest, affektvoll und meuchelmörderisch; die Deutschen endlich sind häuslich, ehrlich, beständig, pflegmatisch, fleißig, bescheiden, ausdauernd, gastfrei, gelehrt, nachahmend und titelsüchtig. Daraus folgt, setzte er sehr lakonisch hinzu, daß Frankreich das Modenland, England das Launenland, Spanien das Ahnenland, Italien das Prachtland, und Deutschland das Titelland ist."

Ge-

Gelehrte Frauen, bemerkte Kant, brauchen ihre Bücher, so wie ihre Uhren; sie tragen sie, damit man sieht, daß sie eine haben, ob sie gleich gewöhnlich still steht, oder doch nicht nach der Sonne gestellt ist.

Ein Gelehrter führte im Gespräch mit Kant den bekannten Ausspruch an: die Philosophie ist die Magd der Theologie. „Ist die Philosophie eine Magd, sagte Kant, so ist die Frage, ob sie der Theologie die Fackel vor: oder die Schleppe nachträgt."

Auf den gegen das Jahr 1780 in Königsberg verstorbenen Kriegsrath und Professor der Rechte D. L'Estocq verfertigte Kant folgendes Epigramm:

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheint's ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuß, der andre nur zum Scheinen,
Gleich blinde Thorheit gafft einander spöttisch an.
Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sei menschlich, redlich, treu, und schuldfrei im Gewissen!
(So lautet L'Estocq's Lob!) das andre ist nur Spiel:
Denn Mensch und weise seyn, ist Sterblichen zu viel.

XXII.

Friedrich Gedike

geb. 1754 zu Boberow, einem Dorfe in der Priegnitz, wurde, nach dem Tode seines Vaters, ein Zögling des Waisenhauses und 1766 des Pädagogiums zu Züllichau, bezog 1771

die

die Universität zu Frankfurt an der Oder, um Theologie zu studiren, wurde 1775 zu Berlin Hauslehrer der beiden Söhne des O. K. R. Spalding, 1766 Subrektor des Friedrichswerderschen Gymnasiums, 1778 Prorektor, 1779 Direktor desselben, 1784 Oberkonsistorialrath, 1787 Oberschulrath, 1790 Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, und darauf Mitglied der Berlinischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, 1791 Mitdirektor des Gymnasiums zum grauen Kloster und Doktor der Theologie, 1793 nach Büschings Tode Direktor des Berlinischen Gymnasiums und der beiden damit verbundenen Schulen. Er starb zu Berlin 1803.

Gedike's Kindes- und früheres Knabenalter verstrich, ohne daß jemand nur von fernher den künftigtn Mann in ihm ahnete, der er wurde. Sein Vater, Prediger zu Boberow, bekümmerte sich wenig um seine Ausbildung, weil er den Grundsatz hatte, die schlummernden Seelenkräfte nicht zu früh zu wecken, wenn der Körper noch nicht zu einer gewissen Festigkeit gekommen. So wuchs der Knabe, fast ganz sich selbst überlassen, wild unter den Söhnen der Bauern auf, bis er in seinem neunten Jahre den Vater verlor. Hülfsbedürftig war jetzt seine äußere Lage. Man brachte ihn nach Seehausen in der Altmark Brandenburg, wo er eine kurze Zeit die öffentliche Schule besuchte. Man bemerkte aber

we-

wenig Anlagen bei ihm, und er machte fast gar keine Fortschritte. Auch in dem Waisenhause zu Züllichau zeigten sich anfänglich bei ihm wenige Fähigkeiten. Es war, als wenn sein Geist im tiefsten Schlummer läge, so wie sein Körper sich ebenfalls durch Nachläßigkeit im Anzuge wenig zu seinem Vortheil empfahl. Erst seit dem Jahre 1766, als der Direktor Steinbart ein von dem Waisenhause abgesondertes Pädagogium errichtete, dessen Zögling auch Gedike wurde, fieng die Morgenröthe des Tages an, in seinem Innern aufzugehen, wozu besonders Steinbarts vortreflicher Unterricht sehr viel beitrug. Schnell reiften jetzt die glücklichsten Talente, die in wenig Jahren so herrliche Früchte trugen, daß sie aller Augen auf ihn hinlenkten. — Im Jahre 1779 war er zum Direktor des Friedrichswerderschen, jetzigen Friedrichsgymnasiums zu Berlin ernannt worden. Dieß war der Zeitpunkt, wo er anfieng, sich als einen der ersten Schulmänner und Pädagogen in Deutschland zu zeigen. Er brachte einen neuen unglaublichen Schwung in die ganz gesunkene Anstalt, in die Seelen der Lehrer und Zöglinge, in die Gemüther seiner Obern und Mitbürger. Er war unerschöpflich an originellen Ideen, Methoden, Formen, um den Unterricht zu erweitern, zu ordnen, eindringlicher zu machen, um die Lehrer unter sich in innigere Verbindung und für die Anstalt in nützlichere Wirksamkeit zu setzen, um die Zöglinge genauer zu beurtheilen, sie im Denken und jeder Geistesthätigkeit zu üben, und vorzüglich sie zu eigenen Arbeiten, auch außer den Schulstunden, anzuhalten. Sein Vortrag war ein Muster von Gründlichkeit, Deutlichkeit,

Ord-

Ordnung und Lebhaftigkeit, wobei ihm sein glückliches Gedächtniß und durch Uebung erlangte Fertigkeit des Ausdrucks zu statten kam.

Gedike hatte ein rasches und feuriges Temperament und war zuweilen heftig und derb in seinen Aeußerungen, aber sogleich wieder sanft, wenn der Gegenstand seines Unwillens ihm aus den Augen war. Nicht leicht pflegte er jemandem etwas nachzutragen, und es gelang ihm in der Regel, Kränkungen zu vergessen und durch andere Geschäfte ganz aus seinem Gemüthe zu tilgen. Geradheit, Offenheit, Unbefangenheit waren die hervorstechendsten Züge in seinem moralischen Charakter. Wovon er sich überzeugt hielt, das äußerte er. Er gieng nicht um eine Sache herum, und kümmerte sich wenig um Urtheil und Folgen. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Zurückstoßendes, was nicht geeignet war, Liebe und Zutrauen zu erwecken; doch schätzten ihn seine Freunde. Er hörte gern Wahrheit, und ließ sich von denen, welche er einmal als Wahrheitsfreunde erkannt hatte, gern und willig belehren. Er war anerkannt einer der ausgezeichnetsten Männer des Preußischen Staats. Edel angewendet, thätig und gemeinnützig war sein Leben, wie wenige es sind. Schon früh kam er in einen weiten Wirkungskreis, und stieg schnell zu noch höheren. Aber nicht ein blindes Glück begünstigte ihn, sondern er schuf sich meistens die Sphäre seiner ausgebreiteten Wirksamkeit selbst. Er widmete sich einem bestimmten Fache, der Pädagogik, und bezog seine Kenntnisse in Literatur und Gelehrsamkeit hauptsächlich nur auf sie. Denn wenn ihm auch das meiste Andere nicht ganz fremd blieb, und er selbst mit Liebhabe-

rei an Gegenständen hieng, die wenig verwandt mit seinem Hauptfache waren, so besaß er doch eine zu gesetzte Denkungsart, um sich einer zerstreuenden Vielwisserei hinzugeben. Genie und Eifer waren seine unterscheidenden Gaben, und wie viel sich mit diesen, bei Verstand und beharrlichem Sinne, auch in einem nicht langen Leben, für sich, für Andere, für den Staat, für die Menschheit überhaupt leisten läßt, das hat sein Beispiel gezeigt. In allen seinen Aemtern schaffte er durch unermüdete Thätigkeit weit verbreiteten Nutzen. Er arbeitete leicht, denn sein heller Blick half ihm die verwickeltsten Dinge entwirren und immer den rechten Punkt treffen. Er konnte große Dinge von einem hohen Standpunkte übersehen, und so wenig er auch Kleinigkeiten verschmähte, wenn sie wichtig und nützlich waren, so wußte er doch immer sehr richtig zu unterscheiden, was in vorliegenden Fällen die Hauptsache war, und verlor sich nicht im Strudel unbedeutender Geringfügigkeiten. Seine Verdienste um das Schulwesen sind allgemein anerkannt worden. Ganz Deutschland verehrt in ihm den Mann, der keine Luftschlösser baute, sondern Werke errichtete, die der Vergänglichkeit trotzten. Er war frei von Vorurtheilen und steifer Anhänglichkeit am Alten oder Neuen, und eben so fähig, wohldurchdachte Plane zu entwerfen, als sie auszuführen. Seine Ideen, Einrichtungen und Vorschläge waren dem Geiste des Zeitalters und den Umständen angemessen. Sein heller Blick durchschaute die Gegenstände von allen Seiten, und nahm auch auf unbedeutend scheinende Lokal- und Zeitverhältnisse Rücksicht. Daher entstand durch ihn so manches Vorzügliche, was die schärfste

Probe

Probe aushielt. Daher trugen unstreitig viele Veränderungen und Verbesserungen, die man auch anderweitig im Schulwesen vornahm, das Gepräge des Meisters, aus dessen Werkstatt sie zuerst kamen. Sein Geist gieng besonders auf mehrere Schulanstalten in den Preußischen Staaten, denen er Lehrer gebildet hatte, über. Diese führten, so viel es ihre Lage verstattete, seine Erziehungsgrundsätze, Lehrmethoden und disciplinarischen Einrichtungen, zugleich mit seinen Lehrbüchern, ein. Und so verbreitete er auch mittelbar, außer seinem nächsten Wirkungskreise, Heil und Segen über die heranwachsende Jugend.

Seine vielfältigen Amtsgeschäfte verhinderten ihn, als Schriftsteller viele oder große Werke zu liefern; aber was er schrieb, ist sowohl des Inhalts, als auch der Sprache wegen zu schätzen. Gedike's Uebersetzungen griechischer Meisterwerke erheben sich weit über die gewöhnliche Art solcher Arbeiten, und sind zugleich als treffliche Bereicherungen unserer Muttersprache zu schätzen. Man merkt es ihnen an, daß sie aus den Originalen mit Sprach- und Sachkenntniß, mit Geschmack und wahrem Dichtergefühl gemacht sind. Auch die Anmerkungen zu denselben zeichnen sich durch ungemeine Sprachkenntniß, Belesenheit, Geschmack, glücklichen Scharfsinn, und zuweilen selbst durch Kühnheit aus. Sein Eifer für die alte, und besonders die griechische Literatur, hob diese Studien wieder, und brachte sie in weit lebhaftern, allgemeinern Umlauf, da sie vorher in dem Preußischem Staate, der sonst an Geistesbildung andern Ländern nicht nachzustehen pflegt, eine zeitlang vernachläßigt worden

waren. Seine pädagogischen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorschläge; er übergab in denselben der gelehrten Welt die Resultate seiner vieljährigen Erfahrung und seines reifen Nachdenkens über die meisten Gegenstände der Erziehungskunst und Erziehungswissenschaft, und sie sind in dieser Hinsicht ein wahrer Schatz für den denkenden Erzieher. Seine Lesebücher unterscheiden sich durch Interesse und Unterhaltung für die Knabenseele, Leichtigkeit, Kürze und Abwechselung, moralische Bildung, gelegentliche Beförderung des Lernens und Wiederholens vieler nützlicher und nothwendiger historischer Kenntnisse, und Erleichterung der Vorbereitung durch angehängte Register u. s. w. so wie sie überhaupt in neueren Zeiten unter die ersten von besserer Art gehören, und Gedike auch darin ein Muster für ähnliche Arbeiten, die andere nach ihm unternahmen, geliefert hat. Ohne eigentlich dichterisches Genie zu seyn, hat er als ein ideenreicher Kopf von Geschmack mehrere Gedichte geliefert, die sich auszeichnen. Seine Bilder und Gleichnisse, sein Flug der Phantasie, sein körnigter Ausdruck, seine meisterhaften Uebergänge von einer Idee zur andern verdienen bemerkt zu werden. Die Manier, die er wählte, ist fast überall die allegorische. Sein prosaischer Styl hat Kraft, Lebhaftigkeit und Klarheit, nur daß er zuweilen in dem, was er früher schrieb, gegen den reinen Geschmack durch gehäufte Bilder und lange Allegorien, so wie durch ungemäßigten Ausdruck aufwallender Empfindungen sündigt. Seine Reden zeichnen sich aus durch Reichthum und Fülle der Gedanken, durch wohlklingende Perioden, durch ihr

leb-

lebhaftes Kolorit, und eine energische, männlich starke Sprache. Auch hat er mehrere sinnreiche lapidarische Inschriften bei Prachtgebäuden und Kunstwerken verfaßt.

Pindars Olympische Siegshymnen, verdeutscht von Friedrich Gedike. Berlin 1777. 8. (10 Gr.) — Pindars Pythische Siegshymnen, mit erklärenden und kritischen Anmerkungen, verdeutscht von Friedrich Gedike. Berlin 1779. 8. (10 Gr.) — Vier Dialogen des Platon: Menon, Kriton und beide Alkibiades, übersetzt von Friedrich Gedike. Berlin 1780. 8. (20 Gr.) — Gesammelte Schulschriften von Friedrich Gedike. Erster, zweiter Band. Berlin 1789. 1795. 8. (18 Gr.) — Vermischte Schriften von Friedrich Gedike. Berlin 1801. 8. (1 Thlr.)

Folgendes Bruchstück aus einem Briefe von Gedike an eine Freundinn, die er sehr hoch schätzte, zeigt die Art und Weise, wie er sich selbst zu beurtheilen versuchte: „Glauben Sie von einer oder der andern Seite mich noch nicht genug zu kennen, so braucht es nur einen Wink von Ihnen, um mich ohne Heuchelei und Verstellung geradezu gegen Sie zu erklären. Denn daß manche Leute, die mich nicht genau kennen, sich zum Theil sehr irrige Begriffe von mir machen, das weiß ich. Zwar

auf

auf meinem guten Nahmen sitzt kein Flecken, und ich kann dem Trotz bieten, der mir einen aufzeigen kann, wär's auch nur aus meinen jüngeren Jahren. Aber ich weiß, daß man sich in mancher Rücksicht unrichtige Vorstellungen von mir macht. Viele halten mich für einen finstern, ungeselligen, mürrischen Mann, und thun mir darin sehr unrecht. Es kann seyn, daß meine Miene zuweilen finster ist, meine Seele ist es gewiß sehr selten. Ich liebe die Freude und Geselligkeit in einem hohen Grade, nur das Rauschende von beiden ist mir zuwider, und darum wünschte ich mir freilich eine Gattinn, die hierin mir gleichstimmig denkt, und die stilleren häuslichen Freuden dem lauten Geräusch sogenannter Freuden, die für mich es nicht sind, vorzöge. Andere halten mich für einen kalten empfindungslosen Menschen, vielleicht weil ich weniger als andere meine Empfindungen zur Schau trage und noch weniger Empfindung affektiren mag. Meine tägliche Erfahrung beweist mir, daß ich vielleicht mehr dahin zu arbeiten habe, weniger lebhaft zu empfinden, und mich weniger stark, sowohl von angenehmen als unangenehmen Empfindungen überwältigen zu lassen. Ich muß indeß meine Schwachheit gestehen, daß ich, um mehr Mann und Philosoph zu scheinen, den Ausbruch meiner Empfindung oft mit Gewalt unterdrücke, und kälter und gleichgültiger zu scheinen suche, als ich bin. Sollte dieß Verfahren auch in anderer Rücksicht tadelnswerth seyn, so hat es wenigstens schon den großen Vortheil für mich gehabt, meine ehemalige bittere Empfindlichkeit bei unangenehmen Vorfällen zu dämpfen, die sonst so leicht aufsprudelte, wenn sie gleich eben so schnell wieder verflog.

Bei meinem Amte wäre ich ein unglücklicher Mann, wenn ich nicht über diese Empfindlichkeit Herr zu werden gesucht hätte. Weniger Herr bin ich bis jetzt noch über eine mir noch immer anklebende unruhige Ungeduld, die mich bei meinen Geschäften so wohl, als bei meinen Erwartungen und Planen nicht selten peinigt, und mich im Grunde weniger leisten läßt, als ich sonst leisten würde. Daß ich kein eigensinniger und unbiegsamer Mensch bin, wofür mich mancher, der mich nicht genau kennt, hält, das wissen meine Freunde und meine Kollegen am besten. Zwar war seit jeher eine gewisse Festigkeit des Charakters das Ziel meines Bestrebens, ob ich gleich fühle, daß ich dieß Ziel noch lange nicht erreicht habe. Auch liebe ich nichts mehr als Unabhängigkeit, und hasse jeden Zwang. Meine ganze Seele sträubt sich gegen jeden, der mich unterdrücken, oder mich auf irgend eine oder die andere Art fesseln will. Aber darum bin ich so wenig unbiegsam, daß man mich vielmehr biegen kann wie und wohin man will, wenn man es nicht zu deutlich merken läßt, daß man mich biegen will; woraus ich sehe, daß ich noch nicht jenen Grad von Festigkeit des Charakters erhalten habe, den ich wirklich haben sollte und wollte. Denn nach streng überdachten Grundsätzen zu handeln, war immer mein Bestreben, und die frühe Gewöhnung dazu dank' ich vornehmlich dem um mich in mehr als einer Hinsicht unendlich verdienten Professor Steinbart. — Ich erschrekke, daß ich so weitläuftig über mich selbst gewesen bin, halten Sie dieß, meine theure Freundinn, nicht für Eitelkeit, sondern bloß für eine Folge des Wunsches, mich gegen ein und das andere Vorurtheil zu sichern, das, wie

ich

ich weiß, manche Leute sich von mir in den Kopf gesetzt haben. Ich mag durchaus nicht besser scheinen als ich bin, aber in keinem Fall schlechter als ich nach meinem eigenen Bewußtseyn zu seyn glaube."

Gedike war ein stiller, fleißiger, gelehrter Mann von sieben und zwanzig Jahren, als ihn zum erstenmale das Gefühl der Liebe ergriff, das er bisher nur dem Nahmen nach aus griechischen und römischen Dichtern kennen gelernt hatte. Aber je reiner, kräftiger und unschuldiger noch sein Herz war, desto höhere Flammen schlug die Leidenschaft in demselben. Sein ganzes Wesen war wie umgewandelt, und ein neues Leben, anziehender und blühender und farbiger als das, welches er bisher durchwandelt hatte, lag jetzt vor seinen Blicken. Doch diese Aussicht verlor sich bald, und ihn traf das härteste Loos, welches ein liebendes Herz nur treffen kann, ein Loos, von dem der Glückliche kaum ein entferntes Bild, kaum eine leise Vorstellung erschwingen kann: seine innige Neigung fand einige Jahre hindurch keine Erwiederung. Ja, selbst dann, als eine günstigere Aussicht sich ihm zeigte, als endlich die Hoffnung zur Erreichung seines heißesten Wunsches ihm ganz nahe zu treten schien, selbst dann noch hatte das Schicksal den bitteren Schmerz der Fehlschlagung für ihn bereitet. Bei diesem Leiden hätte vielleicht auch ein kräftiges Herz brechen können, oder doch wenigstens seine innere Harmonie verlieren mögen. Aber Gedike verzagte nicht, und bei allen Schmerzen, die er, so wie die Leidenschaft, aus welcher sie flossen, nicht bekämpfen konnte, blieb er immer er selbst. Ja, in der traurigsten Zeit seines Lebens, als sogar seine Freunde ihn kaum mehr

begriffen, blieb er sich selbst klar in seinem Gefühl und dem Ziel seines Strebens. Und so erschien denn endlich die Zeit wirklich, wo er es erreichte. Mehrere Briefe, welche er, durch jene endlose Neigung veranlaßt, an die Geliebte seines Herzens schrieb, zeigen sein edles, reines Gemüth, seine tiefglühende Empfindung, die Kraft, mit welcher er die heißesten Schmerzen, die er bis in das innerste Mark seines Lebens hinein fühlte, ertrug. Hier nur einige derselben.

Den 6. März 1783. „Sie haben mir das Leben wieder gegeben, meine Theuerste, indem Sie mir erlauben, meine Hoffnung wieder aus dem Todesschlafe zu wecken, zu dem ich sie von Ihnen schon verurtheilt glauben mußte. Ich that Ihnen Unrecht; ich hielt Sie für härter, für grausamer, als ich, Dank sei es der Vorsehung! Sie fand. Mit Thränen im Auge bitte ich Ihnen dieß Unrecht ab; ich weiß, Sie werden es mir verzeihen. O der gestrige Abend wird mir ewig, ewig unvergeßlich bleiben. Meine feurigsten Erwartungen hätten nach solchen Tagen keinen solchen Abend sich versprochen. Er ist mir der reichste froheste Ersatz für den niederdrückenden Kummer jener trüben Tage. Die Heiterkeit, die aus meiner Seele gewichen war, die ich nie wieder zu erlangen hoffen durfte, ist in meine Seele zurückgekehrt. Und wem danke ich dieß als Ihnen, Ihnen, die Sie eben so gütig als liebenswürdig sind! Gestern war ich nicht im Stande, Ihnen so zu danken, wie ich es nach meinen Empfindungen mußte; ich konnte nicht Worte finden, die zu unerwartete Freude hatte meine Zun-

ge

ge gelähmt. Die himmlische Güte, mit der Sie mich behandelten, hat mich zu Boden Geschlagenen wieder aufgerichtet. Der Kranke, dem der Arzt das Leben absprach, kann, wenn dennoch wieder ein unerwarteter Strahl der Hoffnung auf sein Lager fällt, nicht froher seyn, als ich. Ihr gutes, sanftes, edles Herz, das meiner traurigen Lage, meinem gepreßten Herzen sein Mitleid nicht versagen konnte, zeigte sich mir in allem so deutlich, daß der Wunsch, eines so vortreflichen, liebenswürdigen Frauenzimmers ganz werth zu seyn und zu werden, nie feuriger in meiner Seele glühte. Ich glaube nicht, daß meine Liebe für Sie noch einer Verstärkung fähig wäre, aber was für ein Mensch müßte ich seyn, wenn der gestrige Abend, an dem ich Ihre edle, gute Seele so ganz an mir selbst und durch mich selbst kennen lernte, meinen Empfindungen nicht neue, doppelte Stärke und Feuer gegeben hätte! Seyn Sie versichert, meine Theuerste, Ewiggeliebte, tausend Männer können Ihnen mehr Verdienste, mehr Geist und Witz, mehr Glanz und Würde darbieten — und sie können Ihnen nie zu viel darbieten — aber unter allen biete ich jedem Trotz, der Ihnen ein wärmer und stärker für Sie schlagendes Herz anbieten kann. Von Ihrer — und nur von Ihrer Hand erwarte ich das größte Glück meines Lebens. Nur von Ihnen hängt es ab, ob ich der glücklichste oder der unglücklichste Mensch werden soll. Doch Gottlob! ich blicke nun heiterer in die Zukunft. Sind gleich meine Aussichten noch dunkel, so will ich doch geduldig harren, bis es Ihnen — nur Sie allein können es — gefällt, mir diese Aussicht aufzuhellen. Ich habe ja jetzt, was ich wünschte — Hoff-

nung. O ich beschwöre Sie, schlagen Sie diese so unerwartet an Einem heitern Abend aufgeschossene frohe Pflanze nicht wieder zu Boden, die süße Ahnung nicht, die das zufällige Aufschlagen in Blums Gedichten gestern in meiner Seele erregte. Mein Gedächtniß war nie treuer; denn es war, als ob mein Genius mir diese so ganz auf meine Empfindungen passende Stelle in die Hände führte:

Als Hoffnungslosigkeit und langer trüber Gram
Mir zwar das Leben nicht, doch seine Freuden nahm,
Bist du, o Hoffnung, mir voll Lebenskraft, geschöpft aus ihren Mienen,
O Trösterinn, mir Sterbendem erschienen.

Und auf der andern Seite stand:

Wunsch meiner Seele! Frucht der himmlischen Gefilde!
Gepfleget von der Engel Hand,
Den Sterblichen das herbe Leben milde
Zu machen, vom Olymp gesandt.
O Liebe, oder wie dich sonst ein Geist
In einer bessern Welt mit neuem Nahmen preist,
Veredle mir das Glück, den matten Reiz der Erde,
Und lab' in brennender Beschwerde
Mein krankes Herz!

Noch einmal, meine Theuerste, meinen lebhaftesten, feurigsten Dank für Ihre gestrige Güte."

Den 11. März 1783. Abends. „Verzeihen Sie, meine Theuerste, daß ich itzt Ihnen schriftlich sage, was ich Ihnen so gern mündlich gesagt hätte, aber vor dem lauten Geräusch der Fröhlichkeit, in das ich kaum mit halber Seele einstimmen konnte, keine Gelegenheit dazu fand.

fand. Und doch war der gestrige Tag ein sehr glücklicher Tag für mich. Schon glücklich genug, hätte er mir auch nur die Gelegenheit verschafft, Sie wiederzusehen, und zugleich die Bekanntschaft Ihrer vortreflichen, verehrungswürdigen Eltern zu machen. Aber er war noch glücklicher für mich, weil Ihre vortreflichen Eltern die Erklärung meines heißesten Wunsches mit einer mir unerwarteten und mich äußerst rührenden Güte aufnahmen. Auch sie hießen mich hoffen, und beruhigten mich durch die wohlthätige Versicherung, meinen Wünschen nicht zuwider zu seyn. Konnte ich mehr verlangen? Denn sie selbst werden es Ihnen bezeugen, daß ich sie gebeten, auf keine Weise Sie, meine Theuerste, durch Ueberredung zu einem Entschlusse zu bringen, dem Ihr Herz sich widersetzte; weil ich dieß mir selbst nie würde vergeben können, und lieber allein unglücklich seyn wollte, als wünschen und zugeben, daß Sie, ohne die ich nun kein Glück für mich kenne, mir Ihre Hand mit Mißtrauen und mit ängstlicher Besorgniß, ob Sie je mit mir glücklich seyn würden, geben sollten. Ich müßte Sie, gute, vortrefliche Seele, weniger lieben, wenn diese Bitte und Erklärung nicht mein völliger Ernst wäre. Nein, bei Gott! eher will ich selbst allein und mein ganzes Leben hindurch trostlos und unglücklich seyn, als Sie auch nur in der Vorstellung unglücklich machen. — Nun, meine theuerste, einzig geliebte Freundinn (diesen süßen, wenn gleich mich noch nicht allein befriedigenden Nahmen haben Sie mir ja schon erlaubt) nun hängt es also bloß und allein noch von Ihnen ab, über das Glück meines Lebens zu entscheiden. Doch auch Sie haben mich ja nicht nur mündlich,

son-

sondern auch schriftlich hoffen heißen. Ihr Brief — wie sehr dankt Ihnen mein ganzes Herz für dieß theure Denkmal Ihrer Hand und noch mehr Ihres Herzens! — Ihr Brief ist mir ein Heiligthum. Ich lese ihn unzähligemal jeden Tag, ob ich ihn gleich längst auswendig kann, und lege ihn jedesmal wenigstens in etwas beruhigt weg, weil Sie mir in ihm wenigstens einen kleinen Schimmer von Hoffnung gewähren. Dieß ist ihr Ausdruck. O daß es Ihnen gefallen möchte, diesen kleinen Schimmer mir Unruhigem doch nur um einen Grad aufzuhellen. Freilich versprach ich Ihnen neulich an jenem seligen Abende, da Sie zuletzt beim Abschiede mich fragten, ob ich nun beruhigt sei, freilich versprach ich damals, mich bei dem Strahle von Hoffnung, den Sie mir damals so unerwartet vergönnten, zu beruhigen. Aber ich wußte nicht, was ich versprach. Und doch, was hätte ich damals nicht versprochen, damals mir nicht zugetraut! Aber jetzt fühle ich meine Schwäche, und hätte mein Wort gern wieder zurück. Denn ich kann, kann es nicht halten; ich kann nicht ruhig seyn, so lange ich mich noch auf dem dunklen Wege der Ungewißheit und Besorgniß befinde, ob die dämmernde Hoffnung sich endlich für mich in heitern Sonnenglanz oder — wieder in finstere Nacht verwandeln werde. Ihr Bild begleitet mich überall, wo ich bin; bei allen meinen Gedanken, bei allen meinen Arbeiten schwebt es mir vor Augen, und wenn es mir dann einfällt: Thor! wer steht dir dafür, daß du sie, sie, die itzt der einzige lebhafte Gedanke deiner Seele, der einzige Wunsch deines Herzens ist, wirklich einmal die Deinige wirst nennen können? wie, wenn diese süße Hoffnung

nur

nur ein Traum wäre? — wenn mir dieß einfällt, so ist, ich gestehe es gern, meine Ruhe wieder völlig hin, und ich versinke zwar nicht in trostlose Hoffnungslosigkeit, aber doch in bange Wehmuth. Und doch kömmt mir dieser Gedanke nur zu oft in den Sinn. Auch gestern, da es vielleicht am wenigsten hätte seyn sollen, konnte ich mich seiner nicht erwehren, und daher kam der Mangel an Heiterkeit, den auch Sie vielleicht, wie mehrere andere, an mir, wenigstens in manchen Augenblicken, bemerkt haben. Ich zwang mich, so gut ich konnte, heiter zu seyn, aber es gelang mir nicht völlig und immer. Ich saß Ihnen gegenüber (vielleicht wäre ich an Ihrer Seite heiterer gewesen) aber so erregte Ihr Anblick nur noch mehr jenes Gefühl von Wehmuth in mir, das bei der Ungewißheit, aus der itzt nur Sie allein mich reißen können, gewiß eben so natürlich als verzeihlich war. Noch einmal, meine Beste, Theuerste! wollte Gott, daß es Ihnen möglich wäre, mir bald den kleinen Schimmer von Hoffnung, den Sie mir bisher gegönnt, auch nur um etwas heller aufglänzen zu lassen. Meine ganze Seele würde Ihnen Dank dafür wissen. Thränen der Freude und des Entzückens würden in die Quelle der Beruhigung fließen, die nur Sie allein mir eröffnen können."

Den 17. März 1783. „Ich wünsche, meine Theuerste, Innigstgeliebte, daß die vergangene Nacht weniger beängstigend für Sie gewesen seyn möge, als die vorhergehende, und daß der heutige Morgen Sie munterer und heiterer gefunden haben möge, als der gestrige. Ich kann Ihnen nicht sagen, meine Beste, wie beunruhi-

gend

gend mir die Nachricht von Ihrem Befinden am gestrigen Morgen den ganzen Abend hindurch gewesen, vornehmlich nachdem ich von der guten lieben Mamma die genauern Umstände gehört, die sie selbst mir verschwiegen hatten. War es vergebliche Aengstlichkeit von mir, oder was war es, daß ich auch gestern Abend noch Sie weniger heiter zu finden glaubte, und mich bei Ihren Versicherungen, daß Sie sich ganz wohl befänden, doch nicht ganz beruhigen konnte? Um so mehr wünsche ich heute ganz darüber beruhigt zu seyn und zu werden. Denn itzt, meine Ewiggeliebte, itzt sind Sie der einzige Gedanke meiner Seele, wenigstens ist mir alles andere, was mir auch sonst sehr wichtig war, itzt dagegen sehr gleichgültig. Wie könnt' es auch anders seyn? Wäre ich nur im Stande, Ihnen es so ganz, wie ich es empfinde, zu sagen, wie glücklich ich mich fühle, Sie, liebes, vortreffliches Mädchen, nun die meinige zu wissen, da ich vor so kurzer Zeit mich schon glücklich genug fühlte, nur hoffen zu dürfen. Wahrlich, noch bin ich, wie in einem Traum; ich kann mich in mein Glück noch nicht recht finden. Gott gebe, meine Theuerste, daß auch Sie sich ganz davon überzeugen mögen, daß Sie mit mir glücklich seyn werden, so wie ich gleich bei unserer ersten Bekanntschaft davon tief überzeugt war, daß ich mit Ihnen und nur mit Ihnen glücklich seyn würde. Leben Sie indessen wohl, meine Beste. Nachmittags um drei Uhr bin ich bei Ihnen; denn ich muß Sie schlechterdings wenigstens auf einen Augenblick sehen, um mit desto mehr Freude und Heiterkeit unsern Freunden mein Glück melden zu können."

Den

Den 29. März 1783. Nachts. „Meine theu-
erste, geliebte — ach! gewesene Braut! So wenigstens
muß ich Sie anreden; denn noch kann ich das selige Ver-
hältniß nicht vergessen, in dem ich wenigstens acht Tage
hindurch mit Ihnen gestanden habe. O es waren glück-
liche Tage! Tage der Seligkeit, wie ich sie nie hatte, und
nie wieder haben soll. O Gott, mußten diese Tage nur
darum so glücklich für mich seyn, damit alle folgenden
desto unglücklicher für mich wären? Mein Glück war ein
Traum. Zwar ein Traum, der mich in die Freuden des
Himmels einwiegte, aber doch Traum, wenn gleich noch
so süß. Das Erwachen war desto schrecklicher. Meine
Freude zerrann in meinen Händen. Ich sah das ganze
Gebäude meiner Glückseligkeit auf einmal zerstört, sah die
Plane des künftigen häuslichen Glücks, in die sich meine
ganze Seele vertieft und verloren hatte, verwüstet; sah
meine Heiterkeit und Ruhe auf immer zernichtet, und
mich selbst von dem Gipfel des Glücks, den ich schon er-
stiegen hatte, hinuntergestürzt in einen gransenden Ab-
grund, und hinuntergestürzt von einer Hand, von der
ich mein ganzes einziges Glück erwartete, und mit Zu-
verläßigkeit erwarten durfte. Und dennoch ist diese Hand,
die mich so tief hinunterstürzte, mir noch immer theuer,
unendlich theuer. O meine Theuerste, warum mußten
Sie mich so hoch erheben, daß ich den Sturz, der mein
ganzes Wesen zerschmettert, desto stärker fühlen mußte?
Ja, ich habe ihn gefühlt, und fühle ihn noch, und wer-
de dieß Gefühl in meinem Leben nicht verwinden. Sie,
gute, sanfte, gefühlvolle Seele, denken Sie sich einen
Augenblick in meine Lage hinein, und sagen Sie, ob ir-

gend

gend eine Lage bedauernswürdiger seyn kann? Doch ich will Ihr Herz nicht mit Vorwürfen beunruhigen. Ihre Ruhe ist mir unendlich theurer, als die meinige. Ich will es daher versuchen, ob ich in einem gelassenen Tone mit Ihnen reden kann. Sie wissen es, theuerste Freundinn, Sie wissen es, mit welcher Innigkeit und Wärme ich Sie seit unserer ersten Bekanntschaft geliebt. Sie wissen, wie ich alles aufbot, um das Ziel meiner Wünsche zu erreichen, und mich durch keine Schwierigkeiten schrecken ließ. Endlich sah ich mich am Ziel, unendlich schneller, als ich mit meinen kühnsten Wünschen je gehofft hatte. Der kleine Schimmer von Hoffnung, den Sie mir zuerst an jenem Mittwochabend ertheilten, da ich Ihnen selbst meine Empfindungen für Sie zu erklären Gelegenheit fand (es war an meinem Nahmenstage, desto unvergeßlicher wird er mir seyn) dieser Schimmer von Hoffnung, den Sie zwei Tage darauf in Ihrem Antwortsschreiben an mich, das ich noch jetzt als ein Heiligthum verwahre, mir bestätigten, erfüllte mich schon mit einer Freude, wie ich sie nie gefühlt, obgleich in manchen Augenblicken die Ungewißheit, worin ich mich demohngeachtet befand, meine Seele und meine Stirn trübte. Sie bemerkten dieß selbst an dem darauf folgenden Montagabend bei der Frau * *. Sie erklärten sich über meine Betrübniß so theilnehmend, daß meine ganze Seele von dem Gefühl der Hoffnung belebt ward. Kurz, in dieser Woche ward der Entschluß bei Ihnen reif, mich glücklich zu machen. Ich ward zu Ihren verehrungswürdigen Eltern eingeladen. Stellen Sie sich meine Freude vor. Welche frohe Aussicht schien sich mir dadurch zu

öffn.

öffnen, zumal da Ihre liebe, gute Mutter mir versicherte, Sie selbst hätten es gewünscht, daß ich käme. Ich kam — Gott! Du weißt es, mit welchem Entzücken! Und doch gieng ich nicht mit der Erwartung hin, daß mein Glück schon an diesem Tage entschieden werden sollte. Und doch, was ich nicht erwartet hatte, nicht zu hoffen wagte, geschah — mein Glück ward von Ihnen schon an diesem Tage, da ich zum erstenmale das Haus Ihrer Eltern, die nun auch die meinigen wurden, betrat, entschieden. Himmel und Erde schwanden vor mir, als Sie jenes mir Glück weißagende Lied: Ruh' ich einst auf ihrem Schooß ꝛc. sangen, und während des Gesanges den Druck meiner Hand mehr als einmal erwiederten, und als Sie ausgesungen, und Ihr Bruder sich entfernt hatte, ich noch einmal in Sie drang, und Sie erröthend in meine Arme sanken, und ich den ersten glühenden Kuß der beglückten und erhörten Liebe auf Ihre Lippen drückte — Gott! in welchem Meere von Seligkeit schwamm ich in diesem Augenblicke, den ich für kein Königreich vertauscht hätte. Welch Entzücken, da Ihr Bruder wieder kam! O noch tönt in meinen Ohren, als hörte ich es so eben, Ihre Antwort auf seine Frage, ob es denn ganz Ihr freier aufrichtiger Entschluß sei. „Ja, antworteten Sie, von ganzem Herzen." Nun kamen Ihre Eltern und begrüßten mich mit Thränen der Freude als Ihren Sohn. Ich war ganz stumm vor Entzücken. Alle Ihre anderen Verwandten kamen und wünschten uns mit inniger Theilnahme und Rührung Glück. Ach, wer hätte damals geglaubt, daß binnen acht Tagen diese Thränen der Freude, die aus so vielen Augen floßen, in Thränen

nen des bittersten Schmerzes verwandelt werden sollten! Und doch wurden sie es. An jenem Tage war ich berauscht von Freude; dafür sollte ich nachher den desto bitterern Trank des Kummers hinunterschlürfen. Die ganze Woche vergieng mir wie ein Traum. Wenn ich mir den Abend beim Onkel G** denke, da wir in einer Stube ganz allein saßen, und über unser künftiges Glück sprachen; jenen Abend bei Sp**, da ich über Ihrem Anblick und Gespräch alles andere vergaß; jenen Freitagabend, da wir, ehe wir uns zu Tische bei der Tante setzten, nach einigen zärtlichen Verweisen über mein Zuspätkommen, uns ganz allein und einsam von dem gegenwärtigen Glück unsrer Liebe und dem nahen Glück unsrer künftigen Verbindung unterhielten; wenn ich bedenke, wie wir noch am Sonnabend herumgiengen, um uns ein Logis zu suchen, wie Sie auf meiner Stube sich ausruhten; wenn ich mir so manche unzweideutig scheinende Beweise Ihrer Liebe in meine Seele zurückrufe, dann zerfließ ich in Thränen, und wenn sie vertrocknen, ergreift mich der Unmuth wie ein böser Geist, und hielte sie mich nicht, die mich von meinen Jünglingsjahren an gehalten hat — Gott weiß, welches Entschlusses ich ohne sie fähig gewesen wäre. Zwar glaubte ich zuweilen, einige Kälte von Ihrer Seite zu bemerken. Es machte mir Unruhe. Aber ich täuschte mich gern, sah es als eine Folge Ihrer Unpäßlichkeit an, und eine lächelnde Miene auf Ihrem Antlitz, ein einziger Druck Ihrer Hand war hinreichend, um meine Unruhe zu zerstreuen. An jenem letzten Sonnabend, da Sie krank waren, litt meine ganze Seele mit Ihnen und für Sie. Aber als Sie sich wieder zum Flügel hinsetzten,

setzten, als Sie so rührend und mit jenem gefühlvollen Blick der Wehmuth auf mich, jenes mir tief ins Herz dringende Lied: Das ganze Dorf versammelt sich ꝛc. mit einem so innigen Tone der Empfindung sangen — ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir dabei zu Muthe ward. Und doch ahnete ich nichts Böses. Doch hätte ich eher, wer weiß was, befürchtet, als daß der gleich darauf folgende Tag, ein so schrecklicher Tag, der schwärzeste und finsterste in meinem ganzen Leben für mich werden sollte. Und er ward es. Was ich an diesem Tage und den beiden folgenden empfand, das kann ich Ihnen mit keinen Worten beschreiben, und könnt' ich es, so würde ich es doch nicht, um Sie nicht zu beunruhigen. Genug, die Qualen der Hölle können nicht grausamer seyn, und wenn ich einen Feind hätte, den ich aufs äußerste haßte (Gottlob! ich habe keinen) — ich würde ihm nicht eine Stunde von jener bittern Empfindung anwünschen, die mich diese Tage hindurch folterte. Jetzt bin ich freilich, nachdem ich meine Arbeiten wieder angefangen (obwohl sie mir nie so sauer wurden) schon etwas ruhiger geworden, aber ich fühle es, daß meine Ruhe und Heiterkeit nie ganz wieder hergestellt werden wird. Nur eine einzige Herstellung derselben ist möglich. Aber darf ich sie denn nur von fern hoffen? Nur leise wünschen darf ich sie. Umsonst frag' ich mich selbst, womit ich dieß grausame Schicksal, das mehr als Demüthigung ist, verdient habe. Eine Gattinn, die man mit der innigsten Empfindung liebt, zu verlieren, kann durchaus nicht so schmerzhaft und bitter seyn, als eine Braut, und eine solche so, so zu verlieren! Wäre ich in meinen jüngeren Jahren

ren ein leichtsinniger Jüngling gewesen, der sich in Ansehung des andern Geschlechts Uebereilungen und Thorheiten vorzuwerfen hätte, so wollt' ich gern die Hand auf den Mund legen. Aber warum mußte mich, dessen bisher noch ganz unbefangenes Herz erst bei Ihrem Anblick den Eindruck der Liebe kennen und fühlen lernte, der auf Ihren Lippen die erste selige Blume der Liebe pflückte, warum mußte mich gerade dieses Schicksal treffen? Warum war ich gerade, der ich, wenn ich empfinde, so stark und anhaltend empfinde, zu einer so unglücklichen, hoffnungslosen Liebe ersehen? Doch nicht Hoffnungslosigkeit war das grausame Schicksal, das meine Liebe traf. Ich sah vielmehr meine ganze Hoffnung erfüllt, ich schwebte auf den Flügeln der Phantasie zu den herrlichsten Aussichten der Freude empor — aber mitten auf diesem Fluge des Entzückens stürze ich auf einmal hinab in eine schauerliche Tiefe. O warum, warum? Vielleicht, so sonderbar es klingt, wär' ich ruhiger, wenn ich mir dieses Warum? zu beantworten wüßte. Sie selbst, meine Innigstgeliebte, Sie selbst müssen, wenn sich noch irgend ein Funke von Mitleid in Ihrer Seele für mich findet, mir es sagen, woher diese plötzliche schreckliche Veränderung in Rücksicht auf mich bei Ihnen entstanden. Ich habe hin und her gesonnen, ob ich auf irgend eine Art durch mein Betragen während meines ach! so kurzen Bräutigamsstandes eine Ursach dazu gegeben. Ich glaube wenigstens eine entdeckt zu haben. Ich kam ein paarmal später zu Ihnen, als man von einem feurigen Liebhaber hätte erwarten sollen. Dieß konnten Sie als Kaltsinn aufnehmen. Und doch zählt' ich jede Minute, da ich von

Ih-

Ihnen entfernt war. Gott weiß, daß ich mir selbst gleich von damals an die bittersten Vorwürfe gemacht; aber ich kann mit der größten Wahrheit sagen, es war nicht meine Schuld, es war unvermeidliche Abhaltung, die mir wehe genug that. Aber leider! sehe ich es jetzt, wie möglich es war, da Sie diese Abhaltung nicht genau kannten, daß dieser Umstand auf Ihre Gesinnung für mich einen nachtheiligen Einfluß hatte. Aber doch kann dieß nicht die einzige Ursach seyn. Vielleicht trauten Sie meiner Liebe nicht ganz, weil ich sie weniger als vielleicht andere gethan haben würden, durch Worte geäußert. Und dennoch biete ich jedem, der in seinem Leben liebte, Trotz, ob er stärker und feuriger liebte, als ich. Es liegt in meinem Charakter, daß ich über meine Empfindungen nicht viel reden kann. Immer überwog meine Empfindung den Ausdruck, und nie — nie war dieß mehr der Fall, als hier. In der That war mein Herz von der Größe seines Glücks zu voll, ich war zu sehr von ungewohnter Freude berauscht, als daß ich im Stande hätte seyn sollen, durch viele Worte meiner Empfindung Luft zu machen. Und doch weiß jeder meiner Freunde, mit welchem heißen Entzücken ich von Ihnen und von meinem künftigen Glücke sprach. Und wer mich neben Ihnen gesehen, muß es auf meinem Gesicht gelesen haben, mit welcher Empfindung meine Seele an Ihnen hieng, und auf jeden Blick, jedes Lächeln, jedes Wort begierig lauschte. Und dennoch entzogen Sie mir auf einmal das Herz, das Sie mir geschenkt; zerrissen das selige Band, das Sie ungezwungen und unberedet zu meiner Glückseligkeit geknüpft. Ach! Sie haben mein Herz und meine Ruhe zugleich

damit zerrissen. O um Gottes Willen sagen Sie mir, was bewog Sie zu diesem mir, wie andern, noch itzt unerklärlichem Schritte? Bei Ihrem eigenen gefühlvollen Herzen beschwöre ich Sie, mir folgende Fragen mit Aufrichtigkeit zu beantworten. Haben Sie einen wirklichen unüberwindlichen Widerwillen gegen mich? Dieß kann ich doch nicht glauben, weil Sie sonst mich unmöglich zu dem höchsten Gipfel der Hoffnung und Freude hätten erheben können. Und doch muß ich es beinahe glauben, daß ich Ihnen wenigstens hinterher verhaßt und zuwider geworden. Ist diese meine Vermuthung wahr, so bleibt mir nichts übrig, als mein Schicksal zu verfluchen, das mich Unglücklichen ausersah, gerade dem einzigen Herzen, dessen Liebe mich ganz allein beglücken konnte, verhaßt zu seyn. Oder war Ihr Herz nicht mehr frei, als Sie mir Ihre Hand gelobten? Dann beneide ich den Glücklichen, dem es gelang, Ihnen mehr Empfindung für sich einzuflößen; aber ich biete ihm, wer es auch sei, Trotz, ob er Sie stärker und inniger liebt, als ich. Oder hat irgend ein feindseliger Teufel in Menschengestalt den Engel verblendet? Oder hat irgend ein bethörter Freund aus guter Meinung Ihnen falsche Begriffe von mir beigebracht? Ich wollte, dieß wäre, und Sie gäben mir Gelegenheit, mich zu vertheidigen. Ich bin es mir mit dem stärksten Gefühle der Unschuld bewußt, daß ich mich gegen jede Beschuldigung und Verleumdung vertheidigen kann. Zwar kenne ich meine Fehler, und bin offenherzig genug, sie jedem zu gestehen. Sie können mich zu Uebereilungen hinreissen, aber dennoch darf ich ohne Erröthen jedem frei ins Gesicht sehen, darf jeden, der mich kennt, kühn heraus-

for-

fordern, mich einer schlechten Handlung zu überführen, die mich Ihrer Liebe so ganz unwürdig machte. Möchten Sie doch auf diese meine Fragen mit Bestimmtheit und Offenherzigkeit antworten, und wenn keine dieser Vermuthungen wahr ist — o so gönnen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß es wenigstens noch möglich ist, Ihr Herz wieder zu gewinnen. Der Wunsch, Sie zu besitzen, ist meinem Herzen zu theuer geworden, als daß ich ihn ganz auf einmal herausreißen könnte. Jetzt, jetzt, nachdem ich in jenen für mich so glücklichen acht Tagen Sie erst recht kennen gelernt, ist der Wunsch, durch Sie glücklich zu werden, und die feste Ueberzeugung, daß ich es nur allein durch Sie werden kann, noch weit feuriger und lebhafter bei mir geworden, als vorher. Tausende würden durch einen solchen Schritt, wie der ist, wodurch Sie das zwischen uns bereits geknüpfte Band zerrissen, zurückgeschreckt seyn. Aber mich hat gerade eben dieser Schritt noch mehr befeuert, weil ich selbst bei diesem Schritte, so unglücklich er mich auch gemacht, doch Ihr gutes, edles, nur mißgeleitetes Herz so ganz kennen gelernt. Sie haben mich Ihrer Hochachtung und Freundschaft versichert, aber zugleich sich geäußert, daß Sie nicht den höheren Grad der Neigung für mich fühlten und fühlen könnten, der Ihnen nöthig däucht, um mich ganz glücklich zu machen, und selbst glücklich in einer Verbindung mit mir zu seyn. Ich ehre diese Ihre Offenherzigkeit, aber dennoch wage ich es, mit Freimüthigkeit es zu sagen, daß mir Ihre Ideen überspannt scheinen. Sie kannten mich bisher zu wenig, um mehr als Hochachtung für mich zu fühlen. Sie überredeten sich, daß diese Hoch-

achtung in Liebe übergehen würde; aber weil dieß nicht so schnell, nicht so sichtbar in Ihrem Herzen geschah, als Sie es nöthig glaubten, so geriethen Sie in Aengstlichkeit, die Sie glauben ließ, es sei Ihnen unmöglich, mich je zu lieben, und diese Aengstlichkeit hielten Sie für Abneigung. Und doch dünkt mich, wenn Sie je zu rasch und voreilig schlossen (und wer thut dieß nicht zuweilen?) so war es hier. Ich habe noch immer das Glück gehabt, daß alle, die mich genauer kennen gelernt, meine warmen Freunde wurden, und nie hab' ich es so sehr als jetzt bei dieser traurigen Gelegenheit gesehen, wie viele aufrichtige theilnehmende Freunde ich habe. Warum sollte es denn unmöglich gewesen seyn, daß in Ihrem Herzen die kalte Hochachtung, deren allein Sie mich jetzt versichern, mit der Zeit sich in wärmere Empfindung verwandelt hätte! Bei Gott! es ist nicht Stolz, sondern gewisse feste Ueberzeugung, Sie würden, sobald Sie mich ganz kennen gelernt, durch das Feuer meiner Liebe für Sie, wenn gleich nicht zu denselben, doch gewiß zu ähnlichen Empfindungen für mich beseelt seyn. Tausend Ehen werden geschlossen, wo nicht gleich im Anfange auf beiden Seiten jene stärkere feurige Empfindung Statt findet, die nachher bei genauerer gegenseitiger Kenntniß entsteht. Und gerade dieß sind oft die glücklichsten Ehen. Ich kann von nichts in der Welt so sehr überzeugt seyn, als davon, daß auch die unsrige eine der glücklichsten, die man sich denken kann, geworden und gewesen seyn würde. Nein, bei Gott! Sie, Sie können mich nicht unglücklich machen; und ich müßte mich selbst durchaus nicht kennen, wenn ich nicht mit der innigsten Ueberzeugung sagen könnte, auch Sie

würden, wo nicht durch mich, doch in der Verbindung mit mir, glücklich gewesen seyn. Sagen Sie mir, meine Theuerste, Beste! sagen Sie, soll diese Aussicht zu unserm beiderseitigen Glück nun durchaus verschlossen seyn? Wollen Sie es geradezu für unmöglich erklären, daß ich noch Ihr Herz gewinnen könnte? O setzen Sie mich auf welche Probe Sie wollen, ich will Sie bestehen; ach! die härteste Probe, die meine Liebe treffen konnte, hab' ich bestanden. Fordern Sie jede, auch die größte Aufopferung von mir; nichts in der Welt soll mir zu theuer seyn, das ich Ihnen nicht mit Freuden aufopfern wollte. Ich verlange nicht, daß Sie die Verbindung zwischen uns, die Sie einmal getrennt, sogleich wieder anknüpfen sollen. Dieß wäre zu viel verlangt. Aber wenn Ihr Herz noch einiges Mitleids für mich fähig ist, so beschwör' ich Sie, nur auf den Fuß mit mir zurück zu treten, auf dem wir vor unserer Verlobung standen. Damals hatte ich einen kleinen Schimmer von Hoffnung. Nur diesen gewähren Sie mir für itzt wieder, und ich will zufrieden seyn. Oder dünkt Ihnen auch dieß zu viel, wohl, so geben Sie mir keine Hoffnung, aber seyn Sie wenigstens nicht so grausam, sie mir ganz zu nehmen, und es geradehin für unmöglich zu erklären, daß mein feurigster Wunsch doch noch endlich einmal in Erfüllung gehen könne. Bestimmen Sie eine Zeit, so lang sie wolle, ein halbes Jahr, ein ganzes Jahr; und vergönnen Sie mir nur bloß als einem entfernteren Freunde dann und wann den Zutritt in dem Hause Ihrer verehrungswürdigen Eltern. Wenn Sie dann binnen dieser Zeit und nach Verlauf derselben sich noch eben so wenig als jetzt entschließen können, mir

ihr Herz zu schenken — wohl, so muß ich mein Schicksal beweinen, aber ich kann dann zwar mit verwundetem, aber dennoch mit ruhigerm Herzen von meinen Wünschen abstehen, weil dann wenigstens alles geschehen ist, was geschehen mußte, um ein Herz, wie das Ihrige, zu verdienen. Aber jetzt, da Sie mich so wenig kennen, jetzt schon bestimmt zu sagen: Ich kann ihn schlechterdings nie lieben — das ist ein zu rasches und grausames Urtheil. Die falsche Scham, die einen einmal gethanen Schritt auf keine Weise zurück thun will, ist nur das Eigenthum kleiner Seelen; Sie sind derselben nicht fähig. Und wahrlich, so ein großes unendliches Glück es für mich seyn würde, nach allen Schwierigkeiten doch noch einst Sie die meinige zu nennen — so ehrenvoll würde es zugleich für Sie in den Augen jedes vernünftigen und menschenfreundlichen Menschen seyn, daß Sie Selbstüberwindung und Muth genug gehabt, einen übereilten Schritt wieder gut zu machen. O, und wenn dieß einst geschähe, wenn Sie einst zum zweitenmale mir würden, was Sie mir jene frohen acht Tage waren, meine Braut — o meine Beste, welche fröhliche Aussicht für mich, für Sie, für alle Ihre Angehörigen, für Ihre, für meine Freunde! Mich selbst würden Sie dadurch nicht nur zu dem glücklichsten Menschen unter der Sonne machen, da ich jetzt, wenn Sie auf Ihrem Entschluß fest beharren, die dunkelste qualenvollste Zukunft vor mir sehe — Sie würden auch den Kummer so vieler Ihrem Herzen theuern Personen, die über Ihren raschen Schritt betrübt sind — Sie würden dann, was mir am wehesten thut, nicht mehr sagen, daß Sie eine lange Reihe trauriger Tage vor sich sehen, son-

dern

dern Sie würden — ich bin es überzeugt — fühlen, daß Sie froh und glücklich mit einem Manne seyn könnten, der in der Welt kein größeres Glück für sich kennt, als Sie, und dem ohne dieß Glück jede andere Freude, die ihm seine jetzige und künftige Lage darbietet, unschmackhaft und bitter ist. Ich habe Sie, meine ewig theure — ach! mich verschmähende, verstoßende Braut, ich habe Sie um eine mündliche Unterredung bitten lassen. Ihr gutes Herz hat Ihnen nicht erlaubt, sie mir abzuschlagen. So ungeduldig ich darauf harre, so wünsche ich doch, daß diese Unterredung Sie so wenig als möglich beunruhigen möge (mich kann sie wenigstens auf keinen Fall unglücklicher machen, als ich schon bin); ich überlasse es Ihnen daher ganz, mir eine Zeit dazu zu bestimmen. Freilich wünsche ich natürlich mir diese Unterredung je eher je lieber; aber Ihrem Willen opfere ich gern auch meine liebsten Wünsche auf. Nur den Einen Wunsch, Ihre Liebe zu verdienen, diesen kann ich noch nicht aufopfern, da er mit meinem ganzen Wesen und mit allen meinen Empfindungen zu tief und innig verflochten ist. Haben Sie die Güte, mir nur durch ein paar Zeilen wissen zu lassen, ob und wann ich die Freude und den Trost haben soll, Sie zu sprechen, und Ihnen mündlich zu sagen, daß ich auch jetzt noch Sie mit der feurigsten Empfindung meines Herzens liebe.

O Mädchen meiner Seele! kannst Du mir
Nicht Liebe geben, so versage wenigstens
Mir Dein Erbarmen nicht! Denn fährst Du fort,
Mich zu verschmähn, so schneidet mir der Gram
Den mürben Lebensfaden ab.
Seit jenem Tag, da Du das feste Band zerschnittst,

Da

Da floh der Schlaf von meinem Lager, floh
Die Freud' aus meiner Brust. Seit Du von mir hinweg
Dein Auge wandtest, fühlt' ich nicht der Menschheit Reize mehr.
Was soll, was soll mir dann des bangen Lebens Rest,
Entbehr' ich Dich? und wär' es Ewigkeit,
Was soll sie mir, entbehr' ich Dich?
Erfindet eine Last, die meiner gleicht,
Wenn ihr die nahmenlose Qual
Der Liebe kennt, die ohne Hoffnung glüht!
Sei noch so stark, sei noch so weise, du erträgst sie nicht.
O Gott, gieb meinem Flehn, gieb meinen heißen Thränen
Die Braut zurück! War irgend deines Blicks
Ein Schauspiel werth, so war's ein glückliches
Erkenntliches Geschöpf, das voll Gefühls hinauf
Zum Himmel blickt und dir mit Thränen dankt.
Und danken will ich dir (erhörst du mich,
Und schließ ich einst sie wieder in die Arme)
Mit meinem ganzen Leben danken, danken
Mit meiner ganzen Seele.

Den 29. März 1783. Vormittags. „Mein mir zu kurzer, Ihnen gewiß zu langer Brief, war geschrieben, als ich heute früh den Ihrigen erhielt. Es wird von Ihnen abhängen, ob Sie ihn annehmen, ob Sie ihn lesen wollen. Grausam wäre es, wenn Sie es nicht thäten. Ich habe die ganze Nacht daran geschrieben. In meine Augen ist kein Schlummer gekommen. Es ist nicht die einzige Nacht, die ich seit jenem schrecklichen Tage durchwachte. Und auch dann, wenn der Schlummer auf mich herabsank, kam er spät und unterbrochen. Finstre Phantasien unterbrachen ihn. Ihren Brief nahm ich an, ohne ein Wort zu sagen. Mit zitternder Hand erbrach ich ihn. Ich las ihn und fand kein Wort zu meiner Beruhigung, selbst nicht einmal die Hoffnung,

nung, Sie bald einmal, wie Sie doch zugesagt, mündlich sprechen zu können. Also auch dieß kleine armselige Versprechen nehmen Sie zurück? Doch freilich mußten Sie es ja, nachdem Ihnen mein Anblick verhaßt und zuwider geworden, nachdem sich Ihre gegen mich und andere anfänglich erklärte Neigung in Abneigung (dieß ist Ihr Wort; Sie hätten immer ein härteres brauchen können) verwandelt hat. Ich las Ihren Brief ohne Thränen — ich habe keine Thränen mehr, so hart bin ich schon — ohne Unwillen gegen Sie — denn in jeder Zeile erkannt' ich doch Ihr edles Herz — aber mit bitterer Wuth gegen mich selbst. Das, das ist die Strafe, die ich verdiene — für den Stolz auf das Glück und die Ehre, die ich bisher bei allen meinen Entwürfen und Unternehmungen hatte. Alle meine Entwürfe, die ich mit Feuer anfieng, und mit Feuer durchführte, hatten einen glücklichen Erfolg. Der hülflose Jüngling, der ich war, kämpfte alle Schwierigkeiten vor sich nieder. Ueberall begleiteten Glück, Ehre, Beifall und Freundschaft der Menschen meine Schritte. Ich schwindelte, glaubte, nichts könne, nichts dürfe mir fehlschlagen; war stolz genug, den Besitz eines Frauenzimmers zu hoffen, die der Himmel einem bessern Manne bestimmte. Genug. Ich bin bestraft, schrecklich bestraft. Ich verachte, ich hasse mich selbst. Kann eine Strafe schrecklicher seyn? Aber ich muß mich hassen, da Sie mich hassen. Mein Stolz liegt gedemüthigt da und in den Staub zertreten. Mein Glück ist dahin. Ich verlange und wünsche auch keins mehr. Nur Ihnen wünsch' ich das Glück und die Freude, auf die ich selbst Verzicht thue."

Den

Den 9. April 1783. Nachts. „So sei es denn, weil es seyn soll. Dieser Brief sage Ihnen, meine Einziggeliebte, das letzte Lebewohl von einem Manne, der Sie liebte, wie vielleicht keiner jemals liebte, und noch jetzt — noch jetzt mit dem letzten Tropfen seines Bluts Ihre Liebe zu erkaufen bereit wäre. Ich soll Sie also nicht wieder sehen? So wollen Sie selbst es; so wollten es, sagten Sie, meine Freunde. — Freunde? O es waren keine Freunde, die dieß wollten, die mir hinterrücks den Dolch ins Herz stießen! Die einzige Freude, die ich noch hatte, mir zu rauben — o das kann kein Freund. Doch leider! bin ich einmal dazu verurtheilt, immer wieder grausam hinuntergestoßen zu werden, wenn ich einen Berg, von dem ich nahe oder auch nur fern frohe Aussichten erblickte oder erträumte, erstiegen zu haben meinte. Sie selbst und Ihre Eltern boten mir, um mich einigermaßen zu trösten, einen freundschaftlichen Umgang mit Ihnen an. Freilich nur ein kleiner trauriger Ersatz für das, was ich verlor; aber doch ergriff ich ihn wie ein zugeworfenes Seil, um mich aus der Fluth des Jammers, in die ich versunken war, wenigstens in etwas hervorzuarbeiten. Aber Sie selbst nahmen auch dieses Versprechen zurück, auch dieses. Freilich war es nicht so heilig und bindend als jenes erste, durch welches Sie die Meinige zu werden versprachen. Sie konnten also, da Sie das größere Versprechen zurückgenommen, dieß kleinere um so leichter und mit ruhigem Herzen zurücknehmen. Und Sie haben es zurückgenommen. Also auch den entfernten Gedanken und Wunsch, daß es noch möglich für mich seyn möchte, Ihr Herz durch die Zeit und

längere Bekanntschaft zu gewinnen, auch den mißgönnte man mir? Denn ich gestehe es, nur dieser Wunsch machte mir das Anerbieten eines freundschaftlichen Umgangs mit Ihnen so werth. Denn warum hätte ich es nicht immer noch wenigstens für möglich halten sollen, mir bei gegenseitiger längerer Kenntniß die Gegenliebe zu erwerben, auf deren Entstehen Sie in jenen acht Tagen mit so vieler Aengstlichkeit warteten, und die eben dieser einmaligen Aengstlichkeit wegen nicht entstand, und nicht entstehen konnte. Ich würde mit der Zeit die Ursachen entdeckt haben, die Ihnen Abneigung gegen mich beibrachten, und ich würde diese Hindernisse aus dem Wege geräumt haben, vornehmlich wenn Sie so offenherzig gewesen wären, wie Sie mir als Freundinn zu seyn versprachen, daß Sie mir alles, was Ihnen an mir mißfiele, freimüthig gesagt hätten; denn ich weiß es freilich nur zu gut, daß es mir, wie den meisten Gelehrten, an jener äußerlichen Politur fehlt, die einen auf den ersten Anblick gefällig macht. Aber eben durch den Umgang mit Ihnen hoffte ich diesen Mangel zu ersetzen. Oder wären es andere Ursachen gewesen, die jenen Widerwillen bei Ihnen gegen mich hervorbrachten, und deren Sie sich, trotz Ihrer Versicherungen des Gegentheils, so gewiß bewußt sind, als ich es mir jetzt bewußt bin, daß ich an Sie schreibe — so hätte ich durch die Zeit gewiß Spuren derselben entdeckt, und dann mich bestreben können, diesen Ursachen abzuhelfen, kurz ich konnte mich schlechterdings nicht überzeugen; daß es mir nicht wenigstens möglich in der Zukunft seyn sollte, Ihr Herz zu verdienen. Ich hätte Sie täuschen können, hätte Ihnen versichern können,

daß

daß ich alle meine Wünsche aufgegeben. Aber theils hätten Sie mir es schwerlich geglaubt (und meine Mienen und mein ganzes Wesen würden mich bald verrathen haben) theils hätte ich Ihnen von einer oder der andern Seite verächtlich vorkommen müssen, entweder daß ich Sie zu hintergehen gesucht hätte, oder daß ich sobald einer Liebe entsagen können, die meine ganze Seele füllte. Kurz, ich entschloß mich lieber auch hier, wie ich überall gewohnt bin, offen und ohne Verstellung zu Werke zu gehen. Ich entschloß mich, Ihnen die Fortdauer meiner Wünsche zu entdecken, aber zugleich Sie durch meine Wünsche auch nicht auf die entfernteste Art zu beunruhigen, sondern alles dem ruhigen, langsam entwickelnden Gange der Zeit zu überlassen. Mit Freuden hätte ich selbst ein ganzes Jahr und länger gewartet, und hätte, wenn während dieser Zeit ein glücklicherer und Ihrer Liebe würdigerer Mann um Ihr Herz geworben hätte, ihm zwar mit thränenden Augen, aber gewiß mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohl, Platz gemacht. Oder wäre ich am Ende überzeugt worden, wovon weder ich noch Sie schon jetzt überzeugt seyn konnten, es sei durchaus unmöglich, Gegenliebe in Ihr Herz für mich zu pflanzen — wohl, so hätte ich wenigstens in so fern beruhigter von meinen Wünschen abstehen können, weil ich mir dann bewußt gewesen wäre, daß alles geschehen sei, was geschehen mußte. Doch Sie wollen nun einmal nicht, daß dieß geschehen soll, und ich muß gehorchen, die Folgen davon mögen seyn, welche sie wollen. Traurig werden diese Folgen seyn, das sehe und fühle ich, aber genug, Sie wollen es. — Sie haben mir meinen Ring mit Gewalt zurück-

gedrungen. Ich dachte sonst immer, was einmal geschenkt sei, sei geschenkt. Aber Sie haben mich aus meinem Irrthume gerissen. Denn auch Sie schenkten mir Ihre Hand, und zogen Sie doch nachher wieder zurück, so daß ich in eine schauerliche, unabsehliche Tiefe hinabstürzte, aus der nur jene Eine Hand allein auch wieder herausreißen kann, die mich hinabstürzte. Aber diese Hand scheint einen Eid darauf geschworen zu haben, es auch nicht auf die entfernteste Art zu wollen. — Ich habe den mir gewaltsam wieder aufgedrungenen Ring mit einem Strom von Thränen benetzt. Er soll nicht aus meinen Händen kommen, noch weniger je an dem Finger einer andern stecken. Er mag ruhig unter den Papieren liegen, die einst nach meinem vielleicht frühzeitigen Tode diejenigen, welchen es noch der Mühe werth scheinen mögte (was Ihnen nicht der Mühe werth schien) mich genauer kennen zu lernen, zu überführen, daß auch in meiner Brust ein fühlendes, ach! nur zu unglückliches Herz schlug! Das Tagebuch meiner unglücklichen Geschichte, was ich jetzt unter vielen tausend Thränen niederschreibe, wird (wie ich gewiß überzeugt bin) einst auch andern fühlenden Seelen, denen es zu Gesicht kommen könnte, mehr als eine Thräne des Mitleids entlocken. Ich hoffe Ihnen übrigens durch meinen Anblick keine weitere Unruhe zu machen. Es ist mein Vorsatz, alle Gesellschaft zu fliehen, wohin mich nicht Amtsgeschäfte rufen. Für mich ist jetzt alles freudenleer und todt, und ich selbst bin für alles todt. Die Freuden der Gesellschaft, die Freuden der Freundschaft, die Freuden der wiederauflebenden verjüngten Natur, die sonst mein ganzes Herz erwärmten, sind jetzt keine Freuden

mehr

mehr für mich. Ich bin mir selbst verhaßt, mein Leben ist mir nichts mehr werth, sondern nur eine drückende Last. Es hängt an einem mürben Faden, den der Gram abkürzen wird, das fühl' ich schon jetzt. So viel Kraft wird mir Gott vielleicht noch gewähren, um mein Amt, wenn gleich unter marterndem Selbstzwang, zu verwalten, und reichte dazu meine schrecklich zerrüttete Kraft nicht mehr hin, so fehlt es mir weder an Muth, noch an Gewissenhaftigkeit, um mich ganz aus dem Gewühl des thätigen Lebens, wo ich doch jetzt nur halb nützlich seyn kann, ganz in den Schooß der allein mit mir trauernden Einsamkeit zurückzuziehn, und so mit Ergebung in den Willen der Vorsehung dem Ende meiner Leiden entgegen zu sehn. Der Rest meines Lebens wird bitter seyn, das weiß ich; von keiner Freude, von keinem Strahl der Hoffnung erleuchtet, die erst jenseit des Grabes mir herunterschimmert. So wollten Sie es, Sie, Sie, die Sie mit einem Wort entfernter Hoffnung in diese Finsterniß, in der ich tappe, Licht bringen könnten. Aber das wollen Sie nicht. Zwar kann ich von dem Daseyn Gottes und meinem eigenen nicht stärker überzeugt seyn, als davon, daß wenn unsere, von so vielen guten Menschen gesegnete, Verbindung zu Stande gekommen wäre, oder — doch den Gedanken soll ich ja durchaus nicht mehr denken — noch käme, wir alle beide glücklich gewesen seyn würden (ich freilich am meisten; aber auch Sie würden, das weiß ich mit völliger Gewißheit, glücklich seyn) aber Sie wollten es nicht, und irgend ein mißgünstiger Dämon wußte es dahin zu bringen, daß ich und auch Sie, wie Sie selbst sagen, unglücklich wurden, da wir so glücklich

lich seyn konnten. — So leben Sie denn wohl. Gott schenke Ihnen viel Freude. Und wenn Sie einst in den Armen eines würdigern Mannes das Glück finden, das Sie bei mir zu finden hofften, und gleich hinterher wieder verzweifelten (o ich bebe vor dem Gedanken der Möglichkeit, daß Ihr Herz sich täuschen lassen und einem unwürdigen, oder wenigstens Sie weniger als ich liebenden Manne zu Theil werden könnte!) dann denken Sie, wenn Sie können, zuweilen an den, so Gott will, vielleicht alsdann schon hingewelkten Mann zurück, der durch Sie der glücklichste, beneidenswertheste Mann zu werden hoffte, und so nahe daran war, es zu werden, und weihen Sie dann seinem Andenken eine Thräne des Mitleids. Denn ich denke und empfinde jetzt mit Klopstock, der einst ein ähnliches Schicksal mit mir hatte (nur ein ähnliches; ein gleiches Schicksal mit mir hatte vielleicht unter Millionen Menschen nicht einer) was er von sich sagt, gilt genau auch von mir:

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn einst mein Auge nun
Lang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hat;

Und wenn alsdann du, die du die meine warst,
Ach! wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern!

Dann wägt, die Wagschaal in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf itzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

Rinn' unterdeß, o Leben, bald kömmt, bald kömmt
Die Stunde, die mich nach der Cypresse ruft!
Ihr andern seid der schwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!

Eine Antwort auf diesen meinen Brief darf ich freilich nicht hoffen. Ich soll ja durchaus nichts — nichts hoffen. Und so wage ich es auch nicht, um eine Antwort zu bitten. Ich darf dieß um so weniger, da ich eigentlich auf keinen meiner Briefe eine Antwort von Ihnen erhalten, als bloß auf den einen, den ich nach jenem mir damals so glücklichen Mittwoch Abend an Sie schrieb, an dem ich zuerst von Ihnen mit einem Strahle von Hoffnung beglückt ward. Sie gaben mir in ihm einen kleinen Schimmer von Hoffnung; und kaum waren acht Tage verlaufen, als dieser kleine Schimmer sich in die hellste Flamme der erhörten und beglückten Hoffnung verwandelte. Aber nun — Sie haben die Flamme ausgelöscht. Auch den Schimmer wollen Sie auslöschen? Wollen Sie? O das ist grausam und hart. Doch ich will Ihnen wenigstens, weil Sie auch dieß wollen, den Anblick ersparen, zu sehen, was diese Härte in mir und auf mich gewirkt hat."

Den 18. Junius 1783. „Hier, meine theuerste Freundinn, übersende ich Ihnen das gewünschte fünfte Stück der Pomona. Die Nachricht von Ihrer Krankheit in der vorigen Woche hat mich sehr beunruhigt; desto mehr erfreut mich die Nachricht von Ihrem nun wiederhergestellten Wohlbefinden. Und nun noch meinen innigsten, feurigsten Dank für den unerwarteten Beweis Ihrer Freundschaft, den Sie mir in der vergangenen Wo-

che

che gegeben. Er mußte eben, je unerwarteter er mir war, einen desto tiefern Eindruck auf mein Herz machen. O ich fühlte mich so glücklich, nach so langer, langer Zeit einmal wieder Ihnen zur Seite zu stehen, mit Ihnen zu sprechen, Ihre Hand mit meinen Lippen zu berühren, und Herz und Auge an Ihrem Anschauen zu weiden. Gott weiß, wenn ich diese Freude einmal wieder haben werde. Zwar war es eine mit Kummer gemischte Freude, aber doch Freude. Lassen Sie sich's wenigstens nicht gereuen, mir diese Freude gemacht zu haben. Sie haben mir ein paar selige Stunden dadurch verschafft, und das Bewußtseyn davon kann Ihrem guten Herzen nicht anders als wohl thun. Ich habe Sie an jenem Tage wieder in Ihrer ganzen Liebenswürdigkeit gesehen. Gott! und dieses liebenswürdige Mädchen war mein, und soll und will es nun durchaus nie wieder werden? O dieser Gedanke ist hart. Könnten Sie nur, Theuerste, sich jene Empfindung der Freude recht lebhaft vorstellen, die mein ganzes Wesen in dem Augenblick durchdringen würde, wenn Sie sich entschließen könnten, den Mann, den Sie Ihrer Freundschaft und Werthschätzung versichern, ganz glücklich zu machen — o vielleicht könnte dieser Gedanke Sie zu einem Entschlusse bewegen, der Sie nie gereuen, mich aber zu dem glücklichsten Menschen machen würde. Aber wie konnten Sie doch so grausam seyn, meine Lage mit der Ihrigen zu vergleichen, und von mir zu verlangen, ich sollte um eine andere Hand werben. Ich dächte, der Unterschied wäre doch sehr auffallend. Ihr Herz ist noch frei, das meinige nicht. Sie dürfen, wenn Sie sich entschließen, die Meinige zu werden, nichts aufopfern;

ich

ich hingegen müßte, wenn ich Ihnen entsagte, den einzigen, feurigsten Wunsch meines Herzens aufopfern, einen Wunsch, dem ich nie, nie entsagen werde, weil ich ihm nicht entsagen kann. Der Gedanke, liebenswürdigste Freundinn, nie eine eheliche Verbindung zu knüpfen, ist von Ihrer Seite wahre Versündigung gegen Gott, der Ihnen alle Eigenschaften gegeben, um das Glück eines Mannes zu machen. Wehe mir, daß ich nicht hoffen soll, noch einst selbst dieser glückliche, durch Sie glückliche Mann zu werden! Zwar Tausende würden sich glücklich schätzen, Sie zu besitzen. Aber mein inneres Gefühl sagt es mir, daß keiner dieß Glück feuriger und stärker empfinden könnte und würde, als ich. Möchte doch dieser Gedanke in Ihrer Seele recht lebhaft werden — dann entschlössen Sie sich vielleicht, in die Finsterniß, in der ich noch immer ängstlich und trübe umhertappe, einen aufhellenden Strahl von Hoffnung fallen zu lassen."

Den 11. Julius 1783. „Sie haben mir, theuerste Freundinn, durch die Mittheilung des von Ihnen aus dem Französischen übersetzten Aufsatzes über häusliche Glückseligkeit eine überaus große und überraschende Freude gemacht. Erwarten Sie nicht, daß ich Ihnen denselben zurückschicke. Er ist mir als Bild Ihres Herzens zu theuer, zu heilig, als daß ich ihn so leicht aus den Händen lassen sollte. Wenigstens können und werden Sie ihn nicht anders, als aus meinen eigenen Händen zurückerhalten. Bis dahin soll er mir eben so heilig und theuer seyn, als Ihr, wenn gleich nicht einmal ganz getroffener Schattenriß, der unter meinem Spie-

gel

gel hängt, den ich täglich unzähligemal ansehe, und dessen Anblick, ob er mir gleich jedesmal Thränen ins Auge lockt, dennoch so süß für mich ist. Freilich ist es nur ein schwacher, farbenloser, todter Umriß von jenem Engelgesicht, auf dem einst in den frohesten Tagen meines Lebens meine Augen und mit ihnen meine ganze Seele voll nahmenlosen Entzücken ruhte, und das mir meine jetzt zu allen andern Bildern träge Phantasie mit ihrem Zauberpinsel in jedem Augenblicke malt, um mir so den Verlust des wirklichen Gemäldes zu ersetzen, das ich von der Geliebten meines Herzens zu erhalten Hoffnung hatte, und wenn mein Traumglück nur einige Tage länger gedauert hätte, wirklich erhalten haben würde. Der mir von Ihnen mitgetheilte Aufsatz ist mir gleichsam ein Schattenriß Ihrer Seele und Denkungsart. Wäre es auch durchaus nur Uebersetzung, so ist es doch ungezweifelt gewiß, daß Sie sich nicht mit der Uebersetzung eines Aufsatzes beschäftigt haben würden, in welchem Sie nicht alle Gedanken und Empfindungen als Ihre eigenen anerkannten. Häusliche Glückseligkeit! Wer ist ihrer fähiger und würdiger als Sie? Und Sie wollten den Gedanken an den Besitz dieser von Ihnen in diesem Aufsatz mit so vieler Wahrheit empfundenen und geschilderten Glückseligkeit aufgeben? O dieß wäre ein Verbrechen gegen die Hand des Schöpfers, die Sie so liebenswürdig schuf, und in Ihr ganzes Wesen so viele Reize und Vollkommenheiten verwebt, die der Grund zu einer dauerhaften häuslichen Glückseligkeit für Sie selbst und den Glücklichen, dem Sie einst Ihre Hand geben würden, werden sollte und konnte. Zwar ich — ich soll nun einmal dieser Glückliche nicht seyn, soll nicht

einmal hoffen es zu werden. Und dennoch, theuerste Freundinn, war häusliche Glückseligkeit, der ich nun, durch Sie verurtheilt, entsagen soll, immer der heißeste Wunsch meines Herzens. Alle Begierde nach Erweiterung meiner Kenntnisse und alle andere Wünsche meines Herzens waren schon, ehe ich Sie kannte, weit weniger lebhaft und feurig in mir, als der Wunsch künftiger häuslicher Glückseligkeit. Und o wie ward dieser vorher wie im Verborgenen schlummernde Wunsch gleich bei dem erstenmale, da ich Sie sah, so angeflammt, daß nur er allein meine ganze Seele füllte, und alle andere Wünsche bei mir verdunkelte. Es ist mir immer ein sehr trauriger Gedanke, dessen ich mich aber doch nicht ganz erwehren kann, daß vielleicht ein Mitgrund, warum Sie das selige Band, das uns schon verknüpfte, zerrissen, die vielleicht nur dunkel empfundene Besorgniß war, daß ich gleich so vielen andern Gelehrten zu wenig Sinn und Gefühl für die Freuden der häuslichen Glückseligkeit haben würde. O wenn dieß, wie leicht möglich, Ihr Gedanke war, wie wenig kannten Sie mich, wenn Sie glaubten, daß das einsame verschlossene Mönchsleben, das so viele Gelehrte führen, und dadurch, wenn nicht sich selbst, doch die, die der Himmel ihnen zur Gefährtinn auf der Bahn des Lebens gab, unglücklich machen, auch nur den allergeringsten Reiz für mich hätte! O gewiß! ich würde es mehr, als irgend jemand auf der Welt gefühlt haben, wie glücklich mich die Vereinigung mit Ihnen mache, und der Ausbruch und die Aeußerung dieses Gefühls würde mir unendlich seligere Stunden gewährt haben, als mir alle andere irdische Freuden immer gewähren können. Ach! es ist

schwer,

schwer, sich von seinen Lieblingswünschen loszureißen, und Planen zu entsagen, an denen das ganze Herz so viel Theil nimmt. Gott! welch ein Leben versprach ich mir, welche frohe Scenen häuslicher Glückseligkeit schwebten vor dem trunkenen Blick meiner mit Entzücken in die Zukunft schauenden Seele damals, als ich Sie die Meinige nennen durfte, und es gern aller Welt und der ganzen Natur zugerufen hätte: Bald ist sie ganz mein, bald bin ich der glücklichste, beneidenswertheste Mann durch sie! O die süßen Träume, in die mich damals die Hoffnung wiegte. Wie glücklich war ich schon bei diesen Träumen! Was würde nicht erst die Wirklichkeit für mich gewesen seyn! — Theuerste Freundinn, warum verzweifeln Sie denn ganz, jene häusliche Glückseligkeit, die Ihr und mein Wunsch ist, mit mir und bei mir zu finden, und dadurch selbst die häusliche Glückseligkeit Ihres väterlichen Hauses zu vermehren? In Ihrem Aufsatze heißt es unter andern: „Die Achtung führt Ehegatten zur Liebe.“ Gewiß ein sehr wahrer, durch die tägliche Erfahrung bestätigter, Gedanke. Nun gut; Sie gestehen, daß Sie Achtung für mich haben, Sie würdigen mich sogar Ihrer Freundschaft. Und es sollte unmöglich seyn, daß Sie, wenn Sie sich noch entschlössen, mir Ihre Hand zu geben, jemals jene zärtlichere Neigung für mich fühlten, die schon bei einer ungezwungenen Vereinigung zweier auch nur durch das Gefühl der Freundschaft anfangs verbundener Personen gewiß nie ausbleibt, wo auf der einen Seite heiße glühende Liebe, auf der andern wenigstens aufrichtige Freundschaft Statt findet, die sehr leicht auch an jener Flamme sich erwärmen kann. Eine Gattinn, der jeder Blick Ih-

res Mannes sagt, wie glücklich und stolz er sich in ihrem Besitze fühlt, kann dabei unmöglich kalt und gleichgültig bleiben, wenn sie es auch anfänglich war, oder die Natur müßte ihr ganz jene zarte, sanfte Empfindung versagt haben, die sie Ihnen, Theuerste, so reichlich zugetheilt hat. O daß Sie sich entschließen könnten, mir nur einen kleinen Strahl von Hoffnung zu gewähren! Wie glücklich würde ich jetzt schon dabei seyn! Sie scheinen, theuerste Freundinn, Antheil an der Unruhe zu nehmen, die mich noch immer fortdauernd so unfähig und unlustig zu allen nur etwas Anstrengung erfordernden Arbeiten macht. Sie, Sie können diese folternde Unruhe aus meiner Seele tilgen; Sie können mir meine Thätigkeit wieder geben, können die gesunkene und erschlaffte Kraft meiner Seele wieder heben und spannen. Sie können dieß durch einen einzigen Strahl entfernter Hoffnung, durch ein bloßes unverbindliches Vielleicht, durch die bloße Erklärung, es sei wenigstens nicht unmöglich, daß Sie sich noch einmal für mich entschlössen. Sagen Sie selbst, kann ich weniger wünschen? Und doch würde die Erfüllung dieses Wunsches meine verlorene Ruhe weit wirksamer herstellen, als eine Reise und irgend etwas auf der Welt thun kann. Jenes dunkle Vielleicht, um das allein ich Sie bitte, kann und soll Sie zu nichts verbinden, soll Sie um so weniger verbinden, da ich Ihnen auf das allerheiligste schwöre, daß keiner, auch nicht meine vertrautesten Freunde, je es hören sollen, bis Sie selbst es mir erlauben. O wenn Sie wüßten, Theure, Innigstgeliebte, welche nahmenlose Wonne Sie mir jetzt durch ein bloßes Vielleicht, durch die bloße Eröffnung einer Aussicht

nur

nur in die Möglichkeit, Sie noch einst die Meinige zu nennen, gewähren könnten — gewiß Ihr empfindungsvolles Herz würde diesen Wunsch mir gewähren, um dessen Erfüllung ich Sie beschwöre, ungeachtet ich es noch einmal wiederhole, daß die Befriedigung dieses Wunsches Sie zu nichts verbinden soll und kann."

Den 19. Julius 1783. „Ich traue Ihnen, bei aller Ihrer Härte gegen mich, doch wenigstens so viel Gefühl von Billigkeit zu, daß Sie mich nicht eher verurtheilen werden, bis Sie mich gehört. Zwar Sie haben Ihr Urtheil schon gesprochen, und ich muß leider! glauben, daß es unwiederruflich ist. Aber wenn es auch Ihr fester Entschluß ist, nie künftig wieder einen Brief von mir anzunehmen, so müssen Sie wenigstens noch diesen letzten annehmen und lesen, wofern Sie nicht in meinen und jedes unbefangenen Richters Augen sich der größten Ungerechtigkeit schuldig machen wollen. Ich gestehe, daß ich jetzt eher den Untergang Berlins befürchtet hätte, als einen solchen Brief von Ihnen. Doch ich habe seit dem Anfange meiner Bekanntschaft mit Ihnen so viel unerwartete Erfahrungen gemacht, daß mir auch dieser neue Schritt von Ihnen nicht unerwartet hätte seyn sollen. So wollen Sie denn auch den letzten Faden zerreißen, an dem noch ein kleiner Rest meiner Ruhe hieng? Zwar dieser Faden war an sich schon dünn und mürbe genug, und es war vorauszusehen, daß er reißen würde, wenn nicht ein neuer Faden angeknüpft wurde, und diesen neuen Faden glaubte ich durch den unvermutheten Empfang Ihres Aufsatzes über die häusliche Glückseligkeit an-

geknüpft

geknüpft zu sehen. Nun sehe ich, ich habe mich selbst getäuscht. Die Hand, die schon zweimal mit entschlossener Gleichgültigkeit und Härte den Dolch in mein Herz stieß, konnte ja leicht, um meiner Ruhe jeden noch übrigen Lebensfunken zu rauben, ihr auch noch den letzten Stoß versetzen. Und womit hab' ich diese letzte Grausamkeit und Ungerechtigkeit verdient? Zwar scheint mir, wie ehemals, so auch jetzt, eine fremde Hand im Spiele zu seyn, die den Dolch, mit dem Sie mich durchbohren, schärfte, und Ihre Hand vielleicht wider Ihren Willen leitete, und ich glaube, diese Hand errathen zu können. Aber dennoch frag' ich, womit hab' ich sie verdient, diese letzte Grausamkeit? Weil ich, wie Sie meinen, wegen meiner Ihnen bekannten Liebe zu mir selbst (das sind Ihre Worte) mit zu weniger Diskretion die kleine noch zwischen uns statt findende Verbindung behandelt und aus kindischer Eitelkeit davon zu jedermann gesprochen, wodurch Sie denn ein Mährchen einer sehr zahlreichen Gesellschaft geworden wären. Wehe, wehe dem Menschen, der durch solche Lügen und Vorspiegelungen Sie täuschte, und seine Freude dabei fand, mich Ihnen als einen Nichtswürdigen, als einen verächtlichen Narren oder Böswicht vorzustellen. Ich weiß freilich nicht, ob dieser Mensch mich nicht überhaupt schon mit zu schwarzen Farben bei Ihnen als einen Nichtswürdigen abgemalt, als daß ich mit allen meinen Betheurungen noch Glauben bei Ihnen finden könnte. Aber dennoch betheure ich Ihnen heilig, daß Sie mir durch Ihre Voraussetzung himmelschreiendes Unrecht thun. Ich habe nie zu irgend einem Menschen gesagt, daß ich Hoffnungen hätte,

nur von Wünschen hab' ich geredet, wenn man mich fragte. Nie hat vielleicht ein Mann mit mehr Diskretion gehandelt, als ich. Nur meine vertrautesten Freunde wußten es, daß noch eine kleine Verbindung durch Uebersendung von Büchern und Briefwechsel zwischen uns statt fände; aber sie erfuhren es nicht erst von mir, und immer, wenn davon die Rede war, hab' ich sie gebeten, zu keinem andern davon zu reden, immer ihnen versichert, wie wenig ich darauf baue. Aber auch meine vertrautesten Freunde haben nie ein Wort von jener Zusammenkunft, durch die Sie mir vor einigen Wochen eine so unerwartete Freude machten, von mir erfahren, und noch weniger bis itzt von jenem mir von Ihnen überschickten Aufsatze über häusliche Glückseligkeit, durch den, ich gestehe es, meine Hoffnung am meisten wieder belebt wurde. Ihre Ehre war mir von je her unendlich theurer, als die meinige. Und der trete auf, der sagen kann, daß je aus meinem Munde ein Wort gegangen, das auch nur im geringsten, auch nur durch Mißdeutung Ihrer Ehre hätte nachtheilig werden können. Wahrlich Sie konnten keinen härteren bitterern Vorwurf für mich ersinnen, als den, daß ich muthwillig Ihre Ehre aufs Spiel gesetzt. So muß denn meine Ruhe das Opfer eines leeren nichtswürdigen Geschwätzes werden? Doch wahrscheinlich ist dieß Geschwätz, worauf Sie sich berufen, nur ein Vorwand, um Ihrem Entschluß, mich ganz zu Boden zu werfen, einen bessern Anstrich geben zu können. Wahrlich, Sie haben bisher mit der Ruhe meines Herzens wie mit einem Kartenblatte gespielt, und Ihre Grausamkeit ist so sinnreich, als es je eine war. Sie stießen mich

von

von dem Gipfel eines Berges, von wo ich die herrlichsten lachendsten Aussichten sahe, mit einer unerhörten Härte in den Abgrund. Ich ergriff im Stürzen einen Dornstrauch, und suchte mich an ihm zu halten; Sie rissen mir ihn weg, und stürzten mich tiefer. Noch einmal hielt ich mich an einen schwachen, schwachen Strauch. Und siehe, auch den mißgönnten Sie mir, auch den. Ich sollte noch tiefer stürzen. Was ist Ihnen nun noch übrig? — Ich will es Ihnen lieber selbst sagen, ehe irgend ein schadenfroher Dämon es Ihnen in den Sinn giebt. Da Sie mir doch einmal alle, auch die kleinste Verbindung mit Ihnen rauben wollen, so dürften Sie, um auch alle Verbindung mit Ihrer Familie ganz abzureißen, nur noch Ihre Eltern bereden, Ihren Bruder von mir zu nehmen. Einen Vorwand dazu würden Sie gleich finden können. Sehen Sie, dieß eine ist Ihnen noch übrig, um aller Welt recht deutlich zu zeigen, wie sehr Sie mich verachten und hassen, um es jedermann handgreiflich zu machen, was ich in Ihren Augen sei. Unerwartet würde mir dieses nicht seyn, aber, ich gestehe es, desto empfindlicher und schmerzlicher. Ihr Bruder gewann meine Liebe anfänglich durch den Gedanken, daß er Ihr Bruder war, aber jetzt hat er sie schon durch sich selbst als ein liebenswürdiger und hoffnungsvoller junger Mensch gewonnen, und ich schmeichle mir oft, in ihm mir einen Freund zu bilden, dessen Liebe mir einst für den Haß und die Verachtung seiner Schwester ein kleiner Trost, allenfalls auch eine kleine Rache seyn soll. Wie gesagt, wundern würde es mich nicht, wenn Sie auch diese einzige mir noch übrige Verbindung mit Ihrer Familie zu

zer-

zerstören' sich entschließen könnten, aber betrüben desto mehr. Sie machen mir den ungerechten Vorwurf, daß durch mich Ihre Ehre schon gekränkt worden, und Sie berechtigen mich dadurch gewissermaßen zu einem gegenseitigen Vorwurfe, von dem ich bisher gegen Sie selbst und jeden andern schwieg; aber jetzt ist mein Herz zu voll, und Ihre Ungerechtigkeit hat mir eine zu empfindliche Wunde beigebracht, als daß ich davon schweigen könnte. Wohlan denn! Ist je die Ehre eines Mannes empfindlich gekränkt worden, so ist es die meinige durch Sie. Sie haben mich nicht nur zu einem Mährchen aller Gesellschaften und der ganzen Stadt gemacht, Sie haben mich dem Hohnlachen, dem Gespötte, Geschwätz und Aberwitz aller derer, die mich nicht genau kannten, Preis gegeben, Sie haben mich mit Schande bedeckt, und das nicht bloß vor den Augen einer ganzen großen Stadt, in der ich durch mein Amt und übrigen Verbindungen die Aufmerksamkeit vieler Menschen auf mich ziehe, und vor andern eines unbefleckten guten Nahmens benöthigt bin; nein, meine Beschimpfung und Schande ist wegen meiner gelehrten Verbindungen überall, selbst in weit entfernten Gegenden Deutschlands verbreitet, wie ich dieß täglich aus Briefen an mich und andre von Leuten sehe, die nicht durch mich, sondern durch das schadenfrohe tausendzüngige Gerücht, meine Geschichte, und, wie natürlich, sehr verdreht und verstümmelt erfahren haben. Was muß jeder, der den wahren Zusammenhang nicht kennt (und den kennt ja eigentlich bis jetzt kein Mensch, am wenigsten ich selbst) von mir denken? Muß nicht jeder glauben, der Mann, mit dem ein Frauenzimmer auf eine solche

Art

Art brechen konnte, den sie auf solch eine auffallende Art dem Gespött Preis geben konnte, müsse nothwendig ein Nichtswürdiger seyn, müsse durch irgend einen niederträchtigen Schurkenstreich, oder gar durch ein ganz lasterhaftes, verworfenes Leben es verschuldet haben, daß ein — ach! nur zu liebenswürdiges und verständiges Frauenzimmer ihm die Hand, die sie ihm ungezwungen und unberedet gegeben, so gewaltsam, so öffentlich wieder entzog? Muß nicht gerade Ihr hartnäckiges Stillschweigen über die Ursachen zu diesem mich beschimpfenden Entschlusse, den Verdacht vermehren, daß Sie sehr gegründete Ursachen dazu in meinem Charakter und Lebenswandel müßten gefunden haben, und daß Sie bloß darum ein so undurchdringliches Geheimniß aus diesen Ursachen machten, um meinen guten Nahmen doch einigermaßen zu schonen, und mir nicht das Vertrauen des Publikums, das mir bei meinem Amte so nöthig, ganz zu rauben? Müßte nicht, gesetzt ich könnte je den Gedanken fassen, durch eine andere Liebe glücklich zu werden, müßte nicht jedes ehrliebende Frauenzimmer zurückgeschreckt werden, da ich von Ihnen so öffentlich gebrandmarkt worden? Wahrlich nur ein sehr leichtsinniges, oder über alles Gefühl der Ehre sich hinwegsetzendes Mädchen würde sich entschließen können, ein auf solche Art verschmähtes Herz anzunehmen, und einem so von Ihnen gebrandmarkten Manne ihre Hand zu geben. Sehen Sie, wer von uns beiden hat mehr Ursach über Kränkung seiner Ehre zu klagen? Die Ihrige ist ungekränkt, wenigstens durch mich nicht gekränkt worden. Meine Schande ist für Sie ein Triumphwagen, und mein krankes, verwundetes Herz ist das

Roß,

Roß, das diesen Wagen zieht. Meine Ehre ist durch Sie fürchterlich verwüstet und zerrüttet worden. Die Zeit kann diesen Fleck in Ewigkeit nicht ganz austilgen; nur Sie selbst können es. Bisher hatte ich den Verlust meiner Ehre verschmerzt; das Gefühl davon verlor sich in dem Gefühl eines weit größeren Verlustes; denn der größte Verlust, den ich erlitt, waren Sie selbst. Aber jetzt, jetzt, da Sie mir schlechterdings jede auch nur mögliche Aussicht mit solcher ängstlichen Geschäftigkeit versperren wollen, jetzt fange ich es freilich an zu fühlen, daß ich außer Ihnen selbst, außer meiner Ruhe, außer meinen Hoffnungen, auch noch meine Ehre verloren, die ich für so sicher hielt; und das durch keinen andern als durch Sie. Ich überlasse es Ihrem eigenen Herzen zur Beurtheilung, ob Sie mir keine Genugthuung, wenigstens keinen Ersatz schuldig sind. Nie, auch nicht in den Stunden des bittern Unmuths, dacht' ich auch nur mit dem entferntesten Gedanken daran, mich zu rächen. Und doch hätte ich es gekonnt, und kein Mensch würde es mir verdacht haben, vielmehr forderten sehr viele Stimmen mich laut und leise dazu auf. Aber nein, ich verabscheuete den Gedanken; statt meine Feder in Galle zu tauchen, zerstumpfte ich sie lieber, und küßte die Hand, die mir die Brust durchbohrt hatte. Vielleicht, dacht' ich, vielleicht kömmt noch einst eine Zeit, da sie selbst, für die du dein Leben aufopfern würdest, es einsieht, daß sie dir Genugthuung schuldig ist, daß deine durch sie gekränkte Ehre auch durch sie wieder hergestellt, dein durch sie zerrüttetes und verhindertes Glück nur durch sie allein wieder aufgebaut werden kann. So dachte ich, und nährte mich

freilich mit dunklen, fernen Hoffnungen. Aber wahrlich nicht Eitelkeit und Eigendünkel, wie Sie mir so bitter vorwerfen, wären die Quelle dieser Hoffnungen, sondern ich gründete meine Hoffnung bloß und allein auf die Güte Ihres getäuschten, mißgeleiteten Herzens. Und sagen Sie selbst, mußte nicht meine Hoffnung mehr als jemals beiebt werden, da Sie mir so unerwartet jenen Aufsatz über die häusliche Glückseligkeit zuschickten? Bloß dieser Aufsatz bewog mich zu einem so dringenden Briefe, als mein letzter war. Freilich werden Sie es weder mir, noch irgend einem Menschen zugeben, daß Sie mit Uebersendung jenes Aufsatzes die Absicht hatten, meine Hoffnung zu beleben. Aber bei Gott! ohne Absicht schickten Sie ihn mir doch sicherlich nicht. Sie müssen es gefühlt haben, da Sie mir ihn überschickten, daß ein Aufsatz von Ihnen über einen solchen Gegenstand, von Ihnen selbst freiwillig ohne die geringste vorherige Veranlassung an mich geschickt, nothwendig die Wirkung haben müsse, allerlei sich auf mein Schicksal beziehende Gedanken in mir zu erregen, kurz, nicht bloß meine Wünsche, sondern auch meine Hoffnungen, zu erneuern und zu beleben. In der That, daß diese Uebersendung absichtslos gewesen, ist geradezu unmöglich. Und doch lassen sich nur zwei Absichten denken. Die eine würde Ihren Charakter entehren, und es ist nach meiner gegenwärtigen Ueberzeugung nicht möglich, daß Sie sie gehabt haben, und ich mag sie daher gar nicht einmal erwähnen. Die andere Absicht konnte seyn, mir dadurch einen dunkeln Wink zu einer entfernten Hoffnung zu geben. Und so nahm ich es, und konnte es nicht anders

neh:

nehmen, und ich bin überzeugt, daß die ganze Welt mir darin Beifall geben würde. Bisher hat noch keine menschliche Seele ein Wort von diesem Aufsatze gehört, aber ich bin fest versichert, daß jeder, mit dem ich vielleicht künftig (wenn Sie mich durchaus dazu nöthigen) darüber sprechen werde, mir darin Recht geben wird, daß ich die Sache so und nicht anders nahm, und anfieng, neue Hoffnung zu schöpfen. Habe ich mich geirrt, nun so gestehe ich gern, daß Ihr Verfahren mir ein unauflösliches Räthsel ist, und das muß es dann für jedermann seyn. Es würde Ihnen selbst schwer werden, dieß Räthsel zu lösen, wenn Sie Ihrem Verfahren eine andere Bedeutung geben wollten, als ich ihm nach allen Regeln vernünftiger Wahrscheinlichkeit geben zu müssen glaubte. Ich weiß nicht, ob Sie die Nothwendigkeit fühlen, dieß Räthsel auf eine oder die andere Art zu lösen. Ich überlasse dieß Ihrem eigenen Gefühle. Ueberhaupt wünschte ich, daß Sie der Stimme Ihres eigenen Herzens und dem Rathe Ihres eigenen Verstandes mehr folgten, als den Eingebungen anderer. Dann würden Sie vielleicht einsehen, daß Ihre Ehre weit mehr in Gefahr komme, wenn Sie auf Ihrem Entschlusse, selbst jeden Schein von freundschaftlicher Verbindung mit mir zu zerstören, beharren, als wenn Sie mir die einzige Freude, die ich bisher noch hatte, ferner gönnen. Sie nennen mich in Ihrem Briefe noch Ihren Freund; und doch ist weder in Ihrem Briefe, noch in Ihrem ganzen Verfahren gegen mich, auch nur ein Funken freundschaftlicher Gesinnung. Ich habe es daher nicht einmal wagen mögen, Sie noch als meine Freundinn anzureden, und werde dieß nicht eher thun, bis ich von Ihnen

nen selbst weiß, ob Sie durchaus darauf bestehen, auch den Schatten von freundschaftlicher Verbindung, der bisher noch zwischen uns statt fand, zu vernichten. Bleibt dieß Ihr fester Entschluß, so trete auf, wer da wolle, und sage mir: Sie haßt und verachtet dich nicht, sie ist darum doch deine Freundinn. Ich werde ihm frei antworten: Du lügst; eine Freundinn kann nicht so gegen Ihren Freund handeln. Ich weiß freilich nicht, ob es Ihnen nicht gleichgültig seyn wird, ob ich Sie als meine Freundinn betrachte, oder nicht; so viel weiß ich indessen, daß auch durch Ihren gestrigen Schritt, durch diesen dritten Freundschaftsbruch, noch nicht bei mir der Wunsch, durch Sie glücklich zu werden, und die Ueberzeugung, daß ich es durch Sie, und nur durch Sie werden kann, ausgetilgt ist. Zwar ist es mir nur leider! zu wahrscheinlich, daß Sie fortfahren werden, eine Art von Ehre darin zu suchen, daß Sie mir alle Hoffnung und jede Aussicht versperren. Aber dennoch wünsche ich, daß nie eine Zeit kommen möge, wo Ihnen der Gedanke schwer aufs Herz fallen sollte, daß es bei Ihnen stand, das Glück eines Mannes zu machen, der kein größeres Glück für sich kannte, als die Verbindung mit Ihnen, und daß Sie statt dessen lieber sein Glück, seine Ruhe, seine Ehre für jetzt und immer zerstörten und niederrissen."

Den 21. Julius 1783. „Ich sollte Sie hassen, wie Sie am Ende Ihres Briefes sagen? Ich Sie? Nun, so möge Gott und die ganze Welt mich hassen, wenn ich bisher auch nur dem entferntesten Gedanken des Hasses gegen Sie in meiner Seele Raum gegeben habe. Unmuth

und

und Haß liegen noch himmelweit aus einander. Jenen mußte ich natürlich im höchsten Grade empfinden bei einem solchen Briefe und bei einem solchen unerwarteten Schritte von Ihnen, mit dem Sie jenen schwachen Halm von Ruhe und Freude, der durch die bisherige freundschaftliche Verbindung zwischen uns in meiner Seele aufgeschossen war, grausam zerknickten und zertraten. Wie war es möglich, ruhig zu bleiben, da Sie mir die einzige Stütze, die ich noch hatte, so unerwartet wegzureißen drohten, und das bloß aus keiner andern Ursach, als weil es einigen unvernünftigen Leuten gefallen, Ihr freundschaftliches Betragen gegen mich mit jener alltäglichen Medisance zu beurtheilen, die ein edles, sich seiner Güte bewußtes Herz, wie das Ihrige, getrost verachten kann und muß. Ja, ich gestehe es, Unmuth führte meine Feder bei meinem letzten Briefe. Aber mitten in diesem Unmuthe fühlte ich, daß ich Sie noch eben so heiß, als vom Anfang an, liebte, und eben dieser Unmuth müßte Ihnen am ersten ein Beweis meiner fortdauernden Liebe seyn. Denn im entgegengesetzten Falle würde ich weniger warm und vielmehr mit bitterer Kälte geschrieben haben. — Theuerste Freundinn (ich wage es doch wieder, Sie so zu nennen, da ich in Ihrem Briefe doch noch einige Spuren von freundschaftlicher Gesinnung für mich zu entdecken glaube) unendlich wehe würde es mir thun, wenn Sie glauben könnten, daß ich mit meinem letzten Briefe die Absicht gehabt, Sie zu beleidigen und zu kränken. Daß er Ihnen unangenehm seyn würde, das sah ich freilich vorher. Aber mein Herz war zu voll, als daß es nicht hätte ausströmen sollen, und in der Wärme des Unmuths, in den

Sie mich durch Ihren vorhergehenden Brief, und durch den darin angekündigten neuen Bruch versetzt hatten, war es mir unmöglich, meine Ausdrücke so zu mäßigen, wie ich es bei kälterem Blute hätte thun können. Aber in der That, ich würde mir selbst als ein Nichtswürdiger vorgekommen seyn, wenn ich bei einer solchen Veranlassung hätte kaltblütig bleiben können. Es ist der Natur der menschlichen Seele zuwider, einen Verlust, der das Herz tief verwundet, mit kaltem Blute und kalten Worten zu betrauern. Dieß bitte ich Sie zu bedenken, und Sie werden billiger und schonender über mich und meinen letzten Brief urtheilen. Mit Thränen bitte ich Sie um Verzeihung, wenn ich Sie wider meine Absicht beleidigte. Ich weiß, Sie denken edel und großmüthig. Können Sie mir vergeben? Wollen Sie? Ja, gewiß Sie werden es. Aber nur dann kann ich gewiß versichert seyn, daß Sie mir wirklich und aufrichtig vergeben, wenn Sie nicht auf Ihrem Vorsatze, den kleinen Rest von freundschaftlicher Verbindung, der bisher noch zwischen uns statt fand, zu zernichten. — Verlangen Sie nicht, theuerste Freundinn, daß ich Ihnen Ihren Aufsatz zurückschicken soll. Sie sollen ihn, wenn Sie es durchaus wünschen, wieder haben, aber auch nur von mir und aus meinen eigenen Händen. Ich wünschte ohnedieß schon darum wieder einmal mündlich mit Ihnen allein sprechen zu können, weil ich alsdann mich besser und umständlicher bei Ihnen würde rechtfertigen, auch mich zuverläßiger von Ihrer Verzeihung würde überzeugen können. Ist es Ihnen irgend möglich, so schlagen Sie mir diesen Wunsch, den Sie doch schon einmal erhörten, nicht ab. — Zürnen

Sie

Sie nicht, Theuerste, wenn ich noch immer behaupte, daß, falls Sie mit der Uebersendung jenes Aufsatzes nicht wenigstens die entfernte Absicht hatten, mich in etwas zu beruhigen, und mir einen dunklen Wink der Hoffnung zu geben, mir die Uebersendung ein unauflösliches Räthsel ist. Lassen Sie mich freimüthig reden. Sie haben in Ihrem Briefe das Räthsel nicht gelöst, sondern noch mehr verwickelt. Sie sagen, Sie hätten dabei die Absicht gehabt, mich unvermerkt zurecht zu weisen, daß ich Ihnen ferner keine Bücher, die mir auf unsre Vorfälle passend schienen, zuschicken, oder wohl gar Stellen darin zeichnen sollte (das letzte ist doch nur ein einzigesmal geschehen); aber ich begreife in der That nicht, wie die Uebersendung dieses Aufsatzes jene Absicht hätte befördern können. So viel ich sehe, mußte es vielmehr gerade die entgegengesetzte Wirkung haben, indem ich dadurch, daß Sie selbst mir einen auf unsere Situation passenden Aufsatz schickten, nur noch mehr ermuntert werden mußte, ein Gleiches zu thun. Gleichwohl versichere ich Ihnen heilig, daß ich bei den Büchern, die ich Ihnen schickte, nie diese Absicht hatte, sondern bloß die, Ihnen eine unterhaltende und interessante Lektüre zu verschaffen; sonst würde ich Ihnen ja auch nicht fast lauter neue Sachen zugeschickt, sondern lieber unter ältern, mir mehr bekannten, Büchern solche, die jener Absicht gemäß gewesen wären, ausgewählt haben. Die Absicht, mich durch jenen Aufsatz, und durch die darin befindliche Schilderung der häuslichen Glückseligkeit zu quälen, und den Gedanken recht lebhaft bei mir zu erregen, wie unglücklich ich sei, da mir von Ihnen alle Aussicht zu dieser Glückseligkeit versperrt

worden — diese Absicht können Sie schlechterdings nicht gehabt haben; dafür ist mir Ihr Herz Bürge. Und so bleibt doch in der That keine andere Absicht übrig, als jene von mir gleich beim Empfange mit einer leisen dunkeln Empfindung der Freude gefühlte Absicht, deren Sie sich wahrlich nicht zu schämen hätten, noch weniger sich selbst darum, wie Sie sagen, zu verabscheuen brauchten; denn sie würde Ihrem Herzen Ehre machen. — Sie verlangen, daß ich mich über die Genugthuung, die Sie mir nach meiner Behauptung schuldig wären, bestimmter erklären soll. Wie kann ich mich, theuerste Freundinn, wie kann ich mich bestimmter erklären, als ich bereits gethan habe? Es ist nur eine einzige Genugthuung möglich. Sie haben (ich muß es noch einmal sagen, denn es ist doch Wahrheit) Sie haben durch Zerreißung jenes seligen Bandes, das mich an Sie und Sie an mich schon so fest knüpfte — freilich wider Ihren Willen, und ohne alle die schrecklichen Folgen vorauszusehen — mein Glück, meine Ruhe zerrüttet und zerstört. Aber es steht bei Ihnen, sie wieder aufzubauen. Nur allein die Hand, die meinem Herzen und meinem ganzen innern und äußern Glücke eine so tiefe blutende Wunde schlug, nur diese Hand allein kann diese Wunde wieder heilen; sonst wird sie ewig bluten. Nur diese Hand allein kann den Fleck von mir abwischen. Glauben Sie doch nicht, theuerste, vortrefflichste Freundinn, als wenn Sie sich durch einen solchen Schritt entehren würden. Sich übereilen und durch Uebereilung Unglück stiften, das kann der gute und edle Mensch eben so wohl, als der böse. Aber das durch Uebereilung gestiftete Unglück wieder gut zu machen, dazu

sind

sind nur wahrhaftig große, edle Seelen, Seelen wie die Ihrige, fähig. Sagen Sie nicht: „Was würde die Welt von mir denken, wenn ich dem Manne, von dem ich mich einmal und so öffentlich und entschieden losriß, nun doch noch meine Hand geben wollte?“ Die Welt würde Sie bewundern wegen eines solchen Edelmuths, würde und müßte Sie für ein groß und edeldenkendes Frauenzimmer halten, die weit über den Schwarm jener alltäglichen Geschöpfe erhaben wäre, die nicht Größe und Edelmuth des Herzens genug haben, um ein Unrecht wieder gut zu machen. Ihre Angehörigen würden sich freuen über den edelmüthigen Entschluß, würden Sie segnen. Und ich? — O ich würde meine Thränen trocknen, würde den Kummer, der wie ein Wurm an meinem Herzen und an der Gesundheit meiner Seele und meines Körpers nagt, vergessen, würde mit aufgehabenen Handen der Vorsicht selbst für alle die bitteren Leiden, für alle die trüben Stunden danken, die ich bisher erduldet, und die dann mit dazu dienen würden, meine Freude noch mehr zu versüßen. O im Schooße der Freude ist selbst die Erinnerung der Leiden süß. Wenn ich nach so vielen Schwierigkeiten, die sich bisher wie Berge vor mir aufgethürmt, dennoch das Ziel, dem meine ganze Seele entgegen fliegt, und alle andere Ziele darüber vergißt und verachtet, erreichte — o dann würde ich doppelt die Größe meines Glücks fühlen, würde mit heißeren Thränen der Freude der Gottheit, und nächst dieser, der Stifterinn meines Glücks, mein ganzes Leben hindurch danken. Und Sie selbst? Wie viel Wonne und Zufriedenheit müßte Ihnen der Gedanke gewähren, durch den zurückgethanen Schritt

auf immer das Glück eines Mannes befestigt zu haben, für dessen Glück sich so manche edle Menschen interessiren, die mit mir Sie segnen würden. O, theuerste Freundinn, ich beschwöre Sie vor den Augen Gottes, prüfen Sie Ihr Herz, ob es Ihnen durchaus nicht möglich ist, mir nur einige, wenn auch nur schwache, Hoffnung zu geben. Wäre meine Liebe für Sie eine gewöhnliche Alltagsliebe, so hätte ich ja längst durch alle die Schwierigkeiten, die Sie mir entgegengesetzt, zurückgeschreckt werden müssen. Aber ich bin zu sehr überzeugt, daß ich mit Ihnen und auch Sie mit mir glücklich seyn können, als daß ich den Wunsch, Sie zu besitzen, so bald aufgeben könnte. So viel müssen Sie einsehen, daß, wenn Ihr einmaliger Entschluß unwiderruflich ist und bleibt, meine Ruhe und mein Glück unwiederbringlich verloren sind. Und ich weiß es, dieser Gedanke würde bei Ihrer zarten Seele und gefühlvollem Herzen auch Ihnen stets Ihre Ruhe vergiften, weil Sie sich doch immer als die Ursach meines Unglücks betrachten müßten. Warum wollen Sie denn durchaus zwei Menschen, sich und mich, unglücklich machen, da beide glücklich seyn könnten? (denn für mich wenigstens ist hier kein Mittelweg zwischen Glück und Unglück) oder können Sie zweifeln, mit einem Manne glücklich zu leben, der für sich kein größeres Glück kennt, als Ihren Besitz, und kein größeres Unglück als Ihren Verlust? Ich beschwöre Sie, theuerste Freundinn, was ists, was Ihnen an mir so zuwider ist, und Ihnen eine Verbindung mit mir so fürchterlich macht? Liegen diese Gründe in meinem Charakter? Mein Charakter ist noch nicht so unbiegsam, daß er nicht noch jede Form annehmen

nehmen könnte, die der Wunsch einer Geliebten ihm wünschte. Liegen sie in meinem äußeren Wesen und Betragen? Hier ist ja Abänderung und Umformung noch möglicher und leichter. Liegen sie in meinem Stande und Amte? O so lieb und werth mir mein Stand ist, nur einen Wink von Ihnen, und ich entwerfe noch heute einen Plan, mich in einen andern Stand hineinzuarbeiten, und das um so eher, da ich mich nie ausschließend Einem Stande gewidmet, sondern immer so studirt habe, um in mehr als Einem Stande Glück und Ruhe finden zu können. Aber nur mit Ihnen kann ich Glück und Ruhe finden. Wahrlich, keine Aufopferung, keine Entsagung, keine Gewöhnung sollte mir schwer ankommen, wenn Ihr Wunsch sie mir zur Pflicht machte. O noch einmal, theuerste Freundinn, können Sie zweifeln, mit einem Manne, der so Sie liebt, glücklich und froh zu leben? Können Sie befürchten, sich jemals Vorwürfe machen zu müssen, wenn Sie endlich dem durch so viele Hindernisse und Schwierigkeiten nicht zurückgeschreckten Manne ein Wort der Hoffnung zuriefen, und dadurch die von ihm gewichene Ruhe und Freude wie mit einem Zauberstabe in seine Seele zurückwinkten?"

Den 18. Januar 1784. „Ich übersende Ihnen, meine theuerste Freundinn, hier ein paar Bücher, in der Voraussetzung, daß einige Aufsätze darin Ihnen vielleicht eine nicht unangenehme Unterhaltung verschaffen werden. Ich ergreife zugleich diese Gelegenheit, um Ihnen meinen innigsten Dank für die unerwartete Güte zu sagen, mit der Sie mir neulich das Glück gewährten,

Sie

Sie wieder einmal zu sehen und zu sprechen. Aber zürnen Sie nicht, daß ich diese Gelegenheit nutzte, meine Empfindungen und Wünsche vor Ihnen auszuschütten. Wie hätte ich dieß unterlassen können! Zwar, Sie kennen sie längst, diese meine Empfindungen und Wünsche. Aber dennoch konnte ich es mir unmöglich verweigern, mit Ihnen aufs neue davon zu reden. Nur gieng es mir durch die Seele, wie Sie mich am Ende versicherten, ich hätte Sie traurig gemacht. Bei Gott, das war meine Absicht nicht. Meine Absicht war und ist, Ihre und meine Ruhe wieder herzustellen, und dazu, meine theuerste Freundinn, ist doch in der That nur ein einziger Weg möglich. Ich gestehe, oft glaubte ich, bei meiner letzten Unterredung mit Ihnen schon ein Wort der Beruhigung und Hoffnung auf Ihren Lippen schweben zu sehen. Wie begierig lauschte ich auf dieses Wort, das mich in Freuden des Himmels versetzt haben würde. Aber leider! sahe ich immer meine Wünsche aufs neue wieder vereitelt. O meine Theure, Innigstgeliebte, könnten Sie in meinem Herzen lesen, Sie würden es nicht so beharrlich verschmähen, Sie würden nicht so ängstlich zittern, ein Unrecht wieder gut zu machen, durch das Sie mich, und wahrlich auch sich selbst, um alle Freude und Ruhe gebracht. Ich bin es mit der völligsten Gewißheit überzeugt (und Sie selbst gestanden es) hätten Sie ehemals geahnet, daß Ihr Schritt so lange dauernde, schreckliche Folgen für mich und Sie haben würde, Sie hätten ihn nicht gethan, sondern wären mir geblieben, was Sie in jenen seligen acht Tagen mir waren. Und o wie glücklich, wie froh hätten wir seit dieser Zeit bereits seyn können!

Ich

Ich bin gewiß, Sie hätten es nicht bereut, Ihre Hand einem Manne gegeben und gelassen zu haben, der Sie anbetet, und schlechterdings kein größeres Glück für sich kennt, als Sie die seinige zu nennen. Sie stellten sich damals die Folgen Ihres Zurücktretens nicht in dem Lichte vor; Sie glaubten, ich würde Sie vergessen können. Ach! wie sehr verkannten Sie bei dieser Voraussetzung mein Herz, und wie sehr Ihren eigenen Werth! Sie haben es nun gesehen, daß ich Sie nicht vergessen konnte, und daß alles, was Sie und ich und andre, um mich zu beruhigen, gethan, vergeblich gewesen. Ein ganzes Jahr ist nun beinahe verstrichen. Gott welch ein Jahr! Schwärzer konnte nie für einen Menschen ein Jahr seyn. Und noch ist meine Empfindung für Sie dieselbe. Ich werde, ich kann Sie nie vergessen, kann nie aufhören zu wünschen, daß Sie mir zurückgeben möchten, was Sie mir nahmen. Sie hatten ganz Recht, meine Theure, als Sie neulich behaupteten, es wären freilich nur zwei Wege — entweder Sie beharren auf Ihrem Vorsatze, mein ganzes Leben zu verbittern, oder Sie machen mich glücklich, o gewiß glücklicher, als es irgend ein Mensch war. Kann Ihr edles, gutes Herz den ersten Weg vorziehen? Können Sie Ihre eigene Ruhe so sehr hassen? Denn das weiß ich gewiß, daß Sie bei Ihrer gefühlvollen Seele selbst nie froh und ruhig seyn werden, so lange Sie wissen, daß ich meine Ruhe, die ich durch Sie verlor, nicht wieder erhalten; und diese, ich betheure es Ihnen, kann ich und werde ich nie wieder erhalten, als durch eben die Hand, die sie mir raubte. Und o warum sträubt sich Ihr edles gefühlvolles Herz so sehr vor dem zweiten Wege —

ge — mich glücklich zu machen? Giebt es eine edlere, seligere Empfindung, als das Bewußtseyn, andere glücklich gemacht zu haben? Zwar Sie fürchten, mein Glück auf Unkosten des Ihrigen zu machen, und selbst unglücklich zu werden, indem Sie mich glücklich machen. Aber nein, theuerste Freundinn, auch Sie werden, auch Sie müssen glücklich seyn. Können Sie mir gleich jetzt nichts weiter als Ihre Hochachtung und Freundschaft schenken, so hoffe ich doch mit fester Ueberzeugung, wenn Sie mir Ihre Hand zurückgeben, einst auch Ihr Herz und Ihre Liebe zu gewinnen. Tausend Ehen werden geschlossen, wo auf beiden Seiten nichts weiter als Hochachtung statt findet, und doch verwandelt diese sich bald, eben durch die engere eheliche Verbindung, in Liebe. Und hier, wo auf der einen Seite die feurigste, heißeste Liebe, auf der andern Freundschaft und Hochachtung statt findet, hier nur allein sollte keine Aussicht zu einer für beide Theile glücklichen Ehe seyn? O meine Freundinn, es liegt in der menschlichen Natur, und es ist davon unzertrennlich, daß der Mensch den liebt, dessen Glück er auf eine ausgezeichnete Art befördert hat. Und so bin ich fest überzeugt, daß auch Sie, wenn Sie sehen würden, wie unendlich glücklich ich an Ihrer Seite, und durch Sie wäre, mir bald mehr als kalte Hochachtung, wo vor Sie sich so sehr scheuen, schenken würden. Ihr Herz würde Ihrer Hand folgen, und Sie würden den Mann, der schon durch Ihre Hand so beseligt wurde, gewiß in Zukunft mit wärmerer Empfindung anblicken. Dieß ist meine feste Ueberzeugung, und so verdiene ich wohl nicht den mir so oft von Ihnen gemachten Vorwurf, als wollte ich nur allein glück-

glücklich seyn, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob auch Sie es seyn würden. O meine Theuerste, Sie werden es, gewiß Sie werden es. Aber in jeder andern Lage werden Sie stets mit Unruhe und Bekümmerniß auf mich zurückblicken, und sich wenigstens im Geheim vorwerfen müssen, daß Sie die einzige Ursach meines Unglücks und Kummers sind. Welch eine ganz andere Empfindung für Sie, sich selbst sagen zu können und von andern zu hören: Siehe, wie glücklich hast du ihn gemacht, den Mann, den du von dem Rande der Verzweiflung wieder zurückzogst, an den du ihn (weil du ihm weniger Empfindung zutrautest) gebracht. Welch eine ganz andere Empfindung müßte dieß für Sie seyn, als wenn Sie sich selbst sagen müssen: „Wie unglücklich ist jener Mann, und das — durch dich!" Können Sie diesen Gedanken ertragen? Kann Ihnen die Wahl zwischen beiden Empfindungen schwer werden? Hier auf der einen Seite das größte unaussprechliche Glück eines Mannes, den Sie so oft Ihrer Hochachtung versicherten, Ihre eigene Beruhigung und die Freude so vieler Ihrem Herzen theurer Personen; auf der andern eine unaufhörliche Unruhe und Bekümmerniß für mich, für Sie, und für alle, die an meinem und Ihrem Schicksale Theil nehmen, deren in und außer Berlin so viele sind. Denken Sie sich die Wonne des seligen Augenblicks, wenn Sie mit eben dem Muthe, mit dem Sie einst jenen für mich so unglücklichen Schritt thaten, nun auch den Entschluß faßten und erklärten, das Andenken an das vergangene schreckliche Jahr aus meiner und Ihrer Seele zu vertilgen. Können Sie grausam und hartherzig genug seyn, mir noch mehr solche

Jah-

Jahre zu wünschen, als das vergangene schreckliche Jahr aus meiner und Ihrer Seele zu vertilgen. Können Sie grausam und hartherzig genug seyn, mir noch mehr solche Jahre zu wünschen, als das vergangene für mich war? Und doch können Sie dieß nur auf eine einzige Art verhindern. O mein halbes Leben wollte ich darum geben, wenn ich den Rest desselben an Ihrer Seite zubringen dürfte. Gott, welche Seligkeit, wenn Sie endlich, endlich sich entschließen könnten! Schon der Gedanke allein begeistert mich. Mit welchem Entzücken würde ich in Ihre Arme fliehen, um Ihnen zu sagen (wenn anders meine Empfindung mir Worte vergönnte) wie unendlich glücklich Sie mich durch Ihren Entschluß gemacht. Wollte Gott, theuerste, innigstgeliebte Freundinn, daß ich endlich — endlich Sie erweichen könnte!"

Den 29. März 1784. „Endlich, Mädchen meiner Seele, endlich ist er da, der längst gehoffte, erflehte Tag, der der glücklichste meines Lebens ist. Heil Dir, Theure, Einzige, Heil Dir an und zu diesem Tage! O daß er auch für Dich auf immer glücklich und froh seyn möge! Ja, Theure, das wird er; mein Herz sagt es mir, wir werden beide glücklich seyn. Ich habe wenig diese Nacht geschlafen. Die Vorstellung meines so nahen Glücks ließ mich wenig schlafen, und wenn ich schlief, umschwebten mich paradiesische Träume. Zwar mein ganzes bisheriges Schicksal ist mir beinahe wie ein Traum. Ich gestehe es, Mädchen, ich erliege beinahe unter dem Gewicht meiner Empfindungen. Ich wollte Dir viel schreiben, aber ich kann nicht weiter. Die Zukunft liegt wie

eine

eine Frühlingswiese im Glanz der Morgenröthe vor mir. Lebe wohl, Du Einzige. Ich brenne vor Ungeduld, heut in Deine Arme zu fliegen, und auf Deine Lippen den glühenden hochzeitlichen Kuß zu drücken. Unauflöslich ist das Band, womit der heutige Tag uns verknüpft, selbst dem Tode unauflöslich. Wenn der Gottheit ein reines Herz voll Liebe werth ist, so wird sie uns segnen, und mit Entzücken werden wir uns dann des heutigen Tages erinnern. Noch einmal, lebe wohl, theures, ewig — ewiggeliebtes Mädchen meiner Seele!"

Gedike liebte es, zuweilen die Neigungen des Herzens mit den Pflichten des Bürgers in Streit zu versetzen, und den letztern, für den Moment wenigstens, den Sieg einzuräumen. So z. B. erlaubte er es sich fast niemals, um einer Einladung, eines Festes, oder irgend einer Vergnügung willen, den öffentlichen Unterricht auszusetzen. Der innere Triumph, den er bei solchen Gelegenheiten bei dem Siege über seine Neigung fühlte, verschaffte ihm mehr Genuß, als irgend ein Fest ihm hätte gewähren können. Es ist kaum glaublich, und dennoch buchstäblich wahr, daß Gedike, sogar an seinem Hochzeittage — und mit welchem Gefühle mußte er diesen so lang ersehnten Tag feiern? — sein öffentliches Amt so treulich verwaltete, daß er alle seine Stunden selbst hielt, Stunden, die in der That eine stets gegenwärtige Geistesanstrengung erforderten, und durchaus keiner bloß mechanischen Fertigkeit Raum verstatteten.

Er war Vater von fünf Kindern, die er mit einer Zärtlichkeit liebte, von welcher nur der einen Begriff hat,

der

der selbst Vater ist, oder war, oder es zu seyn verdiente. Kein Geschäft war ihm so wichtig, so heilig, als ihre Erziehung, und niemals hat er Mühe, Anstrengung und Kosten gescheuet, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Wir wissen, wie durchaus beschränkt seine Zeit war, dennoch wußte er für seine Kinder Zeit zu gewinnen. Außer daß sie täglich regelmäßigen Unterricht bei den geschicktesten Lehrern erhielten, gab er ihnen selbst noch am Abend spät eine Lehrstunde, in welcher er besonders die Wissenschaften von der erfreulichen Seite zu zeigen bemüht war. Selbst die Tischzeit suchte er für den Unterricht zu nutzen. Ueber das sittliche Betragen aller seiner Kinder hielt er sogar Tagebücher. Seinem Blicke entgieng fast nichts, er bemerkte jede Neigung, jeden Fortschritt. Für die Sittlichkeit seiner Kinder war sein Leben selbst der beste Unterricht.

An einer gewissen äußeren Politur fehlte es Gedike'n freilich, wenigstens bis zu seiner Verheirathung, und bald hier bald da sündigte er einmal gegen die Regeln des konventionellen Wohlstandes. Dieß ist es, was in folgendem Epigramm von Karl Müchler angedeutet werden soll.

Auf einen Pedanten.

Er weiß, wie man zu Rom gegessen,
Und kennt den Unterschied von Seyn und Essen wohl; *)
Doch drüber hat er ganz vergessen,
Wie man die Gabel halten soll.

Ge-

*) Bezieht sich auf die Abhandlung: Ueber ißt und ist, in Gedike's vermischten Schriften, S. 229. ff.

Gedike liebte es, sich unter andern im Parodiren zu versuchen. Folgende Parodie des Göthe'schen Liedes: Kennst du das Land wo die Citronen blühn u. s. w. scheint ihm vorzüglich gelungen zu seyn:

An den Montagsklub
in Berlin bei seiner Jubelfeier 1798.

Kennt ihr den Tag, der uns so festlich ist,
Daß selbst der Greis sein Alter gern vergißt?
Den Jubeltag, der heute funfzig Jahr
Der Freundschaft und der Freude heilig war?
Kennt ihr ihn wohl?

Für ihn, für ihn
Läßt heut der Lenz die ersten Rosen blühn.

Kennt ihr das Jahr, in dem der Freundschaft Hand
Den Kranz des Klubs aus Rosenknospen wand?
War's nicht ein ewig unvergeßlich Jahr,
Das Fried' und Wein für Deutschland einst gebar, *)
Kennt ihr es wohl?

Am Rhein, am Rhein
Wuchs damals Fried' und wuchs ein edler Wein.

Kennt ihr das Jahr, das neuen Frieden schafft? **)
Schon keimt aus Blut ein neuer Traubensaft;
Zerstückt wird zwar das deutsche Vaterland,
Doch endlich auch die Furie gebannt,

Kennt

*) Anspielung auf das Stiftungsjahr des Klubs 1748, das durch den Aachner Frieden und durch seinen Rheinwein merkwürdig ist.

**) Zu Rastadt.

Kennt ihr sie wohl?

O Krieg, o Krieg!
Mit Wunden lohntest du, ach! nicht mit Sieg.

Kennt ihr den Mann, der diesem Kreise fehlt,
Den Rastadt zu den Friedensstiftern zählt? —
Vergißt der Montagsklub den edlen Mann,
Der ernst und lachend Herzen leicht gewann?
Kennt ihr ihn wohl?

Heil dir, o Dohm!
Der Oelzweig keimt am deutschen Scheidestrom.

Kennt ihr den Greis, der diesem Kreise fehlt?
Den dieser Klub zu seinen Stiftern zählt,
Den nun Horaz an seinen Busen drückt,
Seit ihn der Tod für uns zu früh entrückt.*)
Kennt ihr ihn wohl?

Um ihn, um ihn
Klagt dieser Klub, und mit ihm klagt Berlin.

Kennt ihr das Land, wo unser Ramler wohnt?
Das Land, wo unbemerkt und unbelohnt
Kein Veilchen welkt, und kein Verdienst versinkt,
Wo nach dem Sturm ein sichrer Hafen winkt. —
Kennt ihr es wohl? —

Dahin, dahin
Soll nur erst spät ein jeder von euch ziehn.

Ramler und Gedike standen immer in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse; jeder schätzte des andern Verdienste ohne Neid, und suchte den Talenten desselben Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. So schrieb Gedike

*) Nur fünf Tage vor der Feier starb Ramler, einer von den Stiftern des Klubs.

dike einst an Ramler zu dessen Geburtstage den 25. Februar 1793 folgende Verse:

Es lebe Freund Ramler,
Der Schöpfer und Sammler
Von Rosen und Nelken,
Die nimmer verwelken. *)
Die Blumen im Garten
Der Musen zu warten,
War früh sein Geschick.
Mit lächelndem Blick
Sehn heut ihn geboren
Die Musen und Horen.
Erzeugter des Mai, **)
Noch lange Zeit sei
Im traulichen Kreise
Ein Muster der Greise.
O lange noch trinke
Die Reben vom Rhein,
Daß spät einst dir winke
Elysiums Hain.
Auf blühenden Wegen
Ruft dann dir entgegen
Mit heißer Begierde
Dein Ahnherr Horaz:

Wills

*) Bezieht sich auf Ramlers eigene Poëtische Werke. Erster und zweiter Theil. Berlin 1800. gr. 8. desgl. die Lyrische Bluhmenlese. Zwei Bände. Leipzig 1778. 8. die Fabellese. Drei Bände. Leipzig 1783. 1790. 8. und Fortsetzung der Fabellese. Berlin 1797. 8. u. s. w.

**) Ramlers Geburtstag fiel in eine rauhe Jahrszeit; daher der Dichter selbst, wenn er von dem Anfange seiner Existenz redete, lieber neun Monate zurückgieng, und die Ode an Lycydas also anfieng:

Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfieng u. s. w.

Willkommen, du Zierde
Des Preußischen Staats.

Seiner Gattinn schrieb Gedike 1784 zu ihrem Geburtstage folgendes Lied:

Glücklich, glücklich ist der Mann,
Der ein Weib, wie ich, gewann,
Die ihm jeden Tag des Lebens
Froh mit Blumen überstreut,
Und sich mit ihm nie vergebens
Ihrer treuen Liebe freut.

Glücklich, glücklich ist der Mann,
Dem die Hoffnung einst zerrann,
Und ihm wieder ward verliehn,
Um ihn stärker zu beglücken,
Und mit freudigem Entzücken
Seine Seele zu durchglühn.

Glücklich, glücklich ist der Mann,
Der, wie ich, einst sagen kann:
Siehe, sie ist ewig dein!
Die mein trunkner Geist sich dachte,
Wenn ich träumte, wenn ich wachte,
Ist auf ewig, ewig mein!

Dieser frohe Tag, o Theure,
Der dich einst für mich gebar,
Sei mir festlich immerdar.
Wenn ich ihn als Greis einst feire,
Seh ich mit vergnügtem Blick
Auf des Lebens Bahn zurück.

Ein sogenannter wandernder Gelehrter kam auch auf seiner Pilgerschaft nach Berlin. Hier besuchte er unter andern den Oberkonsistorialrath Gedike. Dieser führte ihn in der Stadt herum, und zeigte ihm die vorzüglich-

sten

sten Merkwürdigkeiten, Kunstschätze und dergleichen. Als beide vor dem Opernhause vorbeigiengen, machte Gedike den Reisenden auf die architektonischen Schönheiten dieses Gebäudes aufmerksam, und zugleich auf die Inschrift: Fridericus II. Apollini et Musis. „Das ist doch eine Inschrift in ächtem Lapidarstyl" sagte Gedike. — Ja wohl, sagte der Andere; aber ich vermisse das Verbum. „O! gab Gedike schnell zur Antwort, gehen Sie nur herum; auf der Hinterseite steht: Salutem plurimam dicit."

XXIII.

Christian Friedrich Daniel Schubart

geb. 1739 zu Obersontheim in der Schwäbischen Grafschaft Limpurg, studirte zu Erlangen Theologie, wurde 1763 Schullehrer und Organist in Geißlingen, 1768 Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg, mußte 1773 seines ausschweifenden Lebens wegen das Land räumen, hielt sich in Heilbronn, Mannheim, München, Augsburg und Ulm auf, kam 1777 als Gefangener auf die Veste Hohenasperg, erhielt 1787 die Freiheit wieder, und wurde Hof- und Theaterdichter in Stuttgart, wo er 1791 starb.

Schubart war kein klassischer Dichter, kein klassischer Prosaist, aber ein genialischer Kopf, den seine son-

derbaren Schicksale, seine Verirrungen und Thorheiten eben so merkwürdig machten, als seine großen Talente. Es hätte vielleicht nur eines günstigern Schicksals, und einer regelmäßigern Anwendung seiner Kräfte bedurft, um ihm eine Stelle unter unsern geistreichsten Schriftstellern zu sichern. Aber auch so wie er war, verdient er unsere Aufmerksamkeit. Er hatte ein weiches, gutes Herz; er war durchaus unfähig, irgend ein lebendiges Geschöpf vorsätzlich zu kränken; empfangene Beleidigungen konnte er wohl fühlen, aber nie dadurch zur Empfindlichkeit, und noch weit weniger zum Zorn und zur Rachbegierde gereizt werden; seine Seele wußte nichts von Eifersucht und Neid; ob er gleich ehrliebend war, so war er doch sehr weit von stolzem Ehrgeiz entfernt, und ehrte von ganzem Herzen alles, was er an Andern Gutes und Verdienstliches fand; er besorgte von Niemandem Arges, weil sein Herz selbst ganz arglos war; er war, keiner Art von Verstellung fähig, nicht einmal darauf bedacht, die Behutsamkeit im Reden oder Betragen zu beobachten, welche selbst dem ehrlichsten Menschen eigen seyn darf, vielmehr lag sein Innerstes ganz offen da, so daß man ihm nur ins Auge sehen durfte, um von seinem Gutmeinen und von seiner ganz unbefangenen Ehrlichkeit überzeugt zu werden; von egoistischer Selbstsucht und von Eigennutz war er weit entfernt; seine Dienstfertigkeit, sein Mitleiden, und seine Wohlthätigkeit kannten keine Grenzen. Man kann denken, daß bei solchen Eigenschaften sein Umgang von jedermann geliebt und gesucht wurde, da er ohnehin äußerst lebhaft, munter und unterhaltend war. Diese Eigenschaften waren ihm durchaus natürlich, so, daß es bei

ihm angeborner Instinkt, und das Gegentheil unmöglich zu seyn schien. Wenn dieser Charakter ausgebildet, wenn seine angeborene Herzensgüte durch feste Grundsätze veredelt worden wäre, so würde er einer der vortreflichsten Menschen gewesen seyn. Aber da es ihm an Ausbildung und wohldurchdachten festen Grundsätzen fehlte, so ließ er sich nur zu oft vom Leichtsinn, von der Sirenenstimme der Verführung, von der Lebhaftigkeit seiner üppigen Einbildungskraft hinreißen, und selbst von schlechtdenkenden Leuten, die sich seiner mit leichter Mühe bemächtigen konnten, mißbrauchen. Eben so fehlte es auch seinem Geiste an der nöthigen Ausbildung. Gründliche Gelehrsamkeit war ihm nie zu Theil geworden; langsames Feilen und Kritik war eben so wenig seine Sache. Indessen hatte er eine feurige, alles umfassende Phantasie, welche leicht ergriff, und ein eisernes Gedächtniß, welches alles festhielt, einen natürlichen, gesunden Menschenverstand, Anlage zum Geschmack, und ein treffendes Urtheilsvermögen. Unstreitig war seine Chronik im Ganzen das beste und verdienstlichste Werk seines Lebens, dasjenige, wodurch er am weitesten gewirkt, und am meisten Gutes gestiftet hat. Es war ein ächtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunst, Musik und Vaterlandssitte, dem er durch seine nie versiegende Laune, durch beständig abwechselnde Formen, durch brittische Freimüthigkeit, Popularität und Herzlichkeit stets neues Interesse zu geben wußte. Viele Aufsätze darin haben selbstständigen Gehalt, und verdienten eine Stelle in der Auswahl seiner Schriften. Wenn man die Jahrgänge von 1774 bis 1777 mit denen von 1787 bis 1791 vergleicht, so fin-

det sich zwar immer derselbe wildkühne, aufstrebende Geist, dieselbe Herzlichkeit, Vaterlandsliebe und Popularität; das aber kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehen, daß dort weit mehr natürliches, hier gleichsam ein künstliches Feuer brennt; dort entstand alles, wie von selbst, hier merkt man weit mehr die Absicht; dort ist der Ausdruck dem Gedanken meist angemessen, hier überragt und verschlingt er ihn sehr häufig, und man stößt oft mehrere Blätter hindurch auf eine gewisse Aufgedunsenheit und einen Bombast, der wie Geisteskrankheit aussieht, und bei dem Manne um so widerlicher auffällt, da in seinen Gedanken Reichthum, Wahrheit und Gesundheit genug liegt, um aller dieser Ueberladung und Verbrämung entrathen zu können. Viele seiner geistlichen Lieder können, ihrer theosophischen Tendenz wegen, keinen Anspruch auf unsern Beifall machen; einige andere hat man würdig gefunden, um sie in unsere neueren Gesangbücher aufzunehmen. Der Charakter seiner übrigen Lieder ist Herzlichkeit, Popularität, kindliches Gefühl, Naivetät, leichte und natürliche Versifikation. Er studirte von Jugend auf das alte kerndeutsche Volkslied, belauschte den Handwerksburschen auf der Straße, den Zünftler in der Schenke, den Soldaten auf der Wachtstube, das Mädchen beim Spinnrocken, und trug den schlichten urdeutschen Geist, den er hier fand, in seine eigenen Lieder über. In seinen größeren lyrischen Stücken bemerkt man kühne Eigenthümlichkeit, wilde Imagination, die lieber beim Großen und Gräßlichen weilt, als beim sanften und Schönen, lieber bei sturzdrohenden Felsengruppen mit wildem Grase bewachsen, als auf dem seidnen Teppiche der Au,

und

und bei der murmelnden Quelle; ferner tiefes, aber selten lang anhaltendes Gefühl, oft große weit greifende Gedanken, originelle Bilder, zürnenden Freimuth, und durchgehends eine glühende selbstgeschaffene Phantasiesprache. Er dichtete nie, um seine Kunst zu zeigen, sondern strömte aus innerem Bedürfniß der Natur den Gedanken oder die Empfindung aus, die eben in seiner Seele herrschend war. Am meisten zeichnete er sich vielleicht als theoretischer und praktischer Tonkünstler aus. Das Klavier und die Orgel spielte er als Meister. Er war zwar aus der Bachischen Schule, folgte aber meistens seinem Originalgenie. Mehrere seiner Lieder setzte er selbst in Musik, ließ 1786 verschiedene seiner Kompositionen drucken, und aus seinem Nachlasse gab sein Sohn Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst heraus.

Deutsche Chronik auf die Jahre 1774—1778. Herausgegeben von M. Christian Friedrich Daniel Schubart. Augsburg und Ulm 1774—1778. 8. (8 Thlr. 20 Gr.) Sie wurde während Schubarts Gefangenschaft auf dem Hohenasperg noch eine Zeitlang von Miller und andern fortgesetzt. — Vaterlandschronik auf die Jahre 1787—1791. Stuttgart 1787—1791. 8. — Christian Friedrich Daniel Schubart's Gedichte. Herausgegeben von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erster, zweiter Theil. Frankfurt am Main 1802. 8. (2 Thlr.)

(2 Thlr.) mit Schubarts Bildnisse, gemalt von Oelenhainz, gestochen von D'Argent. — Christian Friedrich Daniel Schubart's Ideen zur Aesthetik der Tonkunst. Herausgegeben von Ludwig Schubart. Wien 1806. g. 8. (2 Thlr.)

Während seines Aufenthalts in Ulm setzte er daselbst seine Deutsche Chronik, deren Druck schon vorher in Augsburg verboten war, und daher nach Ulm hatte verlegt werden müssen, fort, und zog sich durch dieselbe aufs neue viele Freunde, aber auch eben so viele, und oft sehr wichtige, Feinde zu. Man gab öffentliche Pasquille gegen ihn heraus, man verfertigte schändliche Kupferstiche auf ihn, man verbreitete schimpfliche Gerüchte von ihm in den Zeitungen u. s. w. Bald wurde er um diese Zeit schriftlich und mündlich gewarnt, sich vorzusehen, weil ein Gewitter sich über seinem Haupte zusammenziehe, das mit dem fürchterlichsten Krachen auf ihn loszubrechen drohe. Der Kaiserliche Minister in Ulm, General Ried, ein stolzer Mann, war äußerst gegen ihn erbittert, weil er einmal vor ihm hatte spielen sollen, und es, aus Mangel eines tüchtigen Flügels, abschlug. Die Jesuiten, die er unvorsichtiger Weise mehrmals angegriffen hatte, bliesen in das Feuer, und der General lauerte nur auf eine Gelegenheit, um Schubarten, unter einem besseren Vorwande, seine ganze Rache empfinden zu lassen. Diese Gelegenheit fand sich. Schubart hatte aus einem Wiener Briefe die Nachricht in seine Chronik aufgenommen, die Kaiserinn Maria Theresia

sei

sei plötzlich vom Schlage gerührt worden. Dieß schien dem Minister vollkommen hinreichend zu seyn, um Schubarten aufheben und in eine ewige Gefangenschaft nach Ungarn bringen zu lassen. Er benachrichtigte den Herzog von Würtemberg von seinem Vorhaben; dieser erklärte aber, er wolle Schubarten selbst in Verwahrung nehmen, weil er ebenfalls nicht wenig an diesem Manne auszusetzen finde. In Ulm hatte Schubart zu viele Freunde, als daß man ihm hier so leicht etwas hätte anhaben können; aber er gieng selbst willig in die Schlinge, die man ihm legte. Es besuchte ihn der Klosteramtmann Scholl von Blaubeuren, und ladete ihn unter dem Vorwande, daß ein Fremder ihn kennen zu lernen wünsche, zu sich ein. Schubart nahm die Einladung an, ohne etwas zu ahnen, und fuhr den andern Tag in Gesellschaft des Amtmanns im Schlitten ab. Als er zu Blaubeuren ankam, wurde er in ein leeres Zimmer geführt, und der Amtmann verließ ihn. Nach einer kleinen Weile trat der Major von Varenbühler an der Spitze des Grafen von Sponeck, des Blaubeurenschen Oberamtmanns und des Klosteramtmanns ins Zimmer, und der erste kündigte Schubarten im Nahmen des Herzogs Arrest an. Schubart glaubte anfänglich, es sei Scherz; aber die betroffene Miene des Majors sagte es ihm leider bald genug, daß hier an keinen Scherz zu denken sei. „Ich hoffe, sagte Schubart mit männlicher Fassung, daß mich der Herzog nicht ungehört verdammen werde.“ Er setzte sich nachher mit dem Major in den Wagen, der für sie breit stand, und erfuhr nunmehr, daß er auf dem Asperg in enge Verwah-

wahrung gebracht werden solle. „Was wird dich dort erwarten?“ dachte er, als der Wagen vor der Festung still hielt. Der Herzog selbst, und seine Gemahlinn, waren zugegen, und er wurde dicht an dem Zimmer vorbeigeführt, wo sie herunter sahen. Schubart empfahl dem Festungskommandanten Rieger seine Familie aufs dringendste zur Fürsprache bei dem Herzoge. Bald brachte ihm dieser die fröhliche Nachricht, daß der Herzog seiner Frau ein Jahrgehalt von zweihundert Gulden ausgesetzt, und seine Kinder in die Akademie zu Stuttgart aufgenommen habe. Bey seiner schrecklichen Langenweile auf der Festung, da ihm Lesen, Schreiben und jede andere Unterhaltung untersagt war, fand er seinen einzigen Trost darin, daß der Kommandant ihn öfters besuchte. Dieser Mann, der ehemals selbst in gleicher, und noch schrecklicherer Lage gewesen war, der vier Jahre lang kein menschliches Antlitz gesehen hatte, dem man seine sparsame Kost von oben herunter haspelte, ihm weder Stuhl noch Tisch gab, seinen Kerker nie auskehrte, ihm Bart und Nägel wachsen ließ, und ihm nicht einmal einen Nachtstuhl erlaubte, dieser Mann erquickte seinen Gefangenen leiblich durch Speise, Trank, Arzenei und Pflege, und geistlich durch Trost, sanfte Bestrafung, und Mittheilung geistlicher Bücher. Unglücklicher Weise aber war die Bibliothek des Kommandanten um ein halbes Jahrhundert zurück, und dieser Zufall hatte den Einfluß auf die Geistesrichtung des Gefangenen, daß er sich zur Mystik und Theosophie hinneigte, eine Stimmung, die sich von einem entnervten, zur Hypochondrie geneigten, und mit einer feurigen Einbildungskraft begabten Manne leicht erwar-

warten läßt. Nach Verlauf eines Jahres wurde Schubart auf Befehl des Herzogs vom Kommandanten aus seinem dumpfen Kerker in ein luftiges, trockenes und heiteres Zimmer gebracht, wo er nach gerade wieder aufathmete, da er in dem vorigen so schwach geworden war, daß er sich an den Wänden halten mußte, um nicht plötzlich umzusinken. Er hatte jetzt eine freie Aussicht, konnte wieder Menschen sehen, und schien von nun an kein von der Menschheit abgerissenes Glied zu seyn. Oefters besuchte ihn der, als Mechaniker so berühmte Pfarrer Hahn von Kornwestheim, und da dieser selbst dem Mysticismus und der Schwärmerei huldigte, so war es natürlich, daß Schubarts mystische Stimmung immer mehr befestigt wurde, und sich auf seine ganze übrige Lebenszeit bei ihm festsetzte. Zehn Jahre hatte Schubart im Kerker zugebracht, ohne je von einem Richter verhört worden zu seyn; endlich erhielt er seine Freiheit wieder, und der Herzog ertheilte ihm die Stelle eines Hof- und Theaterdichters in Stuttgart. Dieses Amt, seine Chronik, Gelegenheitsgedichte u. s. w. warfen ihm bald nach seiner Loslassung so viel ab, daß er ein jährliches Einkommen von mehr als viertausend Gulden hatte. Natürlich machte er sich diesen Segen vollauf zu Nutze; gab Traktamente, und nahm sie an; ließ Keller und Küche stattlich bestellen, und suchte der zahlreichen Innung der Bonvivans gleichsam zu zeigen, daß es ein Poet doch auch noch auf einen grünen Zweig bringen könne. Wer hätte ihm auch diesen harmlosen Lebensgenuß, nach einer so langen Sichtung, nicht gönnen sollen? Aber für seine Gesundheit und Lebensdauer schlug dieser

schnelle Abfall von schmaler Festungsdiät zu üppiger Stadtkost um so verderblicher aus. Sein Aussehen war besser, als je in seinem Leben; er wurde stark. Aber in eben dem Verhältniß, als seine Körpermasse zunahm, nahm auch seine Lust zur Bewegung ab, an die er sonst gewöhnt war. Er selbst fieng an, den nahen Tod zu ahnen. So oft man ihn wegen seiner Dicke beschrie, erwiederte er: „Es geht dem Grabe zu; Bäuche sind Magazine des Todes; meine Röthe und Fülle gleicht der untergehenden Sonne.“ Seinem Sohne schrieb er unter andern damals: „Du mußt es deinem alten Vater nicht verargen, wenn er anfängt, ein unfleißiger Korrespondent zu werden. Jene selige Regsamkeit, jenes Treiben und Stoßen, jenen brennenden Mittheilungsdrang, jene Leichtigkeit, sich schriftlich und mündlich zu ergießen, die unsre Jugendjahre so paradiesisch aufheitern, fühlt man im Alter immer weniger. Ich höre den Flügelschlag der bösen Tage, von denen es heißt: Sie gefallen mir nicht. Mit Entzücken verweile ich oft bei der änigmatischen Beschreibung im Prediger Salomo (Kap. 12. V. 1 — 7.) Da heißt es ganz originell:

Die bösen Tage sind kommen;
Da sind sie nun die Jahre,
Von denen ich sagen muß:
Leer sind sie mir von Freuden!
Sonne, Licht, Mond und Sterne
Dunkeln um mich; ich sehe nur Wolken,
Und höre nur rasselnden Regen.
Die Hüter meiner Leibeshütte, die Hände, zittern.
Es krümmen sich die Starken, meine Füsse.
Meine Zähne, die Mühlenmägde,
Haben Feierabend gemacht.

Aus den Fenstern der Augen blicken nicht mehr
Freundlich lächelnde Geister.
Verschlossen sind die Thüren nach der Straße,
Denn vergebens horcht das Ohr nach Vogellaut;
Verstummt sind ihm die Töchter des Gesangs.
Schwindelnd fürcht' ich mich auf dem Hügel,
Und schrecke beim Tritt auf ebenem Wege.
Gleich dem Mandelbaume blüht mein Scheitelhaar.
An meinem Stabe zusammengekrümmt,
Bin ich der Heuschrecke gleich.
Vertrocknet ist in mir die Lust.
Bald werd' ich beziehen mein ewiges Haus——
Und die Kläger werden beflort gehen auf den
Gassen.
Doch einst wird des Lebens Silberstrick wieder geflochten,
Neugeschaffen mein Herz, die güldene Kugel.
Dann rasselt wieder am Rade des Brunnens der Eimer,
Und schöpft aus dem Quelle lebendes Wasser.
Geselle dich immer zur Erde, mein Staub;
Bist ja mit ihr verwandt.
Du aber, mein Geist,
Fleugst auf zu Gott, der dich gegeben hat."

Ein Hauptzug in Schubarts Charakter war glühendes Freiheitsgefühl. Er selbst sagt:

Mich weckt der hohen Freiheit Ruf,
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Kette schuf,
Um sie damit zu strafen.

Seine ganze Thätigkeit erlahmte, das ganze schöne Spiel seiner Kräfte stockte, sobald etwas als Pflicht von ihm gefordert wurde, was er als freiwilligen Tribut darzubringen gewohnt war. Wenn es einer seiner Gönner im mindesten merken ließ, daß man Unterhaltung, lustige Einfälle u. dergl. von ihm erwarte, so war er sicher für

die

die Gesellschaft verloren. Die zarteste Behutsamkeit mußte angewendet werden, wenn man ihn das Klavier spielen, singen, deklamiren hören wollte; und selbst da brach er plötzlich ab, wenn das mindeste Geräusch entstand, oder wenn er kein Gesicht fand, auf dem er ausruhen, und den Effekt dessen, was er vortrug, erkennen konnte. — „Aber, warum waren Sie gestern so fürchterlich eigensinnig, und brachen mitten im Spiel ab?" sagte einst eine Dame zu ihm, auf die er sehr viel hielt. Die Antwort war: „Ich sah Haubenstöcke und Glasaugen um mich, statt Menschengesichter; und Sie haben mich ja das alles schon weit besser vortragen hören." Er that hundertmal etwas — nicht, weil ihn seine Neigung dazu trieb, sondern bloß, um Gebrauch von seiner Freiheit zu machen; und unterließ hundert Dinge einzig darum, weil er sah, daß man sie sicher erwartete. Die Monotonie und der herkommliche Schlendrian des täglichen Lebens war ihm von jeher zuwider, und er machte seine poetische Licenz im Umgange sehr vollwichtig geltend. Mehrmals gestand er, daß er bloß darum Excesse begangen, um dem ekeln Ungeheuer Einerlei zu entgehen. „Der Konventionsfuß, pflegte er zu sagen, ist bloß für Alltagsmenschen; Sonntagskinder zeichnen sich selbst ihre Bahn." So höflich und geschmeidig er sonst gegen die Großen war, so legte er doch nie seine Freimüthigkeit gegen sie ab, sondern sprach als ein Gleicher zu ihnen, so wie sie ihn auf einen wichtigen Gegenstand brachten. Seine Reden und Urtheile im Verkehr mit Höhern waren oft so keck, so stark und schneidend, daß alle Anwesende verstummten und einander ansahen. Aber man war es ein-

mal an ihm gewohnt, und ließ es unter der Dichterflagge passiren. Aus diesem Freiheitsgefühl entsprang seine Vorliebe für die Reichsstädte, für die Schweiz, und für Altengland. Er sagte: „Der Schweizer ist der Riese der Deutschen, der Reichsstädter sein Schatten, und der Fürstenknecht kaum noch Porcelianpuppe für jenen zum Spiel seiner Kinder. Geh in die Schweiz, Jüngling, und dann nach Hamburg, um zu wissen, was Freiheit für Leute macht; und dann an die Höfe, um zu sehen, wie Sklaverei den Menschen verschnitzelt, bis er so klein wird, daß er kriechen kann!" Die Britten waren in frühen Jahren schon seine Lieblinge, und er las (wiewohl in matten Uebersetzungen) ihre Klassiker mit Begeisterung durch. So wohl in den Werken, als in der Physiognomie dieser Insulaner fand er eine gewisse Reife, welche ihm gegen das Halbzeitige der Deutschen auffallend abzustechen schien, und die er einzig ihrer Verfassung, und der durch ihr Gold erlangten Independenz beimaß. Verschiedene Haupterscheinungen seines Lebens lassen sich aus diesem heftigen Freiheitsdrange erklären. Kaum hatte er seinen ersten Posten angetreten, und sich mit den verschiedenen Funktionen desselben bekannt gemacht, als ihn von Zeit zu Zeit der äußerste Widerwille dagegen anwandelte. Eines Morgens gieng er gar, statt in die Schule, zum Thor hinaus, und schweifte mehrere Tage wie ein Anachoret in den benachbarten Wäldern und Dörfern umher. Sein musikalisches Amt zu Ludwigsburg trat er zwar mit Liebe an; so wie er es aber einmal ausgefüllt hatte, wurde ihm auch hier das ewige Einerlei der Verrichtungen, und der Zwang der Zeit zum Ekel, und es liefen Klagen wider ihn

ein.

ein. In der Folge erhielt er mehrere vortheilhafte Anträge zu einer Versorgung, lehnte sie aber immer, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde ab; in der That aber war es nichts anders, als eine unüberwindliche Amtsscheu, und er erklärte öfters, er wolle lieber sein Brodt durch dreifache Anstrengung beim Publikum einholen, als sich und seine Zeit an einen Herrn verdingen. Nie in seinem Leben, und wenn er auch keinen Groschen in der Tasche hatte, wandelte ihn die mindeste Beklemmung wegen seines Auskommens an; und wirklich fand er auch in seiner Feder und seiner Musik einen doppelten Talismann, der ihm stets aus der Noth half. Wenn nichts mehr in Kasse war, so blieb er zu Hause, machte Gelegenheitsverse, arbeitete eine Flugschrift aus, gab Vorlesungen, oder Koncert, und brachte so seinen hinfälligen Plutus in wenig Wochen wieder auf die Beine. Bei diesem ächt brittischen Hange zur Independenz konnte ihn freilich nichts Schrecklicheres treffen, als Gefangenschaft! Tausend und aber tausend Seufzer nach Freiheit stiegen durch sein Kerkergitter zum Himmel; tausend heiße Thränen um sie rollten in den Staub seines Geklüfts. Er sagt in einem Gedichte an die Freiheit:

Könnten Thränen dich rühren,
Ach du kämest zum Fesselbeladenen,
Dem schon neun schreckliche Jahre
Zährenfeur die Wange sengt.
Aber hier bist du nicht, wo Gallioten
Wie Vieh an Karren gespannt
Mit Ketten vorüberrasseln;
Hier, Göttinn, bist du nicht,
Wo die starre Verzweiflung

Am Eisengitter schwindelt;
Wo des Langgefangnen Flüche
Fürchterlich im Felsenbauche hallen.
Aber wo bist du?
Gottes Vertraute, wo bist du?
Ach, daß du mir lüpftest die Fessel;
So säng' ich, Göttinn, dein Lob.
Doch weinend, wie der Siechling singt
Von der Gesundheit goldnen Gabe,
Wie der einsame Mann von der fernen Geliebten;
So sing' ich, Göttinn, dein Lob.

Als er frei wurde, kündigte er es seinen Freunden im Publikum mit kindlichem Entzücken an: „Ich möchte hüpfen vor Freude, wie das Reh auf der Waldhöhe, möchte mich wälzen vor Freude, wie sich das Lamm im duftenden Grase wälzt: denn ich bin frei! Die ersten Lüfte des Frühlings sind nicht erquickender, als mir die Luft der Freiheit.

Ein anderer Zug in seinem Charakter war Heißhunger nach Celebrität. Nichts war lustiger, als ihn zu beobachten, wenn er an einem Orte noch fremd und ohne Nahmen war. Dann wußte er gleichsam nicht, was er zuerst anstellen sollte, um sich in den Vorgrund zu arbeiten. Ein Koncert ganz eigener Art, angekündigt in mehrern Blättern auf eine ganz eigene Art, war das erste, was er that. War dieß gelungen, so gieng er an Tablesd'hotes, auf Kaffeehäuser, in Wein- und Bierhäuser, sprach kein Wort von Musik — und sprach doch immer mit Leuten aus allen Ständen stets aus ihrem Fache — mit der äußersten Anstrengung und Sammlung des Geistes. War er in einer Gesellschaft ganz unbekannt, so fieng er sicher ein Gespräch oder eine Erzählung

an,

an, die aller Augen auf ihn heftete. Kurz, alle die mannigfaltigen Gaben, womit er so reichlich ausgestattet war, daß füglich ein halb Dutzend Menschen ihren Lebensunterhalt damit hätten gewinnen können, ließ er nie frappanter und anhaltender spielen, als wenn es darauf ankam, sich irgendwo einen Nahmen zu machen. So konnt' es nicht fehlen, daß er nicht vor Herausgabe seiner Chronik an jedem Orte seines Aufenthalts in einigen Wochen so bekannt wurde, daß man mit Fingern auf ihn wies, und daß er, wo er sich zeigte, seinen Nahmen hinter sich her hörte. Dieß war Musik für sein Ohr, und Labsal für sein Auge! Im Jahre 1771 traf zu Ludwigsburg ein reisender Klavierspieler, wie er sagte, gerade von Paris ein, und kündigte musikalische Akademie an. Da er sich nach seinem besten dasigen Kunstgenossen erkundigt, wird er zu Schubart gewiesen, tritt auf mit hochgezogener Nase, und fragt, ob er seinen Flügel haben könne? Die Antwort war ja! und die Bitte damit verbunden, ob es ihm nicht gefällig sei, sein Koncert auf der Stelle ein wenig zu probiren? — Der Virtuose setzt sich und spielt — wobei er nicht ermangelt, dazwischen einen fragenden Blick auf den armen Organisten zu werfen, der ihm mit geziemender Ehrerbietung erwiedert ward. Nun begieng aber der Organist die Sottise, nicht nur eine Bachische Sonate zu spielen, die das Koncert an Schwierigkeit und Inhalt weit übertraf, sondern auch — weil der Virtuose noch immer nicht vom Dreifuße herabsteigen wollte, sein dickbesagtes Koncert selbst vorzunehmen, und es prima Vista so rund und ohne Anstoß hinwegzuspielen, daß der Fremde —

Drei-

Dreifuß und Anzeige vergaß, sich mit vielen Komplimenten empfahl, und desselben Tages noch zum Thore hinausfuhr. — Ein andermal hatte er eine Kantate auf ein Kirchenfest verfertigt, welche von den Italienern der Oper aufgeführt werden sollte. Weil er das Vorurtheil dieser Ausländer gegen die Deutschen kannte, so vollbrachte er die Arbeit ganz in der Stille, und zog bloß den Balletkompositeur Deller darüber zu Rathe. Als es zur Probe kam, legte er seine Kantate unter dem Nahmen eines sicheren Italieners Trabuschi auf; sie fand großen Beifall, und wurde mit Wirkung exekutirt. Zum Valet ließ er den Italienern sagen, sie möchten doch den Nahmen ihres Landsmannes einmal umgekehrt lesen; und das ganze Orchester klatschte ihm Beifall. — Nichts mehr machte ihm Freude, als die vielen und zum Theil bedeutenden Fremden, die ihn auf dem Berge seiner Gefangenschaft, und nachher in Stuttgart besuchten. Einige von ihnen machten auf ihren Reisen Umwege von mehreren Stationen, um ihn hören und kennen zu lernen. Wenn die meisten Gelehrten und Künstler im Umgange ihren Nimbus verlieren, und oft sogar unter die gewöhnlichen Menschenkinder herabsinken, so gewann er durch die Nähe, und flößte dem Schätzer des Talents persönlich weit mehr Achtung ein, als durch seine Schriften — ein Umstand, der sich aus dem bisherigen sehr natürlich erklären wird. — Er beobachtete in Gesellschaften weniger, als er selbst beobachtet werden wollte, und hielt es am Ende für eine Art von Pflicht, so wie er unter Menschen trat, sie zu unterhalten und aufzuheitern. Hier war sein Witz und seine Laune unerschöpflich; er wußte die hetero-

genſten Theile gar bald in den Einklang der Jovialität zu ſtimmen. Kalte Menſchen waren ihm, wie das Fieber, zuwider, und wenn ſie als kluge Köpfe bekannt waren, ſo vermied er ſie wie einen bedeckten Abgrund (eben ſo Leute, die die Muſik nicht leiden konnten). Bei Perſonen von exceſſivem Phlegma machte er eine Ausnahme, und betrachtete ſie als Seltenheiten der Natur, die es verdienten, ſein Heil an ihnen zu verſuchen. Einſt gieng Schubart mit ſeinem Sohne an eine Abendtafel, wo ihnen gleich beim Eintritt ein Subjekt aufſtieß, das, bei ſonſt nicht zu verachtendem Verdienſt, wegen ſeiner kalten Schneckennatur bekannt war, und gegen alles Groſſe, Schöne und Außerordentliche eine natürliche Antipathie hatte. Sogleich nahm der Vater ſeinen Sohn auf die Seite, und bot denſelben auf, beim Nachtiſche dieſen Menſchen in Gemeinſchaft mit ihm zu bearbeiten. Dieß geſchah, ohne daß beide ſich im geringſten um den Gemeinten zu bekümmern ſchienen. Der Herr des Hauſes fieng von ſeiner Liebhaberei, dem Schauſpiele, an, weil er eben von Iffland hergekommen war. Nun begann Schubart Shakeſpeare'n, den Monarchen in dieſem Felde, abzuhandeln; der Sohn ſekondirte ihn tapfer. Das Leben und die Hauptwerke des Dichters wurden durchgenommen; der ſchaudervolle Effekt ſeiner Geiſterſcenen kam zur Sprache. Schubart in ſeiner beſten Laune erzählte jemanden aus der Geſellſchaft, der den Britten noch nicht kannte, die Ermordung Banko's aus dem Macbeth — anfangs im Tone der gewöhnlichen Anekdoten. Da er aber auf die Stelle kam, wo Macbeth an der vollbeſetzten Tafel — Banko's

blei:

bleiches, blutiges Haupt auf seinem Sitz erblickt, trieb er's so arg, daß alle Hörer und Zuschauer Entsetzen anwandelte. Als sie sich nach dem Phlegmatiker umsahen, fanden sie ihn blaß wie eine Leiche; und es war hohe Zeit aufzuhören, wenn man nicht das Frauenzimmer vertreiben wollte. Noch vor Aufbruch der Gesellschaft gieng er fast eben so weit im Komischen mit Sir John Fallstaf, um die für ihre Nacht besorgte Hausfrau wieder auszusöhnen, und erzählte den Schwank mit dem Waschkorbe so drollig, daß der Phlegmatiker alle Beisitzer überlachte. Beim Heimgehen freute er sich kindisch über diesen Triumph, und sagte: „Ich weiß nicht, welche Wollust es mir schafft, dergleichen Eiszapfen zu schmelzen. Man muß nur den rechten Fleck treffen, und den Brennstrahl anhaltend darauf fallen lassen.“ — Er gieng von Jugend an theils aus Neigung, theils aus Absicht, mit allen Ständen ohne Unterschied um: mit Hofleuten, Damen, Geschäftsmännern, Soldaten, Gelehrten, Künstlern, Kaufleuten, Handwerkern. Die Gelehrten vom Metier suchte er zu seinem gewöhnlichen Umgange am wenigsten auf, weil er sie gegen die übrigen Stände viel zu trocken, zu spröde und pedantisch fand. Sonderbar war es, und beim ersten Blick unangenehm auffallend, daß er in allen Situationen seines Lebens eine sichtbare Tendenz beibehielt, sich mehr zu Niedrigern zu gesellen, als zu Gleichen oder Höhern. Der Grund lag unstreitig darin, weil er sich hier oft Gewalt anthun mußte, dort aber aller Zwang hinwegfiel. Er wollte reine, gesunde, und so viel möglich ungemischte Natur um sich haben, sie genießen — und mittheilen; und dieß fand er unter den un-

untern Ständen weit mehr, als unter den höhern. Eben diesen Hang findet man in den Biographien Churchills, Goldsmiths, Johnsons, Garricks, Lessings u. a. ausdrücklich angemerkt; und die Ursach war überall dieselbe. Goldsmith sagt hierüber: „Man muß dem sogenannten besseren Umgange gar manches empfindliche Opfer bringen, und seitdem ich mich ihm ergeben, seh' ich mich von mancher herrlichen Gelegenheit zum Beobachten, von manchem jovialischen Gelag ausgeschlossen, wo ich bisweilen nach Herzenslust ein wenig thörigt seyn durfte." Solche Geister können schlechterdings keine Art von Zwang in die Länge ertragen; ihre unbezähmbare Natur schüttelt bisweilen mit Macht das ganze Rüstzeug der Konvention ab, schweift mit muthwilliger Kraft hinaus ins Freie, und frohlockt mit den Kindern der Natur durch den endlosen Wald. — Im Umgange mit Frauenzimmern, den er sehr liebte, hielt er sich kaum minutenlang im Geleise des Ernstes, und lenkte sogleich in Scherz und Muthwillen aus. Brennbar, wie die Poeten sind, nahm er gegen dieses Geschlecht frühzeitig eine eigene Art von Naivetät, Treuherzigkeit, und Gefälligkeit an, die in Verbindung mit seinem musikalischen Geschick schwerlich verfehlen konnte, ihm die Gunst desselben zu gewinnen. Wenn er in Gesellschaft oft noch so spröde und launisch that, so durfte man sich nur hinter ein niedliches Gesicht stecken, um alles, was er wußte und konnte, von ihm zu erhalten; aber dann machte er sicher seine Dichterlicenz geltend, und belohnte sich durch ein paar derbe Küsse. Nie wurde sorgfältiger auf Dinte, Feder und Papier gesehen, nie schöner und feuriger geschrieben, der

Brief

Brief niemals niedlicher zusammen gemacht, als wenn er an eine weibliche Behörde gieng. Wie die altdeutschen Ritter durch Turnierstechen und Lanzengefecht, so suchte er sich durch Gesang und Klavierspiel beim schönen Geschlecht beliebt zu machen, und man konnt' es gleich merken, wenn ein Frauenzimmer zugegen war, für die er sich stärker interessirte. Ungeheißen setzte er sich da an den Flügel, unaufgefordert spielte und sang er; und ein Bravo aus einem solchen Munde klang ihm weit süßer, als der Sturm in einem Koncertsaale.

In Dingen des täglichen Lebens war er ein Kind: offenherzig bis zum Fehler; leichtgläubig wie ein Mädchen; im Gelde, im Hauswesen, im Handel und Wandel, in allem, was nur von fern merkantilisch aussah, ein völliger Fremdling, und dem Betruge jedes Schurken bloßgegeben. Er war immer gewohnt, sich Bediente oder Fouriers zu halten, und es war lustig anzusehen, wie diese Leute in Wäsche, Kleidern, oft auch im Beutel besser berathen waren, als er selbst. Machte ihn ein Freund darauf aufmerksam, so lachte er, und freute sich über den Wohlstand seiner Kreatur. Wenn sie es zu toll trieben, so war das äußerste, was er that, daß sie ihren Diebstahl beichten mußten; und sogleich war auch der Ablaß richtig. Sein Bedienter in Augsburg schoß ihm verschiedentlich von dem Gelde vor, was er ihm einige Tage zuvor gemaust hatte, und erhielt die Summe stets mit Zinsen zurück. Wenn er Koncert gab, so mußte schlechterdings ein Freund von ihm die Einnahme bewachen lassen, sonst erhielt er bei vollem Saale kaum ein Drittel von dem Einlaßgelde. Lebte er mit seiner Gattinn, so

erfuhr

erfuhr er nie den Bestand der Kasse, außer wenn sie leer war, und bekam das ganze Jahr kein Geld in die Hand, außer wenn er aufs Land fuhr. Da er sich gegen die Armen jederzeit mitleidig und wohlthätig bewies, so geschah es hier häufig, daß er die mitgegebene Summe unterwegs unter sie austheilte, und mit leeren Taschen im Wirthshause eintraf. Einmal zog er gar auf offener Landstraße einen ganz neuen Ueberrock aus, schenkte ihn einem übelbekleideten Bettelsoldaten, und kam im bloßen Frack nach Hause. Mehr als einmal, wenn ihn ein Bettler während der Arbeit unter dem Fenster ansprach, gieng er hin, nahm ein ganzes Brodt und warfs ihm aus dem Fenster zu. Er gab, und gab immer zu, so lange er hatte, ohne sich im mindesten daran zu kehren, ob es der Empfänger verdiente. Bewies man ihm den offenbaren Mißbrauch seiner Spende, so führte er keine geringere Autorität als die des Weltschöpfers an, der in seinen Wohlthaten auch nicht auf die Person sehe.

Seine Leidenschaften waren kurz, aber fürchterlich, und er vergaß im entscheidenden Ausbruch derselben aller seiner Grundsätze und Ueberzeugungen dergestalt, daß man Todschlag und Verderben befürchten mußte. Zu Anfange seiner Ehe, da ihn seine Gattinn noch nicht zu behandeln, und ihm in solchen Augenblicken auszuweichen verstand, brach er öfters wie ein Vulkan gegen sie los, und vergriff sich bei der geringsten Widerrede mit Händen an ihr. Unter den ihm untergebenen Knaben peitschte er einst Einen wegen Stupidität und Bosheit so schrecklich, daß die ganze Schule knieend für ihn bat, und der arme Junge mehrere Wochen das Bette hüten mußte. Seinen

Sohn

Sohn warf er einmal in einem Kaffeehause zu Augsburg eine Altane hinab in den Schnee — weil er als sechsjähriger Knabe nach Mitternacht in einem Winkel schlief — statt zu wachen, wie Schubart gegen seine Freunde behauptet hatte. Es war der nemliche Vater, der wenige Wochen hernach, als den Sohn ein wüthender Kettenhund zu Boden geworfen hatte, und sein Gebiß in das Fleisch desselben hieb, in einem Moment einen Zaun niederriß, den Hund an die Wand schleuderte, den Sohn mit Thränen verband, und den größten Theil des Weges nach Hause trug; der nemliche Vater, der als sein Sohn einst in Gefahr war zu ertrinken, sich in die Wellen der reißenden Donau stürzte, um ihn zu retten. Bei allen Stürmen und Unannehmlichkeiten, die seine Gattinn in einer sechs und zwanzigjährigen Ehe mit ihm erfuhr, gab sie ihm doch auf seinem Sterbebette das Zeugniß: „Du warest Liebe — ganz Liebe; Gott lohne sie dir in der Ewigkeit!“ Er hat in seiner Selbstbiographie dieser würdigen Frau ein Denkmal gestiftet, das zugleich ein bleibendes Monument seines eigenen edlen Herzens ist, und mit D. Bahrdts Andenken an seine Frau in dessen Leben einen schneidenden Kontrast macht. So oft er sich auch von ihr verirrte, so kehrte er stets mit reuiger Liebe wieder, erwärmte sein verwildertes Herz an ihrer immer gleichen Frömmigkeit, Treue, und Sitteneinfalt, und lauschte dem Rathe ihrer kältern Vernunft. Seine Gedichte an sie sind voll Wahrheit, Liebe und inniger Dankbarkeit. Das naive Stück: Ich bin so selig, bin so froh u. s. w. verfertigte er, als sie nach neun Jahren zum erstenmale einige Wochen bei ihm zubringen durf-

durfte, und das lang entbehrte Glück der Häuslichkeit wieder in ihm aufdämmerte. In der Ferne, wie in der Nähe, versäumte er es nie, ihr von Zeit zu Zeit eine kleine Freude zu machen; und sie that ihm mit ihrem kleinen Jahrgelde, wovon sie noch ihre Kinder unterstützen sollte, Gutes, oft durch die dritte und vierte Hand, trotz aller Hindernisse, mitten in die Nacht seines Kerkers hinein, that so manchen Dornengang für ihn, und stärkte ihn durch ihre vortreflichen Briefe, wenn er hoffnungslos im Staube lag. Als ihr Vater und alle ihre Freunde in sie drangen, nicht weiter mit ihm zu leben, der ohne Abschied davon gegangen, verließ sie Vater, Mutter und Heimath, und zog ihrem Gatten nach. Ihre Worte waren: „Und flöh' er in die Hölle, so flieh' ich ihm nach. Leben muß ich mit ihm — und sterben bei ihm!" Allmählig lernte sie den schweren, wildfreien Charakter ihres Mannes so ganz kennen und zähmen, daß sie alles aus ihm herauszubringen, immer allein den rechten Zeitpunkt zu treffen, und ihn unvermerkt an Zielpunkte zu führen wußte, die ihn selbst überraschten, und ihm eine Lobrede ihres so oft verschmähten Verstandes abnöthigten. Ohne sie und ihre kluge Haushaltung wäre er mehr als einmal in die äußerste Verlegenheit gerathen, und hätte wahrscheinlich den Knoten nur durch einen Streich der Verzweiflung gelöst. Ein solches Weib verdiente allerdings die ausdauerndste Liebe, und die thätigste Dankbarkeit. Gegen seine Kinder bewies er, frei wie gefangen, abwesend und reisend, wie daheim, eine immer gleiche Liebe, und wenn er durch Geld nichts für sie thun konnte, so wirkte er desto mehr mit seiner Fe-

der

der und durch seine Bekanntschaften zu ihrem Vortheil.

In allem, was er dachte, that, und schrieb, herrschtt eine auffallende Raschheit und Schnelle. Er aß schnell, gieng schnell, faßte schnell auf, gab schnell wieder. Eben diese Schnelligkeit erstreckte sich auf seine Lektüre, seine Arbeiten, seine Bekanntschaften. An die Arbeit kam er schwer; wenn er sich aber einmal daran gab, so war er auch fertig, da er nur eben recht angefangen zu haben schien. Mit Personen, die er in seinem Leben nie gesehen, die aber irgend einen anziehenden Fleck für ihn hatten, war er oft auf Einen Sitz so bekannt, als ob er schon Jahre mit ihnen zugebracht hätte. Alles Neue hatte einen nur zu starken Reiz für ihn, und er vernachläßigte bisweilen das Alte darüber. Dieß galt im Gebiete des Wissens, wie in seinen Bekanntschaften, und man hörte seine älteren Freunde öfters Klage führen, daß er zu günstig von seinen neuesten Bekannten denke, und die alten als gebrauchte Waare zurückzusetzen scheine. Dieß dauerte aber nie lange, und er kehrte, besonders wenn er sich mitunter betrogen fand, nur mit doppelter Wärme zu seinen Vertrauten zurück. — Der Extremsucht war er in allen Dingen ergeben, und die sokratische Mittellinie kannte er bloß aus Büchern, ohne ihr im Leben je nahe zu kommen. Er hatte den Glauben, alles, was man vornehme, müsse man auf den äußersten Grad hinaustreiben, und lieber ganz auf seiner Haut liegen bleiben, als mit Mittelmäßigkeit vorlieb nehmen. Nichts war gewöhnlicher bei ihm, als daß er von stürmischer Thätigkeit zu gänzlicher Indolenz, von der lautesten Jovialität

tät zu Gräberstille, von Wärme in Kälte, von Licht in Nacht übergieng. Manche konnten dieß freilich nicht begreifen; den Seelenkenner aber befremdet es nicht. Auf Ueberspannung folgt Nachlaß, auf große Anstrengung und Kraftäußerung das Bedürfniß der Ruhe und Sammlung. Da nun all sein Wirken mit großer Intensität verbunden war, so mußte der Geist nothwendig Perioden der Muße und des stillen Einsammelns haben, um mit gleicher Energie wieder geben zu können.

In der That sollte man denken, daß es ihm bei seiner Liebe zu den Menschen, und seinem beständigen Verkehr mit ihnen, an nichts weniger als an Menschenkenntniß gefehlt haben könnte; und doch war es so. Er beurtheilte seine Brüder stets nach sich selbst; und sogar da ihm eine schmerzhafte Erfahrung die Decke gelüpft, und einen ganz andern Maaßstab in die Hand gegeben hatte, benutzte er solchen immer noch nicht, und glaubte unaufhörlich, daß sein Erfahrungssatz in dem gegebenen Falle nicht zutreffen werde. Er unterhielt die philanthropische Idee, daß die Menschenkinder stets besser würden, und daß man daher im Zweifel das Bessere bei ihnen voraussetzen müsse. Die Hypothese, welche den Erfahrungen der größten Schiffer auf dem Menschenmeere so geradezu widerspricht, kam ihm sehr hoch zu stehen, und zog die finsterste Wolke über seinem Leben zusammen. Es fehlte nicht an Freunden, die ihm so wohl für das Allgemeine seines Betragens, als für gegebene Individuen ihr Licht borgten, und ihn warnten; aber er benutzte ihren Rath nicht, und entschuldigte seine Unvorsichtigkeit immer damit, er wolle lieber durch Bosheit zu Grunde gehen,

hen, als sich seinen Glauben an die Güte der menschlichen Natur rauben lassen.

Seine erkorensten Lieblinge und Vorbilder unter den Deutschen waren: in der Prose — Luther; in der Poesie — Klopstock; in der Musik — Bach. Er gieng im ganzen letzten Decennium seines Lebens damit um, dem großen Reformator Luther ein Denkmal zu stiften. Dem großen Epiker Klopstock hat er durchgehends in seiner Chronik, in seiner Biographie, und durch seine deklamatorischen Vorlesungen aus der Messiade, ein solches Denkmal gestiftet. Bachs Nahme ist das Mittelstück seiner Aesthetik der Tonkunst. Friedrich der Große gehörte vorzugsweise noch zu diesen seinen Lieblingen.

Von Klopstocks Messias wußte er einen beträchtlichen Theil auswendig, und entzückte oft auf Spaziergängen, und im traulichen Abendzirkel seine Freunde damit. Es war, als hätte man den Messias nie gelesen, wenn man ihn deklamiren hörte. Nichts blieb undeutlich, alle Kunst des Dichters verschwand, und man sah nur die gigantischen Bilder seiner Einbildungskraft leben, sich näher und näher bewegen, handeln, und hörte sie Worte eines höheren Lebens reden. Das Große, Grauenvolle und Gräßliche gelang ihm, wie in seinen eigenen Gedichten, so auch in der Deklamation am besten; und wenn er in seiner ächten Stimmung eine Rede Adramelechs, oder einen Auffschrei Abbadona's um Vernichtung hersagte, so sah man überall Entsetzen in den Gesichtern der Hörer. — Seine Art zu deklamiren war nicht Kunst, sondern lautere, warme, durch Uebung verstärkte

stärkte Natur. Ein wohlgebauter Körper, leichte, ungezwungene Bewegung, eine starke, von Jugend an durch Gesang ausgebildete, Stimme, außerordentliches Gedächtniß, tiefes Studium und Eindringen in den Geist seines Dichters, verbunden mit dem zartesten Gefühl, und seinem eigenen Feuer, waren die Mittel, wodurch seine Deklamation so hinreißend wurde. Er gieng eine Zeitlang damit um, diese Kunst, welche den Griechen so geläufig war, wieder herzustellen; sann darauf, Noten für sie zu erfinden, und gab in den älteren Jahrgängen der Chronik einige Proben davon. Nächst dem Messias recitirte er am liebsten Stellen aus Luthers Bibel, aus dem Dante, und dem göttlichen Milton. Er hat häufig vor Fürsten und den glänzendsten Versammlungen deklamirt, bisweilen den Flügel dazu genommen, und immer, selbst auf die trockensten, heterogensten Menschenseelen, erschütternd gewirkt.

Nach und nach hatte er sich eine so große Fertigkeit im Reimen erworben, daß ihm die glücklichsten Epigramme aus dem Stegreif gelangen. Als ihn der talentvolle Hutmacher Städele aus Memmingen besuchte, und von einem adeligen Dummkopf erzählte, der ihn mit einer ärmlichen Kommission aufgehalten habe, sagte Schubart:

Hans Max von Hochgebornem Blut
Bestellt bei dir 'n neuen Hut:
Recht fein gestutzt, klein, flüchtig süß,
Nach Geckenmode in Paris.
O Städele, sei doch so gut,
Mach ihm den Kopf gleich mit dem Hut.

Als ihn ein reisender Virtuose, dem er nur ein mittelmäßiges Koncert hatte zusammenbringen können, um ein Stammbuchblatt bat, was sich auf sein Metier beziehen sollte, schrieb er sogleich das Impromtu nieder:

Schlecht ist der Virtuosen Glück
In unsrer Tage Lauf.
'S thät Noth, sie nähmen einen Strick,
Und hiengen all' sich auf.
Pfeift einer auch, wie Lebrun pfeift,
Geigt einer Lolli nach,
Greift's Klavicord, wie Eckart greift,
Und komponirt, wie Bach,
So hört man lieber Schellenklang,
Schuhu- und Katzenschrei,
Und Gänsgickgack und Eselsgesang,
Als Sphärenmelodei.
Das Ohr der meisten Menschen ist,
Wie Eselsohr, gar groß.
Darum bedenk's, mein frommer Christ,
Und werd' kein Virtuos.

Einem Zinkenisten, bei dem er im Hause wohnte, und dem seine keifende Frau oft prophezeihte, sein Saufen werde ihn noch in die Hölle bringen, gab er den Trostspruch:

Wie glücklich ist der Zinkenist,
Der Herr und sein Geselle!
Er kömmt, wenn er gestorben ist,
Gewiß nicht in die Hölle.
Denn Gott hält oft ein Freudenfest
Mit auserwählten Christen,
Und weil man da Posaunen bläst,
So braucht man Zinkenisten.

Schubart mußte im Anfange seines Organistendienstes in Ludwigsburg noch einen Theil seiner Besoldung seinem in Ruhe gesetzten Amtsvorfahren abtreten. Da er einst von einigen Freunden aufgefordert wurde, ein Impromtu auf einen gewesenen Hofmedikus zu machen, so hub er sogleich an:

Herr Doktor, unter dessen Händen,
Wie vor dem Tode, alles fällt,
Sie schicken ihre Patienten
Methodisch in die andre Welt.
Hier ist ein Mann,
Der nicht so lang mehr leben kann,
Und ach! dem Himmel sei's geklagt,
Mit mir an einem Beine nagt.
Wie? wollten Sie sich nicht bequemen,
Ihn in die Kur zu nehmen?

Schubart war einst zum Besuch bei einem Edelmanne. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend; die Freuden der Mittagstafel dauerten bis gegen den Abend; und wurden, wie sonst, durch Schubarts Spiel, seinen Gesang, und seine Deklamation vermehrt. Ein Mitglied der Gesellschaft lenkte beim Kaffee das Gespräch auf außerordentliche Seelenkräfte. Nachdem mancherlei Beispiele davon erzählt worden waren, machte sich Schubart anheischig, er wolle zu gleicher Zeit ein deutsches Lied verfertigen, es in Musik setzen, einen Brief diktiren, und mit einem der Anwesenden über einen literarischen Gegenstand sprechen. Der Vorschlag erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und verschiedene Wetten wurden darauf eingegangen. Als der Gegenstand des Briefs und der Unterhaltung verabredet war, gieng Schubart eine

Weile

Weile ans Fenster, setzte sich sodann — und der Kampf begann. Er schrieb Text und Noten eines gesellschaftlichen Liedes zugleich nieder, diktirte einen drei Seiten langen Brief ohne Anstoß, und verkehrte mit einem Gelehrten über ein neu erschienenes Buch mit seiner gewöhnlichen Wärme. Die Operation dauerte über eine halbe Stunde: dann las er selbst den Brief vor, spielte und sang sein Lied, und erregte das Erstaunen aller Anwesenden.

Als der große Orgelspieler Vogler ins Würtembergische kam, ließ er es seine erste Sorge seyn, den gefangenen Schubart auf dem Asperg zu besuchen. Der General, zu dem letzterer schon so oft mit Begeisterung von diesem Künstler gesprochen hatte, wollte sich mit ihrer Zusammenkunft ein kleines Vergnügen machen, und verabredete mit dem Abt, daß er sich für einen reisenden Gelehrten ausgeben sollte, dessen Liebhaberei die Musik sei. Schubart ward also citirt, ließ sich mit dem Fremden in ein Gespräch über ihre beiderseitigen Reisen ein, und wurde sodann höflichst ersucht, auf dem Flügel zu spielen. Er that es mit ziemlicher Sorglosigkeit — wie es bei den häufigen Zusprüchen sehr natürlich war. Als aber der Fremde einige vielbedeutende Winke über sein Spiel fallen ließ, brachte ihn dieß in einige Wärme, und er trug ein paar von ihm selbst gesetzte Chöre aus Klopstocks Hermannsschlacht mit Feuer und Empfindung vor. Der Fremdling war darüber entzückt, und als ihn der General darauf ersuchte, daß er sich gleichfalls hören lassen möchte, erklärte er, er habe nach dem Auftritt eines solchen Meisters allen Muth verloren. Die ganze

Gesellschaft drang nun in ihn, und man meinte, daß es bei einem bloßen Liebhaber nicht so genau genommen werden könnte. Endlich setzte sich Vogler, machte zur Probe mit beiden Händen einige Saltomortale's durch den ganzen Flügel hin, und trieb sein Wesen so arg, daß Schubart nach wenigen Minuten emporfuhr und ausrief: „Das ist entweder der Teufel oder Vogler!" Vogler sprang nun auch auf; sie umarmten sich — und beide erschöpften nun abwechselnd den ganzen Tag hindurch so wohl auf dem Flügel als der Orgel die ganze Stärke ihrer Kunst. Stürmende Kraft und an Zauberei grenzende Schwierigkeit war Voglers Charakter; Schubarts Charakter Empfindung und feuersprühende Phantasie. Nichts bezauberte Voglern mehr, als wenn letzterer Stellen aus der Messiade deklamirte, und sie sodann bald gleichzeitig, bald allein auf der Orgel ausmalte, worin er es zu einer seltenen Fertigkeit gebracht hatte.

Schubart nahm, als er von der Universität zurückgekommen war, eine Zeitlang die Stelle eines Hauslehrers in Königsbronn an. Er trat als solcher in die Stelle des, unter den pädagogischen Schriftstellern in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch seine Anmerkungen über das Basedowsche Elementarwerk und seine Briefe über Rousseau's Emil bekannten Brechters. Brechter war in seiner Jugend, man weiß nicht durch welchen Zufall, unter die Truppe eines herumziehenden Wundarztes gerathen, und sahe sich genöthigt, den Hanswurst bei demselben zu machen. Ein edeldenkender Mann entriß ihn dieser schimpfli-

schimpflichen Erniedrigung, nahm ihn in sein Haus auf, und beförderte ihn auf die Universität. Als Brechter in der Folge zum Diakonat in Biberach empfohlen war und eben seine Probepredigt daselbst that, fügte sichs, daß der erwähnte Marktschreier mit seinem Wirthe in die Kirche gieng. „Warum weinen Sie?" fragte der Wirth den unter der Predigt schluchzenden Wundarzt. „Ach, erwiederte er, der Herr da war ehemals mein Hanswurst: o so einen bekomm' ich mein Lebtag nicht wieder." Dieser ärgerliche Zufall brachte damals den guten Brechter um das Amt, bis er nachher an einem andern Orte, wo man weniger bedenklich war, seine Versorgung fand.

XXIV.

Georg Christoph Lichtenberg

geb. 1742 zu Ober-Ramstädt, einem Dorfe nahe bei Darmstadt, studirte seit 1763 zu Göttingen vornemlich Mathematik und Physik, wurde daselbst 1770 außerordentlicher, und 1775 ordentlicher Professor der Philosophie, machte zweimal eine Reise nach England, das erstemal 1770, das zweitemal 1774, wurde 1788 Königl. Großbritannischer und Kurhannöverischer Hofrath, und starb zu Göttingen 1799.

Lichtenberg war dreißig Jahre hindurch ein berühmter Lehrer auf einer berühmten Universität. Lange

schon rechnete man ihn unter die Zierden jener Akademie; lange ehrte man in ihm den umfassenden Kenner seiner Hauptwissenschaft, der Physik; lange schon war er durch seine geistvollen, von den verschiedenartigsten Erscheinungen seiner Zeit veranlaßten Aufsätze in dem Göttingischen Magazin, das er einst mit Georg Forster herausgab, und in dem jährlich von ihm besorgten Göttingischen Almanach, so wie durch seine Erklärung der Hogarthischen Kupfer, als einer unsrer witzigsten Schriftsteller und geschmackvollsten Gelehrten, als einer der glücklichsten Kämpfer gegen jede Thorheit, bekannt und geschätzt. Aber den ganzen Menschen, der er war, die ganze Vielseitigkeit seines Geistes, die ganze, oft bei seinem Leben sogar bezweifelte, Milde und Liebenswürdigkeit seines Herzens, offenbarte sich erst nach seinem Tode, als seine Tagebücher und Papiere, voll unzähliger Reflexionen und Selbstbetrachtungen, die er täglich niederzuschreiben gewohnt war, in die Hände seines Bruders, des Sachs. Gothaischen Geheimen Assistenzraths Lichtenberg, und seines ihm durch gleiche Hauptwissenschaft verbundenen Freundes und ehemaligen Zuhörers, des Prof. Kries zu Gotha, kamen und durch diese dem Publikum mitgetheilt wurden. Ganz Deutschland hat diese gesammelten Schriften Lichtenbergs mit Interesse gelesen; der Charakter des seltenen, originellen Mannes geht aus seinen Notaten, aus seinen Selbstbekenntnissen, und aus seinen kleinen Gelegenheitsschriften, immer veranlaßt durch irgend eine Zeiterscheinung, die ihm wichtig zu Ernst oder Scherz dünkte, sprechender hervor, als der vertrauteste Freund ihn schildern könn-

könnte; und noch nach späten Jahren werden Geister, die dessen würdig sind, aus jenen Schriften mit unsäglichem Vergnügen einen Mann kennen und lieben lernen, den seine Zeitgenossen bei seinem Leben unter die scharfsinnigsten, geistvollsten, achtungs- und liebenswerthesten Menschen mit dankbarer Verehrung zählten. Man hatte Recht, seinen Verlust als einen Nationalverlust zu betrachten; denn es galt einen ungewöhnlichen Mann, dem für das Beste der Wissenschaften das längste Leben zu wünschen war! Lichtenberg war ein ausgezeichneter, ein origineller Kopf, ein Denker, in der Bedeutung, wie sie, es sei durch unsere ganze Anlage, es sei durch den einförmigen deutschen Studienweg, den alle gehen, in unserm Vaterlande sich seltener als in England finden. Was er las und hörte, was er sah, was er fühlte, wurde sogleich der Gegenstand einer eigenthümlichen Betrachtung, und es ist unschätzbar, daß uns diese seine originellen Ansichten durch seine Weise, sie auf dem Papier zu fixiren, erhalten worden sind. Es ist nichts so paradox, was nicht einmal durch seine Seele gieng; er dachte in seiner Jugend, wie er hie und da Feuer anlegen, oder jemanden ermorden könnte; er dachte sich in die Seele des Atheisten hinein, und spielte ihn zu Zeiten, wie er sagt, in Gesellschaft exercitii gratia, eben so wie in die Seele des Wundergläubigen, der er oft mit voller Kindlichkeit selbst war. Und alle diese Gedanken nahmen im Durchgehen durch seinen originellen Geist frappante Eigenthümlichkeiten an, und wirkten rückwärts auf seine Vielseitigkeit. Nichts war so abweichend und neu, daß es ihn erschreckt oder stutzig gemacht hätte, und doch konnte sein

Geist nicht durch das Neue allein hingerissen und bestochen werden z. B. in der deutschen Orthographie, wo selbst scharfsinnige und gesetzte Männer sich einer grundlosen Neuerung hingaben, und in mehrern dergleichen. Wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn, auf eine seltene Art in Lichtenberg verschmolzen, gaben eine überraschende, räthselhafte Erscheinung. Bei einem neuen geistigen Genusse, den er hatte, kam es darauf an, unter was für Umständen der erste Eindruck auf ihn gemacht wurde; je nachdem waltete die in sich aufnehmende freundliche Empfindung, oder aber der prüfende, kalte Scharfsinn vor. So wie er sagt, daß es eine ganz andere Art von Empfindung sei, mit welcher er: „Ehe denn die Berge wurden, und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit" in Westminsterhall, und mit der er sie in seiner Stube sprach: so auch, ob er ein neues Produkt der Literatur mit Achtung, oder mit Vormeinung, daß die zeitige Stimmung es überschätze, in die Hand nahm. So war der Bewunderer Shakespeare's und Milton's keiner von Werthers Leiden und der Messiade. Sein scharfwägender Geist hatte sein Zeitalter und seine deutschen Landsleute zu oft auf einem Quinquenniums- oder wohl noch kürzeren Enthusiasmus angetroffen über Nichtigkeiten; er war dagegen mit Glück aufgetreten, und das gab ihm nothwendig eine Neigung, voraus schon sehr lebhafte, laute Theilnahme des Publikums nicht für ein hear him bei etwas Wichtigen, sondern für die Ankündigung einer Uebertretung zu halten. Sichtbaren Einfluß hierauf hatte der öffentliche Charakter, den er als Bestreiter aller

Schwär-

Schwärmerei und aller Uebertreibung einmal angenommen hatte, so wie der Umstand, daß seine Bildung in die Zeit der Apotheose der kalten, untersuchenden, allem Glauben und aller Warme den Krieg machenden Vernunft fiel, die von Frankreich aus sich unter Friedrich dem Großen in Deutschland verbreitet hatte. Das hatte er gewiß im Sinn, wenn er sich selbst anklagt, er habe nicht immer sorgfältig genug den Schein des Bösen vermieden, und dieß seinen größten Fehler, den Grund alles seines Verdrusses nennt. Das Höhere im Menschen, der Glaube an das Göttliche, der in keiner edlen Seele ganz zu vertilgen ist, rächte sich bei Lichtenberg dafür, daß er in den Stunden der Spekulation war verdrängt worden; daher sein, mit jenem alles Erklärenwollen im Widerspruch stehendes Achten auf Ahndungen, Träume und Vorbedeutungen, worin alle tieffühlenden, poetischen Menschen mit ihm einerlei Erfahrung haben, nur daß sie sich scheuen, es so zu sagen oder niederzuschreiben, wie er. Lichtenberg war einer unserer wenigen Humoristen, und besaß und äußerte jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von lachendem Witz, treffender Satire, und tiefem Gefühl, welches wir Humor nennen, und das diejenigen, die es besitzen, leichter üben als erklären. Daher waren einige verwandte Geister, wie Yorick, Fielding, Claudius, Jean Paul oft Gegenstand seiner Betrachtung; aber wundern muß man sich, daß er in keinem seiner Notaten Hippels Werke erwähnt, der ihn doch nothwendig sehr anziehen mußte, und in Absicht auf vieles bis zur Ueberraschung mit ihm zusammenstimmt. Gründlichkeit in allem, was er

studirte, und Originalität in der Behandlung sind der Charakter seiner gelehrten Thätigkeit. Sein Verfahren hierin ist weit über das Jahrhundert, in welchem er lebte, hinausgestellt, und man kann sagen, erst dann, wenn ein ähnliches in der Erziehung allgemein wird, darf man sich etwas von unsrer Literatur versprechen. Ihn kümmerte es wenig, was Kajus oder Sempronius über einen Gegenstand gedacht oder geschrieben hatte; mit ursprünglichem Beginnen gieng er daran und konstruirte ihn von neuem. Ihm war ein Buch, was es den Griechen auch war, was es immer seyn sollte, und was es wieder werden muß, nicht Anhäufung von todten Citaten, von Historien- Anekdoten- und Antiquitätenkram, sondern Resultat eignes Nachdenkens, Anlaß zu lebendiger Forschung in der Seele dessen, der es liest, und den es zu eigner Selbstthätigkeit aufregt. Er spottete über jene pedantische Unart, mit gelehrten Nichtswürdigkeiten den Geist zu tödten, das Leben hinzubringen, und das Wichtigste, das Selbstdenken, zu versäumen. Mechanik des Geistes war ihm Mechanik, sie mag mit Reimen oder mit Zahlen spielen. Der nachbetende Mathematiker und der nachahmende Dichter sanken beide unter sein strenges Richtscheit. Wahrheit, Wahrheit gieng ihm über alles. Er forschte nach ihr mit dem reinsten Eifer; er verhehlte sichs nicht, wenn sie ihm auf dem einen Wege noch nicht begegnet war, und er gestand es offen, wenn er eine andere Gestalt für sie angesehen hatte. Was für eine Erscheinung hätte es geben müssen, wenn derselbe Geist in einem kraftvollen und starken Körper gewohnt hätte, da hingegen er so oft unter den Beschwerden des letztern erlag!

und

und wenn bei einer längeren Dauer ein größerer Zeitraum erlebter Begebenheiten der Stoff so interessanter Betrachtungen hätte werden können!

Georg Christoph Lichtenbergs Vermischte Schriften, nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg ꝛc. und Friedrich Kries ꝛc. Erster, zweiter, dritter, vierter, fünfter Band. Göttingen 1800 — 1803. 8. (7 Thlr. 8 Gr.) Sechster, siebenter, achter, neunter Band. Ebendas. 1803 — 1806. 8. (6 Thlr. 20 Gr.) auch unter dem Titel: Georg Christoph Lichtenbergs Physikalische und mathematische Schriften ꝛc. Erster, zweiter, dritter, vierter Band. — G. C. Lichtenbergs Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Kopien derselben von C. Riepenhausen. Erste, zweite, dritte, vierte, fünfte Lieferung. Göttingen 1794 — 1799. 8. und Fol. Eine Fortsetzung, welche nach Lichtenbergs Tode von einem ungenannten Freunde desselben besorgt wurde, erschien von der sechsten bis zehnten Lieferung zu Göttingen 1800 — 1807. 8. und Fol.

Uns

Unter der Aufschrift: Charakter einer mir bekannten Person, hatte sich Lichtenberg selbst in einem seiner früheren Kollektaneenbücher auf folgende Weise geschildert: „Ihr Körper ist so beschaffen, daß ihn auch ein schlechter Zeichner im Dunkeln besser zeichnen würde, und stünde es in ihrem Vermögen, ihn zu ändern, so würde sie manchen Theilen weniger Relief geben. Mit seiner Gesundheit ist dieser Mensch, ohnerachtet sie nicht die beste ist, doch noch immer so ziemlich zufrieden gewesen, und er hat die Gabe, sich gesunde Tage zu machen, in einem hohen Grade. Seine Einbildungskraft, seine treueste Gefährtinn, verläßt ihn alsdann nie. Er steht hinter dem Fenster, den Kopf zwischen die zwei Hände gestützt, und wenn der Vorübergehende nichts als den melancholischen Kopfhänger sieht, so thut er sich oft das stille Bekenntniß, daß er im Vergnügen wieder ausgeschweift hat. Er hat nur wenige Freunde. Eigentlich ist sein Herz nur immer für Einen gegenwärtigen, aber für mehrere Abwesende offen. Seine Gefälligkeit macht, daß viele glauben, er sei ihr Freund; er dient ihnen auch, aus Ehrgeiz, aus Menschenliebe, aber nicht aus dem Triebe, der ihn zum Dienst seiner eigentlichen Freunde treibt. Er gewann bloß durch Munterkeit und Leichtsinn ein gutes Herz, worüber er nun oft beide vergißt, wird aber Munterkeit und Leichtsinn beständig als Eigenschaften seiner Seele verehren, die ihm die vergnügtesten Stunden seines Lebens verschafft haben; und könnte er sich noch ein Leben und noch eine Seele wählen, so wüßte ich nicht, ob er andere wählen würde, wenn er die seinigen wieder haben könnte. Von der Religion hat

er

er als Knabe schon sehr frei gedacht, nie aber eine Ehre darin gesucht, ein Freigeist zu seyn, so wenig als darin, alles ohne Ausnahme zu glauben. Er kann mit Inbrunst beten, und hat den neunzigsten Psalm nie ohne ein erhabenes, unbeschreibliches Gefühl lesen können. „Ehe denn die Berge worden u. s. w.“ ist für ihn unendlich mehr als: „Sing' unsterbliche Seele u. s. w.“ Für Assembleen sind sein Körper und seine Kleider selten gut, und seine Gesinnungen selten . . . genug gewesen. Höher als drei Gerichte des Mittags und zwei des Abends mit etwas Wein, und niedriger als täglich Kartoffeln, Aepfel, Brod, und auch etwas Wein hofft er nie zu kommen. In beiden Fällen würde er unglücklich seyn. Er ist noch allezeit krank gewesen, wenn er einige Tage außer diesen Grenzen gelebt hat. Lesen und Schreiben ist für ihn so nöthig, als Essen und Trinken, und er hofft, es werde ihm nie an Büchern fehlen. An den Tod denkt er sehr oft, und nie mit Abscheu; er wünscht, daß er nur alles mit so vieler Gelassenheit denken könnte, und hofft, sein Schöpfer werde dereinst sanft ein Leben von ihm abfordern, von dem er zwar kein allzuökonomischer, aber doch kein ruchloser Besitzer war. Ich wünschte die Geschichte von mir so zu sehen, wie sie in verschiedenen Köpfen existirt. Meine Brüder wissen die meisten Kleinigkeiten von mir. Hr. L. . g weiß vieles von meiner besten Seite; E. . s kennt meinen Charakter von der guten und von der schlimmen Seite unter allen Menschen am besten. E. . s weiß die meisten Thorheiten von mir, und die meisten Heimlichkeiten, weil ich immer aus meinen Thorheiten Heimlichkeiten gemacht habe. Am einfältig-

sten

sten würde meine Geschichte aussehen, wenn sie W... beschreiben sollte. Hr. L. würde mich so schildern: Er hat kein böses Herz; er ist im äußersten Grade flüchtig, und seine Maximen, die er zuweilen äußert, sind nur für eine Stunde gemünzt, in der nächsten verschlägt er sie wieder. Er hat zuweilen gute Gedanken, und er kann so ziemlich vergnügt seyn, und hat es in seiner Gewalt, es zu seyn. Ob er wohl wirklich seine Freunde liebte? quaeritur. — E..s würde sich gewiß so von mir ausdrücken: Sein Herz ist gut, aber wer hätte die Streiche hinter ihm suchen sollen, wenn er zu D... mit seinen Büchern am Adler vorbei gieng; doch an den Augen kann man ihm etwas ansehen. Gottlob ich kenne ihn nun, und er gefällt mir desto besser. — Ich weiß, E..n, dessen vortreffliches Herz immer für die menschliche Natur einen gehörigen Rabat rechnet, würde zu vortheilhaft von mir urtheilen, und ich wollte, jedermann dächte von mir so, wie er. So würde ich, ohne bewundert zu seyn, von jedermann hochgeschätzt werden. Schon in meinem achten Jahre wurde ich durch des Glasers S... Knaben auf die Vorstellung von der Seelenwanderung geleitet. Ich fand oft ein Vergnügen daran, Mittel auszudenken, wie ich diesen oder jenen Menschen ums Leben bringen, oder Feuer anlegen könnte, ohne daß es bemerkt würde, ob ich gleich nie den festen Entschluß gefaßt habe, so etwas zu thun, noch auch nur die geringste Neigung dazu in mir verspürt, und bin sehr oft mit solchen Gedanken eingeschlafen. Ich verstehe von Musik wenig, spiele gar kein Instrument, außer daß ich gut pfeifen kann. Hiervon habe ich schon mehr Nutzen gezogen, als viele andere

von

von ihren Arien auf der Flöte und auf dem Klavier. Ich würde es vergeblich versuchen, mit Worten auszudrücken, was ich empfinde, wenn ich an einem stillen Abende „In allen meinen Thaten ꝛc.“ recht gut pfeife, und mir den Text dazu denke. Wenn ich an die Zeile komme: „Hast du es denn beschlossen ꝛc.“ was fühle ich da oft für Muth, für neues Feuer, was für Vertrauen auf Gott! Ich wollte mich in die See stürzen, und mit meinem Glauben nicht ertrinken, mit dem Bewußtseyn einer einzigen guten That eine Welt nicht fürchten. Spüre ich einen Hang zum Scherzhaften, so pfeife ich: „Sollt' auch ich durch Gram und Leid ꝛc.“ oder: When you weet a tender creature etc. Mein Glaube an die Kräftigkeit des Gebets; mein Aberglaube in vielen Stücken, Knieen, Anrühren der Bibel und Küssen derselben, förmliche Anbetung meiner heiligen Mutter, Anbetung der Geister, die um mich schwebten — Ich beschwöre die Wahrheit dieser Erzählung gar nicht; eine Versicherung ist nichts; ich berufe mich auf die inneren Zeichen der Uebereinstimmung und die Merkmale der Aufrichtigkeit, die, so lange die Welt steht, gelten werden — dem allein kennbar, der Wahrheit aufrichtig sucht, und Beobachtungsgeist hat. Zutrauen, weil es zum Theil im Herzen des Zutrauenden wurzelt, kann trügen, wenn die Verfassung des letztern nicht die reinste ist. Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere mir von Gott erwiesene Gnade ansah, und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigsten Gebete sagte ich zuweilen: „O lieber Gott, etwas aufs Zettelchen!“ Solche Ausdrücke, Ausbrüche der empfindlich-

lichsten Seelen, sind gleichsam Vertrauens-Geheimnisse zwischen Gott und der Seele. Ich habe wenige Menschen in der Welt gekannt, deren Schwachheiten ich nicht nach einem Umgange von drei Wochen (Stunden des Umgangs bloß gerechnet, welches wohl ein Vierteljahr im Kalender betragen konnte) ausgefunden hätte, und ich bin überzeugt worden, daß alle Verstellung nichts hilft gegen einen Umgang von drei Wochen; denn jede Befestigungskunst hat eine eigene Belagerungskunst für den, der sehen kann. Ich habe nie aus Gewinnsucht unrecht gehandelt, so wahr Gott lebt. Ich erinnere mich deutlich, daß ich einmal in meiner ersten Jugend ein Kalb zum apportiren abrichten wollte; allein ob ich gleich merkte, daß ich in den nöthigen Fertigkeiten merklich zunahm, so verstanden wir doch einander alle Tage weniger, und ich ließ es endlich ganz, und habe es nachher nie wieder versucht. Welch ein Unterschied, wenn ich die Worte: „Ehe denn die Berge wurden u. s. w.“ in meiner Kammer ausspreche, oder in der Halle von Westminsters Abtei! Ueber mir die feierlichen Gewölbe, wo der Tag immer in einer heiligen Dämmerung trauert, unter mir die Reste zusammengestürzter Pracht, der Staub der Könige, und um mich her die Trophäen des Todes! Ich habe sie hier und dort ausgesprochen; in meinem Schlafgemach haben sie mich oft erbaut; ich habe sie von Kindheit an nie ohne Rührung gebetet, aber hier durchlief mich ein unbeschreibliches, aber angenehmes Grauen; ich fühlte die Gegenwart des Richters, dem ich auf den Flügeln der Morgenröthe selbst nicht zu entrinnen vermöchte, mit Thränen, weder der Freude, noch des Schmerzes, sondern mit

Thrä-

Thränen des unbeschreiblichen Vertrauens auf ihn. Glaubt nicht, ihr, die ihr überall muthmaßt, und mehr muthmaßt als leset, daß ich aus modischer Schwermuth dieses dichte. Ich habe den Young nie ganz lesen können, als es Mode war, ihn zu lesen, und halte ihn noch jetzo für einen großen Mann, da es Mode ist, ihn zu tadeln. Ich habe etlichemal bemerkt, daß ich Kopfschmerzen bekam, wenn ich mich lange in einem Hohlspiegel betrachtete. Nichts aufgeschoben; alle Tage ein wenig; Pfennige gespart in allen Stücken; nicht zu viel auf einmal, und lieber ein wenig desto öfterer — das ist meinem Charakter am zuträglichsten, und wenn ich so nicht etwas ausrichte, so richte ich nichts aus. Es ist allezeit betrübt für mich, wenn ich bedenke, daß man in der Untersuchung mancher Dinge zu weit gehen kann, ich meine, daß sie unserer Glückseligkeit nachtheilig werden können. Eine Probe davon habe ich an mir. Ich wünsche, ich wäre in meinen Bemühungen, das menschliche Herz kennen zu lernen, minder glücklich gewesen. Ich verzeihe den Leuten ihre Bosheiten weit lieber, als vorher, das ist wahr; wenn jemand in Gesellschaft übel von mir redet, zumal wenn es nur geschieht, um die Gesellschaft zu belustigen, so kann ich ihm deswegen nicht im mindesten aufsäßig werden; ich mache mir, im strengsten Verstande, nichts daraus, nur muß es nicht mit wallendem Blute und Hitze geschehen, oder grobe Verläumdung seyn, die glaube ich nicht zu verdienen. Hingegen ist mir auch zu wenig an dem Lobe der Leute gelegen; ihr Neid wäre allenfalls das einzige, was mich noch freuen würde. Das sollte in der Welt nicht seyn.

Also

Also ist auch hier harmonischer Wachsthum des ganzen Erkenntniß-Systems nöthig; wo ein Theil zu sehr kultivirt wird, da führt es am Ende immer auf kleines oder großes Unheil hinaus. Ich habe es sehr deutlich bemerkt, daß ich oft eine andere Meinung habe, wenn ich liege, und eine andere, wenn ich stehe; zumal wenn ich wenig gegessen habe und matt bin. Ich habe öfters des Nachts über einen Einfall lachen müssen, der mir am Tage schlecht oder gar frevelhaft vorkam. Die Gesichter der gemeinen Leute auf der Straße zu sehen, ist jederzeit eins meiner größten Vergnügen gewesen. Keine Zauberlaterne kommt diesem Schauspiel bei. Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Abergiaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe, und in Einem Tage hundert Dinge zum Orakel mache. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik? Ist es aber nicht in der menschlichen Natur gegründet, und nur bei mir monströs geworden, ausgedehnt über die Proportion natürlicher Mischung, die an sich heilsam ist? Ja, meinen Aberglauben recht auseinander zu setzen z. B. daß, wenn ein frisch angesteckes Licht wieder ausgeht, ich meine Reise nach Italien daraus beurtheile. Dieß ist ein sehr merkwürdiger Umstand in meinem Leben und in meiner Philosophie. Ich bin sehr abergläubisch; allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde still steht. Es ist der Körper meiner Philosophie, und ich danke Gott, daß er mir eine Seele gegeben hat, die dieses korrigiren kann. Dinge,

die

die mich vorzüglich zum Lächeln bringen konnten, waren z. B. die Idee einiger Missionarien, einen ganzen Hof voll Proselyten mit der Feuerspritze zu taufen; und dann, daß einmal ein Schüler die Stelle aus dem Horaz: Pallida mors equo pulsat pede etc. übersetzte: „Der Tod mit seinem Pferdefuß.“ Ach Gott! wenn man doch nur in der Welt immer lernen könnte, ohne beobachtet zu werden. Was für ein himmlisches Vergnügen gewährte mir nicht Astrognosie in meiner Jugend. Du gerechter Gott! ich kenne keine schönere Zeiten, es sind die vergnügtesten meines Lebens. Der Neid und die Spötterei anderer, die hier und da etwas mehr wissen, ist unerträglich. Wie selig lebte ich damals! Jetzt, da alles, was ich thue, beobachtet wird, und von manchem, der nicht die Hälfte von mir werth ist, und eine bloß auswendig gelernte Bemerkung meinem ursprünglichen Bestreben entgegensetzt, werde ich ausgelacht. Man sollte doch unterscheiden lernen zwischen dem, was ein Mann selbst gedacht hat, und dem, was einer abschreibt. Das schlimmste ist, daß ich in meiner Krankheit gar die Dinge nicht mehr denke und fühle, ohne mich hauptsächlich mit zu fühlen. Ich bin mir in allem des Leidens bewußt, alles wird subjektiv bei mir, und zwar bezieht sich alles auf meine Empfindlichkeit und Krankheit. Meine Hypochondrie ist eigentlich eine Fertigkeit, aus jedem Vorfalle des Lebens, er mag Nahmen haben, wie er will, die größtmöglichste Quantität Gift zu eigenem Gebrauche auszusaugen. Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, die da ist, um mich mein Leiden und meine Krankheit auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen. Ein pa-

thologischer Egoist! Es ist ein höchst trauriger Zustand. Hier muß ich sehen, ob noch Kraft in mir ist, ob ich dieses überwältigen kann; wo nicht, so bin ich verloren. Allein, diese Krankheit ist mir schon zur andern Natur geworden. Wenn mir nur eine Arzenei das erste Differenzial von Stoß gäbe! Pusillanimität ist das rechte Wort für meine Krankheit. Aber wie nimmt man sich die? Dieß zu lehren, würde Ehrensäulen verdienen. Wenn es der Himmel für nöthig und nützlich finden sollte, mich und mein Leben noch einmal aufzulegen, so wollte ich ihm einige nicht unnütze Bemerkungen zur neuen Auflage mittheilen, die hauptsächlich die Zeichnung des Porträts und den Plan des Ganzen angehen. Seit der Mitte des Jahres 1791 regt sich in meiner ganzen Gedankenökonomie etwas, das ich noch nicht recht beschreiben kann. Ich will nur einiges davon anführen, um künftig aufmerksamer darauf zu werden, nemlich ein außerordentliches, fast zu schriftlichen Thätigkeiten übergehendes Mißtrauen gegen alles menschliche Wissen, Mathematik ausgenommen: und was mich noch an das Studium der Physik fesselt, ist die Hoffnung, etwas dem menschlichen Geiste nützliches aufzufinden. Ein großer Fehler bei meinem Studiren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere Etage nicht ausbauen konnte, ja ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genöthigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute, aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bei schlimmem Wetter nicht hinein regnete. So geht es gar manchen! Ich habe den Weg zur Wissenschaft gemacht,

wie

wie die Hunde, die mit ihrem Herrn spazieren gehen: hundertmal denselben vorwärts und rückwärts, und als ich ankam, war ich müde. Wenn ich in irgend etwas eine Stärke besitze, so ist es die im Ausfinden von Aehnlichkeiten, und dadurch im Deutlichmachen dessen, was ich vollkommen verstehe. Hierauf muß ich also vorzüglich denken. Ich habe überhaupt sehr viel gedacht, viel mehr als ich gelesen habe. Es ist mir daher sehr vieles unbekannt, was die Welt weiß, und so irre ich mich auch oft, wenn ich mich in die Welt mische, und dieses macht mich schüchtern. Könnte ich das alles, was ich zusammengedacht habe, so sagen, wie es in mir ist, nicht getrennt, so würde es gewiß den Beifall der Welt erhalten. Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten. Der Prokrastinateur, der Aufschieber, ein Thema zu einem Lustspiel; das wäre etwas für mich zu bearbeiten. Aufschieben war von je her mein größter Fehler. Bei aller meiner Bequemlichkeit bin ich doch immer in der Kenntniß meiner selbst gewachsen, ohne eben die Kraft zu haben, mich zu bessern. Ja, ich habe mich öfters für alle meine Indolenz dadurch entschädigt gehalten, daß ich dieses einsah, und das Vergnügen, das mir die genaue Bemerkung eines Fehlers an mir machte, war oft größer, als der Verdruß, den der Fehler selbst bei mir erweckte. So sehr viel mehr galt bei mir der Professor, als der Mensch. Der Himmel führt seine Heiligen wunderlich. Wo Vorsorge unnütz war, da hatte ich sie; wo sie aber hätte nützlich seyn können, trat der Leichtsinn ein. Kommt

Zeit, kommt Rath, dachte ich, und that nichts — ein Charakter, der sehr viel gemeiner ist, als man glaubt. Ich lese die Psalmen Davids sehr gern. Ich sehe daraus, daß es einem solchen Manne zuweilen eben so ums Herz war, wie mir, und wenn ich sehe, daß er nach seinem großen Leiden wieder für Errettung dankt, so denke ich, vielleicht kommt die Zeit, wo du auch für Errettung danken wirst. Es ist gewiß ein Trost, zu sehen, daß es einem großen Manne in einer höheren Lage nicht besser zu Muthe war, als einem selbst, und daß man doch nach tausenden von Jahren von ihm spricht, und sich an ihm tröstet. Nachdem ich vieles menschenbeobachterisch und mit vielem schmeichelhaften Gefühl eigener Superiorität aufgezeichnet und in noch feinere Worte gesteckt hatte, fand ich am Ende, daß gerade das das Beste war, was ich ohne alle diese Gefühle so ganz bürgerlich niedergeschrieben hatte. Ich habe mirs zur Regel gemacht, daß mich die aufgehende Sonne nie im Bette finden soll, so lange ich gesund bin. Es kostete mich nichts, als den Entschluß; denn ich habe es bei Gesetzen, die ich mir selbst gab, immer so gehalten, daß ich sie nicht eher festsetzte, als bis mir die Uebertretung fast unmöglich war. O! ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich beim Aufgange der Sonne empfinden sollte und wollte, und nichts empfand, aber mit dem Kopfe bald gegen diese, bald gegen die andre Schulter gesenkt, und mit blinzenden Augen zuweilen vieles von Empfindung sprach, und damit nicht bloß andere, sondern sogar mich selbst betrog. Wenn ich doch Kanäle in meinem Kopfe ziehen könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrathe zu befördern! Aber

da liegen sie zu hunderten, ohne einander zu nützen. Ich fieng erst gegen das Ende meines Lebens an, zu arbeiten, und mein bischen Witz aufs Profitchen zu stecken. Wenn ich ehedem in meinem Kopfe nach Gedanken oder Einfällen fischte, so fieng ich immer etwas; jetzt kommen die Fische nicht mehr so. Sie fangen an, sich auf dem Grunde zu versteinern, und ich muß sie heraushauen. Zuweilen bekomme ich sie auch nur stückweise heraus, wie die Versteinerungen vom Monte Bolca, und flicke daraus etwas zusammen. Man klagt so sehr bei jedem Schmerz, und freut sich so selten, wenn man keine fühlt. Unter die letzte Klasse von Menschen gehöre ich nicht. Wenn ich so ganz keinen Schmerz fühle, was zuweilen der Fall ist, wenn ich mich zu Bette lege, da habe ich diese Glückseligkeit so ganz empfunden, daß ich Freudenthränen weinte, und dieser stille Dank gegen meinen gütigen Schöpfer machte mich noch ruhiger. O! wer so sterben könnte! In meinem sechs und vierzigsten Jahre fieng ich an, die längsten und kürzesten Tage des Jahres mit einer Art von Interesse zu beobachten, das gewiß die Frucht dieses Alters war. Alle Merkmale der Vergänglichkeit bei Dingen außer mir waren mir Meilenzeiger meines eigenen Lebens. Und selbst diese höhere Weisheit (wie ich sie in diesen Jahren zu nennen beliebe) alles dieses zu bemerken, wurde verdächtig. Eine desultorische Lektüre ist jederzeit mein größtes Vergnügen gewesen. Bei meiner Nervenkrankheit habe ich sehr häufig gefunden, daß das, was sonst bloß mein moralisches Gefühl beleidigte, nun in das physische übergieng. Als jemand einmal sagte: „Mich soll Gott tödten" wurde mir so übel, daß ich dem Men-

schen auf eine Zeitlang die Stube verbieten muste. Es schicken wohl wenige Menschen Bücher in die Welt, ohne zu glauben, daß nun jeder seine Pfeife hinlegen, oder sie anzünden würde, um sie zu lesen. Daß mir diese Ehre nicht zugedacht ist, sage ich nicht bloß, denn das wäre leicht, sondern ich glaube es auch, welches schon etwas schwerer ist, und erlernt werden muß. Autor, Setzer, Korrektor und Censor mögen es lesen, vielleicht auch der Recensent, wenn er will, das sind also von tausend Millionen gerade fünf. Es giebt für mich keine gehässigere Art Menschen, als die, welche glauben, daß sie bei jeder Gelegenheit ex officio witzig seyn müßten. Ich schickte meiner lieben Frau aus dem Garten eine künstliche Blume aus abgefallenen bunten Herbstblättern; es sollte mich in meinem jetzigen Zustande darstellen. Ich ließ es aber nicht dabei sagen. Ach! das waren noch gute Zeiten, da ich noch alles glaubte, was ich hörte. O wie oft habe ich der Nacht gebeichtet, in der Hoffnung, daß sie mich absolviren würde; und sie hat mich nicht absolvirt. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich gestorben war, ehe ich geboren wurde, und durch den Tod wieder in jenen Zustand zurückkehre. Es ist ein Glück in mancher Rücksicht, daß diese Vorstellung nicht zur Deutlichkeit gebracht werden kann. Wenn auch der Mensch jenes Geheimniß der Natur errathen kann, so wäre es doch sehr gegen ihr Interesse, wenn er es beweisen könnte. Sterben und wieder lebendig werden mit Erinnerung seiner vorigen Existenz, nennen wir ohnmächtig gewesen seyn; wieder erwachen mit andern Organen, die erst wieder gebildet werden müssen, heißt geboren werden. Unter al-

len

len Ueberſetzungen meiner Werke, die man unternehmen wollte, erbitte ich mir ausdrücklich die hebräiſche.

Witzige und ſatiriſche Einfälle und Bemerkungen.

Barrere erzählt in ſeinem Werk über Guiana, daß die Wilden keinen in ihre Geſellſchaft aufnehmen, bevor er nicht eine Menge harter Proben ausgeſtanden, und ſich tüchtig gezeigt hat, Hunger und Durſt zu leiden, ſich von großen Ameiſen, Weſpen, Fliegen und anderm Ungeziefer auf das heftigſte ſtechen, und ſich an verſchiedenen Stellen Schnitte in den Leib machen zu laſſen, kurz, die empfindlichſten Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit und Geduld zu ertragen. Das iſt doch mehr, als das Magiſterwerden bei uns. — Geſpräch. A. Ja die Nonnen haben ſich nicht allein durch ein ſtrenges Gelübde der Keuſchheit, ſondern auch noch durch ſtarke Gitter vor ihren Fenſtern verwahrt. B. O durch das Gelübde wollten wir wohl kommen, wenn wir nur durch die Gitter wären. — Die Regeln der Grammatik ſind bloße Menſchenſatzungen; daher auch der Teufel ſelbſt, wenn er aus beſeſſenen Leuten geredet, ſchlecht Latein geredet, wie man das in der Geſchichte des Urban Grandier in Pitavals merkwürdigen Rechtshändeln mit mehrerem nachleſen kann. — Das Bekehren der Miſſethäter vor ihrer Hinrichtung läßt ſich mit einer Art von Mäſtung vergleichen. Man macht ſie geiſtlich fett, und ſchneidet ihnen hernach die Kehle ab, damit ſie nicht wieder abfallen. — Man hat ſo viele Anweiſungen, den Wein recht zu bauen, und

noch

noch keine, ihn recht zu trinken. Er wächst nur gut unter dem Schutz eines sanften Himmels, und ähnliche Seelen müssen diejenigen haben, die ihn am besten trinken. Derjenige, der mehr als eine Bouteille trinkt, ohne entweder französisch, oder von seinem Mädchen zu sprechen, ohne mich seiner Freundschaft zu versichern, ohne zu singen, ohne irgend ein kleines Geheimniß zu verrathen u. s. w., und der, der beim vierten Glase mich hitzig fragt, ob ich ihn nicht für einen braven Kerl halte, alle kleinen Scherze krittlich abwägt, kurz, der Unglückliche, der beim Wein immer Schläge haben will, und sehr oft auch bekommt, thäten beide weiser, wenn sie Wasser tränken. — Es wäre vielleicht gut, wenn Redner sich Einen hohen Absatz am Schuh machen ließen, um im Fall der Noth sich auf einmal viel größer zu machen. Diese Figur müßte, zur rechten Zeit gebraucht, von unglaublicher Wirkung seyn. — Vertheidigung eines schlechten Autors. Darf man Schauspiele schreiben, die nicht zum schauen sind, so möchte ich sehen, wer mir wehren wollte, ein Buch zu schreiben, das nicht zum lesen ist. — Ueber die Horazische Regel: Nonum prematur in annum. Ich sehe nicht, warum, da der Autor selbst nur neun Monate in Mutterleibe gelegen hat, sein Buch neun Jahre im Pulte liegen soll? Oder werden die Gedanken besser, wenn sie lange liegen? Man kann sich nichts Einfältigers denken. Mich wundert es gar nicht, wenn ein Staat mit solchen Gesetzen nicht bestehen kann. Gottlob kenne ich auch keine Provinz in Deutschland, wo die Gelehrten ihre Werke neun Jahre liegen ließen. Doch sind mir Beispiele bekannt,

kannt, wo Richter die Horazische Regel befolgt haben. Sie ließen nemlich die Prozesse neun Jahre lang liegen, aber am Ende wurden sie gemeiniglich schlechter entschieden, als in den Ländern, wo man sie aus dem Stegreife entscheidet. — Jeder arme Teufel sollte wenigstens zwei ehrliche Nahmen haben, damit er den einen daran wagen könnte, um den andern ins Brod zu bringen. So haben Schriftsteller anonymisch geschrieben. Man könnte sich dann mit dem einen noch wehren, wenn der andere abgeschnitten wäre. — Ich habe Leute gekannt, die haben heimlich getrunken, und sind öffentlich besoffen gewesen. — Sie streichen die Postwagen roth an, als die Farbe des Schmerzes und der Marter, und bedecken sie mit Wachslinnen, nicht, wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen (denn die Reisenden haben ihren Feind unter sich, das sind die Wege und der Postwagen) sondern aus derselben Ursach, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht, damit nemlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schneiden. — Eine einzige Seele war für seinen Leib zu wenig, er hätte zweien genug zu thun geben können. — Auf die Frühlingsdichter. Es ist mit ihren Versen, wie mit den Krebsen; sie taugen nur in den Monaten, in deren Nahmen kein r ist. — Der große Geist. Er hatte die Eigenschaften der größten Männer in sich vereinigt: er trug den Kopf schief, wie Alexander, hatte immer etwas in den Haaren zu nisteln, wie Cäsar, konnte Kaffee trinken, wie Leibnitz, und wenn er einmal recht in seinem Lehnstuhl saß, so vergaß er Essen und

Trin-

Trinken darüber, wie Newton, und man mußte ihn, wie diesen wecken; seine Perücke trug er, wie Dr. Johnson, und ein Hosenknopf stund ihm immer offen, wie dem Cervantes. — Versuch über die Nachtwächter. Ich selbst bin ein Nachtwächter, meine Herren, zwar nicht von Profession, sondern ein Dilettant. Ich kann nemlich des Nachts nicht schlafen, und habe es darin, so wie Dilettanten gemeiniglich, ohne Prahlerei zu reden, weiter gebracht, als die meisten von Profession. — Es ist, als ob unsere Sprachen verwirrt wären. Wenn wir einen Gedanken haben wollen, so bringen sie uns ein Wort, wenn wir ein Wort fordern, einen Strich, und wo wir einen Strich erwarteten, steht eine Zote. — Eine lustige Situation wäre folgende zwischen zwei Komplimentenmachern; sie müssen zugleich sprechen, sie verstehen sich nicht, und jeder will dem andern zu Gefallen reden: A. Ich dächte, dieses wäre sehr nöthig. B. Ich dächte, dieses wäre sehr unnöthig. A. Erlauben Sie gütigst, ich wollte sagen unnöthig. B. Verzeihen Sie gütigst, ich wollte sagen nöthig. — Eine Scene aus dem Duodrama zweier Zwillinge im Mutterleibe. A. Hast du gestern gehört, was die Hebamme gesagt hat? B. Nein, ich habe geschlafen; was sagte sie denn? A. Es würde nun nicht über acht Tage währen, so sollte der kleine Junge heraus. B. Horch, ich höre wieder Musik; wenn nur die Mutter nicht tanzt! Ich habe mir bei dem letzten Ball hier die Hüfte verrenkt, das thut mir abscheulich weh. A. Und ich stieß mir die Nase aufs Knie, daß ich sie gar nicht mehr finden kann; und der Himmel weiß,

was

was die Mutter getrunken hat, höre, Bruder, ich war pudeldick. Du kannst gar nicht glauben, was mir da seltsam ward. Die Kugeln zu beiden Seiten der Nase sind auch Ohren, Bruder; ich hörte Worte damit, die ich nicht sprechen kann, denn wenn ich sie sprechen will, so höre ich sie nur mit den Seitenohren. B. O das habe ich oft; ich stieß mich neulich an eins der Vorderohren, da hörte ich ein Wort, das klang wie spitz. — Vergleichung unsers neuern Styls mit den englischen Gärten. Jedermann muß wissen, wenn er es auch nicht fühlt, daß die englischen Gärten die vortreflichsten sind, so daß ich überzeugt bin, die Natur hat es schon hundertmal bereut, daß sie den Schafhauser Wasserfall nicht gerade den Ruinen von Palmyra gegenüber, und den Montblanc auf die Lüneburger Haide gesetzt hat, wodurch nicht allein jene ganze Gegend, sondern auch hauptsächlich der Prospekt vom Baumhause zu Hamburg gewonnen haben würde. Nun aber betrachte man einmal die englischen Gärten. Da schlängelt sich ein angenehmer Weg von einer Viertelmeile nach einem Gartenhause hin, das kaum einen Büchsenschuß vor uns liegt; eben so führen uns unsere Schriftsteller nach ihrem Gegenstande hin. So wie dort zu beiden Seiten die herrlichsten Lorbeerbäume, das mit Trotteln behangene Liburnum, der reizende Tulpenbaum und die schöne Akacia unter der deutschen Eiche steht, so wandelt hier Herz und Ohr durch die sanftesten Sentenzenmischungen in angenehmer Ungewißheit dahin, ob wir den polirten Zögling von Versailles, oder einen von Herrmanns Adjutanten sprechen hören; es stehen da jonische Wörter ne-

ben altbrittischen, und Lemgo und Rom umarmen sich. Dort sieht man hinter Brombeeren und ausländischem Unkraut den Wolken spornenden Obelisk emporsteigen, gerade so wie hier unter dem angenehmsten verworrenen Räsonnement, sich die asiatische Periode in einen Schluß erhebt, den man da nicht suchen sollte. Und so wie dort die schönsten übergoldeten Vasen aus Holz, die schönsten Götterstatuen bei muthwilligen Faunen stehen, so steht hier die reizendste Prachtmoral umarmt von der lieblichsten Zote u. s. w. — Das Wort Laune wird heut zu Tage fast in einem so weitläuftigen Sinne gebraucht, als das Wort Butterbrod. — Die Zeitungsschreiber haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhms nennen, worin sie den ganzen Tag Porträts anschlagen und abnehmen, und ein Gehämmer machen, daß man sein eigenes Wort nicht hört. — Zu Zezu *) giebt es eine Art Puppen, die in ältern Zeiten gemacht worden sind, wogegen Vaucansons Ente und Flötenspieler bloße Nürnberger Waare ist. Die Kunst dergleichen zu verfertigen, verstehen die Einwohner nicht mehr, seitdem sie sich sehr stark bemühen, historisch genau zu wissen, was die Alten gewußt haben, ohne sich um die Erwerbung eben des Geistes der Alten sonderlich zu bekümmern. Ich habe sie öfters auf der Straße gehen sehen, und allemal, ehe ich es wußte, und noch oft nachher, für wahre Menschen gehalten. Die Verehrung gegen diese Puppen geht so weit, daß man einigen sogar Ehren-

*) Der Nahme einer erdichteten Insel, deren Geschichte zu schreiben Lichtenberg einmal Willens gewesen seyn mag.

Ehrentitel gegeben hat. So hatte z. B. eine, die sehr leserlich schreiben konnte: Es lebe der Fürst, den Titel eines geheimen Kabinetssekretärs bekommen; und eine andere, die eine kleine Elektrisirmaschine beständig leierte, hieß Professor der Physik und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. — Ein Philosoph auf der Insel Zezu hatte die Frage aufgeworfen: Wenn sich ein Mensch in einen Ochsen verwandeln könnte, ob das als ein Selbstmord anzusehen, und der Ochse straffällig wäre? — Herkules wird mit einer Löwenhaut gemalt, um seine Thaten anzudeuten; unsere Jäger müßte man mit einem Hasenfell über dem Kopf malen, und unsere kritischen Herkulesse mit dem Fell eines armen Dichters, dem man, um es kenntlich zu machen, noch einige Lorbeerblätter um den Kopf, und eine Feder hinter dem Ohre lassen könnte. — Die Bewegungsgründe, woraus man etwas thut, könnten so wie die zwei und dreißig Winde geordnet, und ihre Nahmen auf eine ähnliche Art formirt werden z. B. Brod: Brod: Ruhm, oder Ruhm: Ruhm: Brod. — Es macht den Deutschen nicht viel Ehre, daß einen anführen (was sonst mit anleiten synonym ist) so viel heißt, als einen betrügen. Sollte das nicht ein Hebraismus seyn? — Ich weiß gar nicht, was ihr Leute wollt; ich bin gar nicht einmal Willens, ein großer Mann zu werden, und das hättet ihr mich wenigstens vor der Hand erst fragen müssen. Meint ihr denn, um einem Sünder einmal mit der Geißel über den Wirbel zu hauen, müsse man eine Löwenstärke besitzen? Man braucht kein großer Mann zu seyn, um jemanden die Wahrheit zu sagen, und ein Glück für uns,

daß

daß auch der arme Teufel Wahrheiten sagen kann. — Der Mann hatte so viel Verstand, daß er fast zu nichts mehr in der Welt zu gebrauchen war. — Dieses ist eine Theorie, die, meines Erachtens in der Psychologie eben das vorstellt, was eine sehr bekannte in der Physik ist, die das Nordlicht durch den Glanz der Heringe erklärt. — Wir sind so albern, daß wir immer auf das Natürliche dringen; andere Nationen sind klüger. In London heißt he is a natural nicht ein Haar weniger als, er ist ein dummer Teufel, und wer weiß nicht, daß natürlicher Sohn so viel ist, als eheloser Bastard, und daß dergleichen Menschen in vielen Ländern Deutschlands von allen Ehrenstellen ausgeschlossen sind, wozu nur die unnatürlichen gelangen können? — In den glücklichen Zeiten der Barbarei, da hatte man doch noch Hoffnung, einmal mit der Zeit ein guter Christ zu werden. Man durfte nur regelmässig in die Kirche gehen, und dem lieben Gott von allem, was er einem gab, wieder etwas zurückgeben, dessen Besorgung noch dazu die Geistlichkeit übernahm. Aber heut zu Tage ist es kaum mehr möglich, diesen Titel zu erlangen. In eben diesem goldnen Alter war es, wo man noch etwas auf ein geistliches Buch hielt. Eine Gräfinn von Anjou bezahlte für ein Homiliarium des Bischofs Haimo zu Halberstadt zweihundert Schafe, fünf Malter Waizen, und, glaube ich, eben so viel Malter Rogken und Hirsen. Zweihundert Schafe für einen Band Homilien, das klingt doch noch wie ein pro labore. Aber fragt einmal jetzt einen Halberstädtischen Domherrn, was man für seine empfindsamen Predigten kriegt? Keine Hammelskeule. — Vertheidigung un-

unserer Odensänger. Menschenverstand ist eine herrliche Sache, allein das unbeholfenste, unbrauchbarste Ding von der Welt bei solchen Gelegenheiten, wo man ihn nicht nöthig hat. Wer sagt euch denn, daß ihr ihn brauchen sollt, wenn ihr eine Ode lesen wollt? Sie sind bei schlummerndem Menschenverstande geschrieben, und ihr beurtheilt sie bei wachendem. Mit einem Wort, das rechte Werk ist da, aber ihr bringt den rechten Kopf nicht mit. „Horaz, sagt ihr, hätte ganz andere Oden geschrieben, es wären Zeilen darin, die bewundere man immer mehr, je älter man würde, und je öfterer man sie läse, da hingegen die meisten deutschen Oden immer einfältiger klängen, je öfterer man sie wiederholte.“ Kann man sich eine malitiösere, Liscovischere Art sich zu erklären ausfinnen? Ich glaube, einem steinernen Apostel müßte die Geduld ablaufen. Ihr Haubenstöcke, wer sagt euch denn, daß ihr unsere Odensänger mit dem Horaz vergleichen sollt? Was? Horaz lebte an einem der ersten Höfe der Welt, und in einer Stadt, die das Herz des menschlichen Geschlechts genannt werden könnte, da konnten die Gassenbuben das Quicquid agunt homines auf jedem Kirchhof oder hinter jeder Mauer sehen, wenn sie nur die Augen aufthun wollten. Da war es freilich eine gewaltige Kunst, den Menschen zu kennen. Wahrheiten, bei deren Erforschung wir jetzt alle unsere Physiognomik aufbieten, und bei deren Bewunderung uns die Augen über- und die Nasenlöcher aufgehen — wißt ihr, was die in Rom waren? Kaffeediskurse, nichts weiter; Dinge, über die jeder Betrüger noch funfzig Staffeln hinausgehen mußte, wenn er seine Künste spielen

len wollte. Ich hätte fast Lust, die feinen Herren, die unsere Almanachssänger mit dem Horaz messen können, und gewiß mit mehrerm Recht, mit gewissen Originalköpfen zu vergleichen, die in Celle in einem gewissen Hause eingeschlossen sitzen. Einfältige Streiche! Unsere Odendichter sind meistens junge, unschuldige Tröpfe, die in kleinen Stadten leben, und singen, wo alle Einwohner einerlei hoffen, einerlei fürchten, einerlei hören, und einerlei denken; wo zwanzig Köpfe in einer Gesellschaft immer für Einen gelten; Leute, die aus Dichterlesen Dichter werden, so wie man aus Büchern schwimmen, oder aus Rugenda's Bataillen die Kriegskunst lernt; unerfahrne Menschen, davon jeder etwa ein Dutzend eigene und zwei Dutzend geborgte Ideen baar liegen hat — da läßt sich damit über die Welt handeln. Außerdem giebt es ja zweierlei Oden: gelehrte, für Geist und Ohr, und ungelehrte, für das Ohr allein, und zu den letztern braucht man kaum einmal vom Weibe geboren zu seyn. Wenn man etwas Sylbenmaaß in den Ohren hat, und dabei zwanzig bis dreißig Oden als Stimulantia liest, so möchte ich das Gesicht von dem Sterblichen sehen, der nicht eine Ode wiederhallen könnte, die jeden poetischen Primaner zur Bewunderung hinrisse. Kurz, solche Kompositionen muß man gar nicht mit dem Maaßstabe messen, mit dem man Hagedorns, Uzens und Ramlers Oden mißt; sie gehören zu einer ganz andern Klasse von Komposition, und sind das in der Poesie, was Jakob Böhms unsterbliche Werke in Prose sind, eine Art von Pickenick, wobei der Verfasser die Worte, und der Leser den Sinn stellen. Will dieser nicht, oder kann er nicht,

gut,

gut, so läßt ers bleiben; zu einem solchen Kränzchen finden sich immer Leute. — Es ist keine Kunst, etwas kurz zu sagen, wenn man etwas zu sagen hat, wie Tacitus. Allein wenn man nichts zu sagen hat, und schreibt dennoch ein Buch, und macht gleichsam die Wahrheit selbst mit ihrem ex nihilo nihil fit zur Lügnerinn, das heiße ich Verdienst. — Nachdem wir nun die Natur durchaus kennen, so sieht ein Kind ein, daß ein Versuch weiter nichts ist, als ein Kompliment, das man ihr noch macht. Es ist eine bloße Ceremonie; wir wissen ihre Antworten schon vorher. Wir fragen die Natur um ihren Konsens, wie die großen Herren die Landstände. — Wenn ich die Genealogie der Dame Wissenschaft recht kenne, so ist die Unwissenheit ihre ältere Schwester. Und ist denn das so etwas himmelschreiendes, die ältere Schwester zu nehmen, wenn einem die jüngere auch zu Befehl steht? Von allen, die sie gekannt haben, habe ich gehört, daß die älteste ihre eigenen Reize habe; daß sie ein fettes, gutes Mädchen sei, die eben deswegen, weil sie mehr schläft, als wacht, eine vortrefliche Gattinn abgiebt. — Nachahmung der englischen Cross-readings.*) Gestern disputirte unter dem Vorsitze des Herrn Leibmedikus ... Ein Hengstfüllen mit einem weisen Pleß vor dem Kopf. — Es wird eine Köchinn gesucht,

*) Man muß sich vorstellen, das Lesen geschehe in einem öffentlichen Blatte, worin so wohl politische, als gelehrte Neuigkeiten, Avertissements von allerlei Art u. s. w. anzutreffen sind; der Druck jeder Seite sei in zwei oder mehrere Kolumnen getheilt, und man lese die Zeilen quer durch, aus einer Kolumne in die andere.

sucht, die mit Backwerk umzugehen weiß... Zu zwei Personen eingerichtet, nebst etwas Kellerraum. — Ein junger starker Kerl, der schon als Reitknecht gedient ... Vertreibt Vapeurs und Mutterzufälle in kurzer Zeit. — Heute wurde Frau N. von Zwillingen entbunden ... Wer auf zehn pränumerirt, kriegt eins umsonst. — Dem Förster zu W. ist gestern ein junges Rind von der Weide entlaufen ... Um künftigen Sonntag seine Antrittspredigt zu halten. — Neulich gab der Kurfürst dem Kapitel ein splendides Diner ... Drei Personen wurden gerettet, die übrigen ersoffen. — Die drei Damen, deren gestern Erwähnung geschehen ... Können immer eine Stunde vor der Auktion besichtigt werden. — Am dreizehnten dieses schlug der Blitz in die hiesige Kreuzkirche ... Und setzte Tages drauf seine Reise weiter fort. — Die Vermählung des Grafen von P. ist glücklich vollzogen worden ... Es hat aber Gottlob! nicht gezündet. — Die neue Galanteriekrämerinn am Markte verkauft ... Schnupfen, Kopfweh und andere Zufälle. — Gespräch zwischen mir und dem französischen Sprachmeister L., der ein versteinertes Gehirn gefunden haben wollte. Sprachm. Hier, Herr Professor, habe ich ein versteinertes Menschengehirn auf dem Hainberge gefunden; das ist wirklich eine große Seltenheit. Ich. Ja, so wie überhaupt Versteinerungen von Dingen, die leicht faulen. Allein die Menschen, die dergleichen gefunden haben wollen, sind gar keine Seltenheit. Ich habe sogar jemanden gekannt, der einen versteinerten Butterweck gefunden haben wollte. Sprachm. Wollen Sie mir dieses rare Stück nicht abkaufen? Vous l'au-

l'aurez par un ducat. Ich. Mein lieber Herr L., folgen Sie meinem Rathe, und werfen Sie den Stein weg; es ist ein gemeiner, im Wasser abgerundeter Stein. Sprachm. O Sie sind schon so oft so gütig gegen mich gewesen . . Vous l'aurez pour un ecu. Je n'ai pas un sou. Ich. Hier haben Sie einen halben Gulden, den schenke ich Ihnen; aber nehmen Sie den Stein mit. Sprachm. O Sie kennen ja den Herrn Hofrath H. gut, empfehlen Sie mich doch; vielleicht wird dieses pretiöse Stück für das Kabinet gekauft. (Hier gieng mir die Geduld aus) Ich. (heftig) Hören Sie, lassen Sie mich mit Frieden; wenn Sie aber sagen wollen, das, was Sie hier in der Hand halten, sei Ihr eigenes Gehirn, so will ich sehen, was ich für Sie thun kann; denn so klingt doch die Sache noch plausibel. (Hier machte ich die Thür auf) — Der Schuh und der Pantoffel, eine Fabel. Ein Schuh mit einer Schnalle redete einen Pantoffel, der neben ihm stand, also an: Lieber Freund, warum schaffst du dir nicht auch eine Schnalle an? es ist eine vortrefliche Sache. Ich weiß in Wahrheit nicht einmal, wozu die Schnallen eigentlich nützen, versetzte der Pantoffel. Die Schnallen! rief der Schuh hitzig aus, wozu die Schnallen nützen? das weißt du nicht? Ei, mein Himmel, wir würden ja gleich im ersten Moraste stecken bleiben. Ja, liebster Freund, antwortete der Pantoffel, ich gehe nicht in den Morast . . . .

A. Sie müssen sich nothwendig Cramers Er und über ihn anschaffen; es ist ein unentbehrliches Buch. B. Warum unentbehrlich? A. Ei mein Gott! Sie verstehen ohne dasselbe nicht eine Zeile in Klopstocks

Oden. B. Ja, mein Freund, ich lese Klopstocks Oden nicht. — Das Sprachrohr und der Mund, eine Fabel. Man würde dich gewiß nicht auf fünfhundert Schritte hören, sagte das Sprachrohr zum Munde, wenn ich nicht den Schall zusammenhielte. Und dich würde man nirgends hören, versetzte der Mund, wenn ich nicht spräche. . . . Ihr Geschichtschreiber, rückt den Helden nicht auf, daß ohne euch ihre glänzendsten Thaten nach hundert Jahren vergessen seyn würden; denn ohne diese glänzenden Thaten hätte man nie etwas von euch erfahren. — Ein etwas vorschnippischer Philosoph, ich glaube Hamlet, Prinz von Dänemark, hat gesagt, es gäbe eine Menge Dinge im Himmel und auf der Erde, wovon nichts in unsern Kompendien stünde. Hat der einfältige Mensch, der bekanntlich nicht recht bei Troste war, damit auf unsere Kompendien der Physik gestichelt, so kann man ihm getrost antworten: Gut, aber dafür stehen auch wieder eine Menge von Dingen in unsern Kompendien, wovon weder im Himmel noch auf der Erde etwas vorkommt. — Er hatte ein paar Warzen auf seiner Nase, die so saßen, daß man sie leicht für die Köpfe der Nägel hätte halten können, womit sie am Gesicht angeheftet war. — Ein Ball en Masque zum Besten der Armen. — Hochzeiten gehören unter die Fleischspeisen, da sie in den Fasten verboten sind. — Die metallischen Alter der Welt sind jetzt verkalcht. — Wenn die Menschen nicht nach den Uhren gehen, so fangen endlich die Uhren an, nach den Menschen zu gehen. — Das Buch, das in der Welt am ersten verboten zu werden verdiente, wäre ein Katalogus von verbotenen Büchern. — Weil er seine eigenen

Pflich-

Pflichten immer vernachläßigte, so behielt er Zeit genug übrig, zu sehen, wer von seinen Mitbürgern seine Pflichten vernachläßigte, und es der Obrigkeit anzuzeigen. — Harlequin will sich selbst ermorden, und nachdem er gegen jede Todesart etwas einzuwenden findet, entschließt er sich endlich, sich zu Tode zu kitzeln. — Andere lachen zu machen, ist keine schwere Kunst, so lange es einem gleich gilt, ob es über unsern Witz ist, oder über uns selbst. — Man macht jetzt so junge Doktoren, daß Doktor und Magister fast zur Würde der Taufnahmen gediehen sind. Auch bekommen die, denen diese Würden ertheilt werden, sie oft wie die Taufnahmen, ohne zu wissen wie. — Das Werkchen ist bei aller seiner Dicke so leer, daß man es fast für kein Buch, sondern für ein Futteral halten sollte (Charteke so viel als Chartae Theca) — Dieser Mann arbeitete an einem System der Naturgeschichte, worin er die Thiere nach der Form der Exkremente geordnet hatte. Er hatte drei Klassen gemacht; die cylindrischen, sphärischen und kuchenförmigen. — Man sollte, wenn man die Titel ansieht, wie sie ihren Werth verlieren, fast glauben, es wäre mehr Ehre in die Welt gekommen; so wie der Werth des Geldes fällt, wenn des Geldes zu viel wird. — Wenn einmal jemand dem größten Schelm in Deutschland hundert tausend Louisd'or vermachte, wie viele Prätendenten zur Erbschaft würden sich nicht finden! — Warum sollte das herrliche Sprüchwort nicht so gut vom geistlichen, als vom leiblichen Vermögen gelten: Mit vielem hält man Haus, mit wenigem kommt man auch aus? — Die menschliche Haut ist ein Boden, worauf Haare wachsen; mich wunderts, daß man noch

kein Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu besäen, um die Leute zu scheeren. — Ich sehe immer einen Soldaten mit seinem Bajonette als ein Argument an, und eine Revüe als eine logische Uebung, Menschen zu überzeugen, was sie sind. — Wenn sich Prügel schreiben ließen, schrieb einmal ein Vater an seinen Sohn, so solltest du mir gewiß dieses mit dem Rücken lesen, Spitzbube! — Der Vater. Mein Töchterchen, du weißt, Salomon sagt: Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht. Die Tochter. Aber, Papa, was muß ich denn thun, wenn mich die guten Buben locken? — Ja, der Herr Leibarzt war ein vortreflicher Mann, er besuchte jedermann, er mochte vornehm oder gering seyn, und wenn es um Mitternacht gewesen wäre. Man konnte mit Recht von ihm sagen, was Horaz von des Kaisers Augustus Leibarzte sagt: aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres. — Unter die größten Entdeckungen, auf die der menschliche Verstand in den neuesten Zeiten gefallen ist, gehört meiner Meinung nach wohl die Kunst Bücher zu beurtheilen, ohne sie gelesen zu haben. — „Die Antwort wird verbeten" was man so häufig unter die Trauerbriefe setzt, wäre unter den Recensionen recht schicklich. — Die schönen Weiber werden heut zu Tage mit unter die Talente ihrer Männer gerechnet. — A. Hat das Mädchen nicht einen herrlichen Busen! B. Ja wohl, das ist recht was Horaz ein bene praeparatum pectus nennt. — All hail, Macbeth! übersetzte einmal jemand durch: „Alle Hagel, Macbeth!" — Die Braut war pockengrubig, und der Bräutigam finnigt. Spötter sagten, wenn das Pärchen

nur

nur erst zusammengeschmiedet wäre, so gäben ihre Gesichter ein treffliches Waffeleisen. — Was ist für ein Unterschied zwischen einem Pastor und einem Arzt? Antwort: Der Pastor baut den Acker Gottes, und der Arzt den Gottesacker. — Ein Vater sagte: Der verfluchte Junge macht es gerade so wie ich; ich will ihn prügeln, daß er des Teufels wird. — Nachdem wir über anderthalb Stunden gegangen waren, befanden wir uns an der nemlichen Stelle, von welcher wir ausgegangen waren. Das ist eine verzweifelte petitio principii, rief ich aus. — Bei Ramsden sollen jetzt die Posaunen für den jüngsten Tag bestellt seyn, und man glaubt, daß, wenn ihm Gott Leben und Gesundheit bis dahin giebt, sie zur rechten Zeit fertig werden sollen. — Es giebt manche Leute, die nicht eher hören, als bis man ihnen die Ohren abschneidet. — Wenn es gegründet ist, was ein vortreflicher Kopf, der Abbe' Lechevalier, muthmaßte, daß der König Ludwig 16. durch den Einfluß der Royalisten hingerichtet sei, weil man dieß für das sicherste Mittel gehalten hätte, wieder einen König zu bekommen, so könnte man nicht unschicklich sagen, der König sei in usum Delphini hingerichtet worden. — Ich schätze Leute glücklich, die einen Vornahmen mit einem M haben, weil sie gleichsam natürliche Magistri sind. — Vergleichung zwischen einem Prediger und einem Schlosser. Der erste sagt: Du sollst nicht stehlen wollen; und der andere: Du sollst nicht stehlen können. — A. Dieß ist wohl ihre Frau Liebste? B. Um Vergebung, es ist meine Frau.

Witzi.

Witzige und komische Ausdrücke und Vergleichungen.

Er kann sich den ganzen Tag in einer warmen Vorstellung sonnen. — Sie sind so sehr unterschieden, als schwarz von weiß, also so sehr wie ein Perükenmacher von einem Schornsteinfeger. — Er speiste so herrlich, daß hundert Menschen ihr: Unser tägliches Brod gieb uns heute, davon hätte erfüllt werden können. — Man könnte ihn den Zaunkönig der Schriftsteller nennen. — Von dem Birkenbaum gilt oft mehr, als von den Künsten, das Ovidianische: Emollit mores nec sinit esse feros. — Es regnete so stark, daß alle Schweine rein, und alle Menschen dreckig wurden. — Die Störche und Kraniche können kaum so rar in England seyn, als die Louisd'or bei ihm. Zuweilen ließ sich ein halber Gulden so wie eine Märzschwalbe sehen, verschwand aber bald wieder. — Sie ist am furore Wertherino gestorben. — Die Thetis, die den Bakchus umarmt, wäre ein herrliches Schild für unsere Weinschenken. — Eine Vorrede könnte Fliegenwedel, und eine Dedikation Klingebeutel betitelt werden. — Der Herbst zählt der Erde die Blätter wieder zu, die sie dem Sommer geliehen hat. — Nicht alle, die Wohlgeboren sind, sind Wohlgestorben, oder im Reiche der Todten Hochedelgestorbene. — Wir haben mehr Titularphilosophen, als wirkliche. — Königlicher Hofblitzableiter, ein Titel. — Er war nicht so wohl Vater des Vaterlandes, als dessen Generalquartiermeister. — Er bekam die Hauptprügel, der Andere nur

das

das accessit. — Sein jüngerer Bruder kriegte seines besonderen Kopfes wegen eine kleine Stelle beim Theatro anatomico zu Göttingen. Nemlich er kam todt auf die Welt, und wird jetzt dort in Spiritus aufbewahrt. — Die Schulen, gelehrte Raspelhäuser. Er raspelte die auctores classicos seine ganze Lebenszeit durch. — Er setzte der Wache einen Louisd'or auf die Brust, und so entkam er glücklich. — Er hielt sehr viel vom Lernen auf der Stube, und war also gänzlich für die gelehrte Stallfütterung. — Die geschärfte Sokratische Methode, ich meine die Tortur. — Der berühmte Schwein- und nachherige Seelenhirt, Sixtus der Fünfte. — Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen. — Mein Aide de Camp, Adelungs Wörterbuch. — Etwas aus Ultracrepidamie thun.

Lichtenberg pflegte wöchentlich an seinen Bruder zu schreiben. Da gleiche Liebe zur Physik sie wissenschaftlich verband, so theilte er ihm zugleich alles dahin einschlagende mit. Aber überhaupt eröffnete er ihm sein Herz; nichts begegnete ihm, nichts gieng in seinem Innern vor, wovon er diesem Bruder nicht Rechenschaft gab. Seit seiner Ehe enthielt jeder dieser Briefe zugleich sicher etwas Zärtliches über seine Frau. Er hatte erst in seinen vierziger Jahren geheirathet. Seine Wahl erregte anfangs bei seinen entfernten Freunden einiges Bedenken, da seine Gattinn von geringem Stande, und vorher in Diensten bei ihm gewesen war; aber der scharfsichtige Menschenkenner hatte nicht fehl gegriffen. Seine treffliche, achtungswerthe

werthe Gattinn gewährte ihm das Glück der zufriedensten Ehe, die sich nur denken läßt, und nur durch die stillen Freuden, die sie als Frau und Mutter in sein Leben brachte, wurde seine Einsamkeit in der letzten Periode für ihn nicht nachtheilig, sondern das Gegentheil. Ihre Anhänglichkeit wurde aber auch von ihm mit der größten und dauerndsten Dankbarkeit erkannt. Einen Blick in sein schönes häusliches Verhältniß mag ein Brief thun lassen, in welchem er seinem Bruder in Gotha die Geburt seiner jüngsten Tochter meldet. „Der Himmel hat am vergangenen Sonnabend unsre kleine Heerde wieder mit einem Mutterschäfchen vermehrt. Ich schreibe dieses mit Empfindungen, die mir kaum noch die Fähigkeit dazu lassen. Sprechen würde ich nicht können, wenn ich Dir dieses in der Wochenstube vor dem Bette sagen sollte. Die Güte, die Geduld und das Vertrauen auf den Himmel bei dieser vortreflichen Frau, und unsere wechselseitige Liebe und Freundschaft, die täglich wächst, sind nicht für Worte. Sie so wohl als das Kind sind so gesund, als es nur möglich ist. Als ich ihr den liebevollen Schluß Deines Briefes vorlas, drückte sie mir die Hand, und wendete ihr Gesicht ab, um ihre Freudenthränen zu verbergen. Ich bin überzeugt, der Himmel wird sorgen. Sparen und Arbeiten muß freilich ordre du jour seyn, und in der Welt giebt es dazu für Menschen von Gefühl kein größeres Reizungsmittel, als Kinder und eine solche Ehe, von der noch gestern gesagt wurde, sie habe wohl nicht viele ihres gleichen in der Welt. Der Antheil, den alle gute Menschen deswegen an unserm Schicksale nehmen, ist unbeschreiblich. Frieden und häusliches Vergnügen

den

den ganzen Tag; Liebe für unsere Kinder und unserer Kinder für uns; keinen Pfennig Schulden u. s. w., wer das sehen will, der komme zu uns. Sind wir unglücklich, so haben wir den Trost, es nicht verdient zu haben. Um die Fortsetzung Deiner brüderlichen Liebe dürfen wir wohl nicht bitten; denn einen größern Trost in der Welt haben wir nicht, uud schwerlich Du ein Dir mehr ergebenes Herz, als unser für sich und Dich vereintes!"

Simple, jedoch authentische Relation von den curieusen schwimmenden Batterien, wie solche anno 1782 am 13. und 14. Septembris unvermuthet zu schwimmen aufgehört, nebst dem, was sich auf dem Felsen Calpe, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denselben, so wohl in der Luft als auf dem Wasser zugetragen. Durch Emanuelem Candidum, Candidat en Poësie allemande, à Gibraltar. *)

Vorbericht.

Der Verfasser erzählt nicht die ganze Geschichte der Belagerung, sondern wirft sich, wie man sagt, gleich an das

*) Gibraltar, ein befestigtes Vorgebirge in Spanien an der Meerenge des mittelländischen Meeres, das hier nur ohngefähr drei deutsche Meilen breit ist. Es ist durch seine Lage sehr wichtig für Seekrieg und Handlung, da es der Schlüssel zum ganzen mittelländischen Meere ist, und wegen seiner steilen und ungeheueren Höhe fast unbezwinglich. Seit dem J. 1704 gehört Gibraltar den Engländern, und 1713 wurde es im Utrechter Frieden gänzlich von Spanien an England abgea

das Ende der Begebenheiten, indem er voraussetzt, daß das Meiste seinen Lesern eben so gut bekannt ist, als ihm. Calpe heißt bei ihm immer entweder der Fels, an dessen Fuß Gibraltar liegt, oder Gibraltar selbst, welches diejenigen wohl merken müssen, denen unbekannt ist, daß dieser Fels wirklich ehemals Calpe geheißen. Dieser und ein ähnlicher Fels in Afrika, ihm gerade gegenüber, hießen die Säulen des Herkules, und auch diese Benennung kommt im Gedicht vor. Den Nahmen Elliot hat er zuweilen drei- zuweilen zweisylbig gebraucht. Diese Freiheit wird den Leser nicht hindern, den Vers fließend wegzulesen. Ersteres gebietet zwar die Natur der Sache, da das Wort wirklich dreisylbig ist, letzteres hingegen entschuldigt wiederum die geschwinde Aussprache, da man nur zwei Sylben hört. Genaue historische Richtigkeit, zumal im Detail, wird man von einem solchen Gedicht nicht verlangen, da man sie heut zu Tage kaum einmal von einem Geschichtschreiber verlangt.

I.

getreten. Alle Versuche zur Wiedereroberung waren vergeblich, und selbst der letzte von 1779 bis 1782, da die vereinigten französischen und spanischen Truppen erst den Platz blokirten, dann aber 1781 förmlich zur See und zu Lande belagerten, blieb ohne Erfolg. Der große, und durch seine Vertheidigung Gibraltars in der Geschichte unsterblich gewordene Elliot vertheidigte die Festung mit ungemeiner Klugheit und Tapferkeit, vereitelte alle Versuche der Feinde, und donnerte selbst die zur Beschießung des Felsenschlosses erbauten schwimmenden Batterien auf einmal durch glühende Kugeln in den Grund.

1.

Don Alvarez *) lag jämmerlich,
Bloß der Belagrung wegen,
So lang vor Calpe, daß er sich
Beinahe durchgelegen.
Das macht, der Felsen ist fürwahr
Ein rechter Diamant im Haar
Der Jungfer von Europa.

2.

Er grub, er zeichnete, und groß
War seine Zubereitung;
Doch endlich gab sie nichts, als bloß
Artikel in die Zeitung:
Denn er verstand, erbarm' es Gott!
Nichts vom Belagern; Elliot
Nichts vom Kapituliren.

3.

Nun kam Crillon, der Wundermann,
Durchs enge Meer gekrochen.
Da ward entsetzlich viel gethan,
Doch noch vielmehr gesprochen.
Belagert hatte man nun zwar
In circa schon drei ganzer Jahr,
Und doch nicht angefangen. **)

4.

Nun fieng man an mit vollem Lauf.
Zehntausend Zentner Pulver
Und Eisen giengen täglich auf;
Ganz Spanien roch nach Sulpher.

Die

*) Don Martin Alvarez von Sotomayor, führte die Belagerung von Gibraltar drei Jahre, nemlich vom Sommer 1779 bis in den Sommer 1782, da er von dem Herzoge von Crillon abgelöst wurde.

**) In allen Zeitungen stand, sobald der Herzog von Crillon im Lager ankommen würde, sollte die Belagerung angehen.

Die Erde bebte vor Crillon;
Man sagt, er hab' aus Lissabon
Die Stöße kommen lassen.

5.

Schon stockten euch zu Malaga, *)
Die Pendeluhren alle,
Und in ganz Andalusia **)
Stand keine Mäusefalle;
Auch sahn Schornsteine, plump und schwer,
Nach Menschenköpfen rund umher,
Um sich darauf zu stürzen.

6.

„Elliot mit seinem Felsendamm
Soll morgen unterliegen;
Der Held, der jüngst Minorka nahm,
Der wird wohl hier auch siegen!
Drauf hol' ich mir Jamaika,
Dann 's Königreich Hibernia,
Und dann, dann gehts nach London!"

7.

Doch, Gott sei Dank! sein Donnerschlag
Erobert keine Hütte.
Der Franzmann ändert Tag für Tag,
Beim Alten läßts der Britte.
Nein! rief Crillon, so geht es nicht,
Wir müssen ihm vorm Angesicht
Uns auch ein Calpe bauen. ***)

8.

Ja, Britten, hörts! Trotz der Natur
Und eures Rodneys Siegen,

Seid

*) Am mittelländischen Meere, nicht weit von Gibraltar.

**) Nahme der Provinz, in welcher Gibraltar liegt.

***) Hier wird auf ein sehr hohes Werk angespielt, das, den Zeitungen nach, Crillon errichten ließ, um die Stadt bequemer beschießen zu können.

Seid ihr verloren, wenn wir nur
Dieß Wunder fertig kriegen!
Da schaufelten, da scharrten sie,
Da hackten und da karrten sie
Zusammen, was? Ein Kälpchen!

9.

Kaum aber sah der große Calp
Das Kälpchen sich erheben,
Bumm! bauz! da lag das Kälpchen halb,
Sein Restchen lag darneben.
Wie rochs da nach Lavendelduft!
Wie summten Flüch' in hoher Luft
Französisch und hispanisch!

10.

Doch in den Handel steckte drauf
D'Arçon die Nase tiefer.
Ihr, sprach er, schießt, und hört nicht auf,
Und schießt doch täglich schiefer.
Drum, Freunde, weils nun so nicht geht,
Wie wärs, wenn man, grad' umgedreht,
Zur See Laufgräben machte?

11.

Auch dreht' in seinem Kopf sich um,
Was ihn Herr Batteux lehrte,
Bei dem er den Virgilium
Vorlängst französisch hörte.
Da dacht' er ans trojanische Pferd,
Und flugs dünkt' es der Müh' ihn werth,
Hier so was zu versuchen.

12.

Ein Kriegsrath war sogleich bereit,
Und alle sagten: O ja!
Die Sache hat viel Aehnlichkeit
Mit der vorm lieben Troja.

Wir sitzen hier ins vierte Jahr,
Und, Gott weiß! ob am Ende gar
Daraus, nicht zwölfe werden.

13.

D'Arçon, der nur zu wohl gehört,
Wies dort die Griechen trieben,
Und wie sie sich ein hohles Pferd
Von Nürnberg her verschrieben,
Bemalt mit Tulpen, roth und weiß;
Nur statt des Pfeifchens in dem Steiß
Mit einem Bombenmörser.

14.

Der denkt, mit Pferden möchts nicht gehn,
Zumal auf brittscher Erde;
Denn Britten, wußt' er, die verstehn
Den Maro und die Pferde.
Doch ließe sich dem Elliot
Kein Wallfisch oder Kaschelot
Nachts in den Hafen spielen?

15.

Nur hat der Wallfisch einen Schwanz
Verdrießlich zu bewegen;
Der Opera Tritonentanz
Ist Kinderspiel dagegen.
Für dieß und das, für das und dieß
Müßt' ich die Oper von Paris
Zum wenigsten verschreiben.

16.

Das geht nicht! Nein, der Wallfischschwanz
Käm' übermäßig theuer;
Drum such' ich Sieg und Lorbeerkranz
Nicht in dem Ungeheuer.
Doch wißt ihr was? Ich kappe ganz
Dem Wallfisch beides, Haupt und Schwanz,
So hab' ich eine Arche.

17.

Kommt! Trillons Arbeit führt zum Grab,
Die meinige zum Leben;
Auf! was dem Noah Rettung gab,
Soll uns Eroberung geben.
Dann steigen wir, nach großer That,
Auf jenes Calpe-Ararat
Gekrönt vom Sieg hernieder.

18.

Nun flogs, nun rennts, nun liefs, nun giengs,
Der sagt, der jauchzt, der pralt es,
Von Archen tönt es rechts und links,
Der deutets ab, der malt es.
Da sägts, da zimmerts Tag und Nacht;
Der Blasbalg keucht, der Ambos kracht
Für D'Arçon und die Archen.

19.

Battrien, und schwimmend oben drein,
Sinds nach der Herrn Gedanken;
Ja, schwimmend, wie ein Mühlenstein!
Sie kamen, sahn, und sanken.
Doch dieß ist schon zu früh geklagt!
Drum fahr' ich, wie Herr Lessing sagt, *)
Nun fort, um fortzufahren.

20.

Zehn Archen kamen wunderbar,
Gleich Noahs, angeschwommen;
Aus Silberschlags Beschreibung **) war
Das Maaß dazu genommen:
Doch sah kein Pavian heraus,
Kein Pfauenschwanz, kein Vogel Strauß,
Kein Elephantenrüssel.

21.

*) S. dessen Eremiten.

**) S. dessen Seogonie, aber auch Hrn. Ritter Michaelis Recension davon in der Orient. Bibloth.

21.

Mit diesen ists nicht, wie ihr wähnt,
Nur Spaß, wie mit der andern!
An jeder Vorderseite gähnt
Ein Schießloch an dem andern;
In jedem Schießloch noch ein Loch,
Das ist fürwahr fast größer noch,
Als erstgedachtes Schießloch.

22.

Die ersten Löcher sind von Holz,
Von Messing sind die zweiten,
So groß, ein Zwerglein könnte stolz
In jedes aufrecht reiten;
Auch könnt' an Galatagen wohl
Den Kopf mit sammt dem Parasol
Hinein ein Dämchen stecken.

23.

Und weil die Herrn vor Bomben, ach!
Schon oft gezittert hatten,
So schützten sie jetzt Wänd' und Dach
Mit Blech und Ofenplatten.
Umher zog eine Doppelwand
Voll Erde sich, vom festen Land
Expreß dazu verschrieben.

24.

Nun pflanzten sie zusammen sich
In einen schönen Bogen,
Den man mit einem Kreidestrich
Erst auf der See gezogen;
Auch hatte jede Archenschanz
Die eigentliche Zünddistanz
Für Elliot genommen.

25.

Seht, Kinder, welch ein Schauspiel hier!
Sprach Elliot zu den Seinen;
Der halbe Mond zu Bath *) kann schier
So glänzend uns nicht scheinen!
Auch sinds Badhäuser, seht nur hin!
Auf! laßt uns aus den Fremden drin
Badgäste heut noch machen.

26.

An Löchern zwar ist nichts gespart,
Gezimmert- und gegoßnen,
Doch fehlts noch an der schönsten Art,
Und das sind die geschoßnen;
Und damit, Kinder, wollen wir
Im Ueberfluß den Herren hier,
Mit Gottes Hülfe, dienen.

27.

Gleich blitzts und krachts auf Elliots Ruf,
Wie wenn Zeus kanoniret;
Als wären Aetna und Vesuv
Auf Calpe transportiret;
Da flogen Kugeln, heiß und kalt;
Da schossen Helden, jung und alt,
Aus Mörsern und Kanonen.

28.

Verwüstung strömt und Flammen sprühn
Aus Elliots Gewittern!
Das Meer tobt auf, die Wolken glühn,
Und Herkuls Säulen zittern.
Doch ruhig, wie ein Kriegesgott,
Standst du, erhabner Elliot,
Bei deinem Häufchen Helden.

29.

*) The Crescent. Eine in einem Zirkelbogen gebaute Reihe von Palläsien, worin zur Badezeit vornehme Gäste logiren. Sie giebt ein schönes Echo.

29.

Gott! welch ein Anblick, welch ein Graus!
Seht Fels und Weltmeer kreisen;
Doch hier gebar das Meer die Maus,
Der Berg den großen Weisen.
Der Held faßt kühn die Lorbeern schon,
Wenn Praler Crillon und D'Arßon
Ihr Krucifix umarmen.

30.

In brittschen Diensten stand ein Mann
Zu manchem zu gebrauchen,
Auch herzlich gut, nur tadelt man
An ihm das viele Rauchen;
Der war vertraut mit Elliot;
Der Deutsche nennt ihn Feuergott,
Der Römer den Vulcanum.

31.

Den schickt man nach den Batterien,
Um dort in Ruh zu rauchen;
Auch fieng er mit Frau Pastorin *)
Sein Pfeifchen an zu schmauchen,
Drauf streckt der Schelm die Zung' heraus,
Und leckt an jedem Wasserhaus
Vom Taubenschlag zum Keller.

32.

Nun galts ein grauses Abentheur.
Gott! Feuer! Hülfe! Wasser!
Was Muth hat, her! zum brittschen Feur,
Doch das bourbonsche laß er:
Hier brennts! nein, dort! nein, dort und hier!
D'Arçon, sieh, Feuer unter dir!
Ach, daß Gott sich erbarme!

33.

*) La Pastora hieß die Batterie, die zuerst in Brand gerieth, welcher die übrigen bald nachfolgten.

33.

Nun stieg die Angst, nun sank der Trotz;
Sieg, Sieg wird dem Heroen!
Da liefs, gleich Würmen, auf dem Klotz,
Den Flammen dicht umlohen.
Im Lichtquell stößt, als wär' es Nacht,
Beschämt, verwirrt, beweint, verlacht,
Sich einer an dem andern.

34.

Statt's Feur zu werfen über Bord
Und 's Pulver zu behalten,
Ach! schmissen sie das Pulver fort,
Und ließen's Feuer schalten.
Die See ward schwarz genug davon,
Um die Kapitulation
Daraus zu unterschreiben.

35.

Die Archen, die sonst unverletzt
Und ruhig konnten liegen,
Die schönen Archen lernten jetzt
Das Sinken und das Fliegen;
Und eine nach der andern trat
Den Marsch nach ihrem Ararat
Flugs an durch Luft und Wasser.

36.

Puff! puff! und einem ganzen Heer
Von Spaniern und Franzosen,
Lief stromweis das atlantsche Meer
In Stiefel, Tasch' und Hosen;
Ein jeder fast verlor etwas,
Der eine dieß, der andre das,
Und alles schwamm voll Uhren.

37.

Ein Theil flog bis ans Wolkenreich,
Daß sie die Pyrenäen,

Die Dreckstadt*) und Madrid zugleich
Ganz deutlich konnten sehen.
Der Aetna lag zur rechten Hand,
Und hinterwärts das Mohrenland,
Zur Linken die Antillen.

38.

Nun liefen Weib und Kind zu Hauf,
Das Ufer zu erreichen,
Und alles starrte himmelauf,
Zu sehn, die Vögel streichen.
Da rief ein Feldscheer: Hätt' ich euch!
Noch sah ich nie bei uns im Reich
So schöne spansche Fliegen.

39.

Nun warf die Netze Kurtis aus
Nach Spaniern und Franzosen,
Und zog drauf ein Gemisch heraus
Von Brillen und von Dosen;
Sanct Ludwigskreuze, schimmlich Brod,
Riechfläschchen, Menschen mausetodt,
Und Fähnriche lebendig.

40.

Bald kam ein Don, bald ein Marquis,
Bald ließ ein Dieb sich blicken, **)
Und Ordensbänder sah man hie
Bei Galgen auf dem Rücken;
Dann kam ein geistlich Fuderfaß, ***)
Und gleich dabei, nur etwas naß,
Ein Bürschchen, wie gedrechselt.

41.

*) Paris (Lutetia).

**) Nach einigen Nachrichten soll man die Leute zum Rudern der Batterien aus den Gefängnissen zu Cadix genommen haben.

***) Auf jeder Batterie befanden sich zwei Patres.

41.

O welch ein Anblick, groß und hehr!
Wie sich die Wogen thürmten!
Wie Ocean und Feuermeer
Zum großen Entzweck stürmten!
Da fanden Tausende ihr Grab,
Und selbst das Echo brannte ab
Bis auf die letzte Sylbe.

42.

Als nun die Sache so weit war,
Verwirrt der Herr der Thronen
Der Flotte, wie zu Babel, gar
Die Sprache der Kanonen.
Da ließen Calpe sie in Ruh,
Und schossen desto frischer zu
Auf ihres Ludwigs Bruder.*)

43.

Ach! der geträumte Plan zerstob
Mit allen Siebensachen;
Im Geiste hör' ich schon darob
Die Nachwelt herzlich lachen!
Doch dir, erhabner Elliot, brennt
Ihr Weihrauch! Herkuls Säulen nennt
Sie künftig Elliots Säulen.

Es entstand zwischen Lichtenberg und Voß ein Streit wegen der Rechtschreibung der alten griechischen Nahmen, die Voß nach der Erasmischen Aussprache geschrieben wissen wollte z. B. Hâbâ, Poseidaon u. s. w. Lichtenberg schrieb bei dieser Gelegenheit: Ueber die

*) Als der Graf von Artois durch die kombinirte Flotte fuhr, salutirte man dessen Bot aus Versehen mit scharfen Schüssen, wodurch einige Leute auf demselben getödet wurden, und er selbst in große Gefahr gerieth.

die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlandes verglichen mit der Pronunciation ihrer neueren Brüder an der Elbe, oder über Beh, beh und Bäh, bäh, eine literarische Untersuchung, in dem Götting. Magazin der Wissenschaften und Literatur 1781. Stck 3. Num. 6. desgl. Ueber Herrn Vossens Vertheidigung gegen mich im Marz des Deutschen Museums 1782. mit dem Motto: To bäh or not to bäh, that is the Question, Ebendas. 1782. Stck 1. Num. 5. Auch wurden dadurch folgende Epigramme veranlaßt:

Auf einen Witzling.

Dein Witz
Schärft Pfeile nadelspitz;
Selbst keine Zauberrüstung schützte,
Wenn er den Pfeil der Wahrheit spitzte.
Doch witzelnde Sophisterei
Prallt ab, wie spitzes Blei.

J. H. Voß.

Auf vorstehendes Epigramm.

Die ganze Spitz' ists Wörtchen spitz:
Der ganze Witz das Wörtchen Witz.
Drum hat trotz seinem Witz und spitz
Das Ding so wenig Spitz' als Witz.

G. C. Lichtenberg.

Spitz und Witz.

Wie keucht doch Spitz,
Und jagt nach Witz!

Nur

Nur schade, der Witz
Läuft schneller, als Spitz.

A. G. v. Halem.

Der Hofrath und Professor Witte in Rostock schrieb über die Entstehung der ägyptischen Pyramiden, und suchte zu beweisen, daß solche nicht Werke der Kunst, sondern Produkte der schaffenden Natur wären. Lichtenberg behauptete, daß dieß Buch nicht besser widerlegt werden könne, als wenn man dagegen eine Abhandlung schriebe und darin zu beweisen suche, daß Wittens Schrift nichts als eine unwillkührliche Kristallisation der Dinte sei.

Lichtenberg besaß einen Vogel aus Resina, den er in London gekauft, und den er auf der Universität zu Göttingen den Studenten in seinen Vorlesungen bei der Lehre von der Elasticität vorwies. Einst zeigte er einem Reisenden diesen Vogel, und erzählte dabei, daß man in London auch andere Thiere, selbst größere z. B. Esel von Resina verfertige, denen die Ohren immer länger gezogen würden. Warum haben Sie denn nicht lieber einen solchen Esel gekauft? fragte der Fremde. „Ich scheue mich, versetzte Lichtenberg; denn ich wollte mein liebes Vaterland nicht noch mit einer neuen Species bereichern."

XXV.

Johann Karl August Musäus

geb. 1735 zu Jena, studirte daselbst Theologie, und lebte einige Jahre als Kandidat des Predigt-

amts

amts in Eisenach, wo er oft und mit Beifall predigte. Als er aber in einem benachbarten Dorfe Prediger werden sollte, widersetzten sich die Bauern, weil er einmal getanzt hatte. Im Jahre 1763 wurde er Pagenhofmeister zu Weimar, und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Er starb 1787.

Musäus war ein treflicher Schriftsteller, ausgestattet mit originellem Witz und Laune. Seine Manier hat sehr viel Eigenes und Charakteristisches. Die gute Art und freundliche Miene, womit er, als Satiriker, ohne Ansehen der Person, links und rechts seine Geißelschläge austheilt, seine ausgebreitete, wohlverdauete Belesenheit, sein feines Gefühl für das Wahre und Schöne in der bürgerlichen und literarischen Welt, seine reine, herzliche Jovialität, die nur kitzelt, wenn sie satirisch wird, nicht die Haut herabzieht, und überall Spuren einer harmlosen, unschuldigen Bonhommie durchscheinen läßt, sein eigener passender Styl, der so reich an Bildern und treffenden Vergleichungen ist — sind eben so viel Attribute eines unterhaltenden, und zugleich für einen großen Theil des Publikums sehr lehrreichen Schriftstellers. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen, und eine Munterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt, und suchte manches vollwichtige deutsche Wort, das der Vergessenheit übergeben war, hervor,

vor, und brachte es wieder in Umlauf. Ob er gleich auch manches ausländische Wort in seine Schreibart aufnahm, so ist er darum doch kein Sprachverderber; bei ihm ist alles so sehr an Ort und Stelle, daß man gar nicht böse darüber werden kann.

Seine Schriften sind: Der deutsche Grandison, auch eine Familiengeschichte. Erster, zweiter Theil. Eisenach 1781. 1782. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) — Das Gärtnermädchen. Eine komische Oper in drei Aufzügen. Weimar 1771. 8. (4 Gr.) — Physiognomische Reisen. Voran ein physiognomisches Tagebuch. Vier Hefte. Altenburg 1781. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) — Volksmärchen der Deutschen. Fünf Theile. Neue Auflage. Gotha 1806. 8. (4 Thlr. 8. Gr.) — Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, von J. R. Schellenberg. Winterthur 1785. gr. 8. (2 Thlr. 6 G.) mit fünf und zwanzig Kupfern. — Straußfedern (eine Sammlung kleiner Romane und Erzählungen) Erster Band. Berlin 1787. 8. Die folgenden Bände, vom zweiten bis achten, sind nach Musäus Tode von Andern z. B. Joh. Gottwerth Müller, fortgesetzt worden. — Moralische Kinderklapper für Kinder und Nichtkinder. Nach dem Französischen des Herrn Monget, von J. C. Musäus (herausgegeben von F. J.

Ber-

Bertuch) Neue Auflage. Gotha 1794. 8. (mit achtzehn Vignetten, illum. 1 Thlr. 8 Gr. schwarz 18 Gr.) — Nachgelassene Schriften des verstorbenen Professor Musäus. Herausgegeben von seinem Zögling August von Kotzebue. Mit Kupfern (Musäus Bildnisse und dem zu Weimar ihm errichteten kleinen Denkmale) Leipzig 1791. 8. (20 Gr.)

So schätzbar Musäus als Schriftsteller ist, so war er es doch noch weit mehr als Mensch. Die Hauptzüge seines Charakters waren eine nie getrübte Heiterkeit, der Spiegel einer reinen Seele; herzliche Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit gegen jedermann, und eine grenzenlose Bescheidenheit. Er schrieb Satiren und niemand wollte ihm übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größeren und Liebe der Geringeren folgten ihm auf jedem Fußtritte. Der Zauber, dessen er sich bediente, war die Höflichkeit. Es liegt manchem Narren so viel daran, im Gespräch seinen Titel zu hören. Musäus ermangelte nie, denselben öfters einfließen zu lassen, und wenn er zum Beispiel nicht recht gewiß wußte, ob der, mit dem er sprach, Rath oder Hofrath sei, so nannte er ihn lieber Herr Hofrath, um auf keinen Fall zu verstoßen. Ein Edelmann, war er gleich nur Fähnrich, war bei ihm immer Ew. Gnaden. „Das, sagte er oft ganz trocken, kostet mich ja nichts.“ Niemand verstand es besser als er, die Ansprüche jedes Narren

ren in Gottes Nahmen gelten zu lassen, jedem nachzugeben, dem viel daran gelegen war, Recht zu behalten, keine Thorheiten anzutasten, außer mit der Feder in der Hand, und keine Schwachheiten aufzudecken, seine eigenen ausgenommen. Stundenlang erschütterte er das Zwergfell seiner Freunde, wenn er mit der gutmüthigsten und trockensten Laune von der Welt anfieng, sich über sich selbst oder seine Frau lustig zu machen. Unnachahmlich war seine Art und Weise, die geringfügigste Kleinigkeit zu einer drolligen Erzählung auszuspinnen. Eben der Humor, der ihn als Schriftsteller auszeichnet, war auch in allen Lagen des Lebens sein beständiger Gefährte. Nur selten verließ ihn sein liebenswürdiger Frohsinn, obgleich oft körperliche Leiden, und besonders heftige Kopfschmerzen, ihn quälten, und obgleich sein Leben nur eine Kette von Mühseligkeiten und Anstrengungen war. Vier Stunden täglich raubte ihm sein Amt, bei karger Besoldung. Um die schmalen Einkünfte zu verbessern, gab er noch überdieß einige Privatstunden in der Geschichte u. s. w. In den ersten sechs oder acht Jahren seines Ehestandes nahm er auch Kostgänger in seinem Hause auf, deren Körper und Seele er verpflegte. Doch endlich ward er gewahr, daß er eine unversiegende Quelle gewisserer Einkünfte in seinem Kopfe mit sich herumtrage, und nun ward er Schriftsteller. Wenn wir auch der Physiognomik des schwärmerischen Lavater sonst nicht viel verdanken, so ist das Verdienst doch groß genug die Physiognomischen Reisen veranlaßt zu haben. Mit diesem launigen Werke trat Musäus, doch ohne sich zu nennen, auf die Bühne der deutschen Literatur,

nach-

nachdem seine Muse lange Jahre geschlummert hatte. Denn nicht die Erstlinge seines Geistes opferte er hier. Schon in seinen Jünglingsjahren, als der englische Grandison den Deutschen die Köpfe verdrehte, wie späterhin der deutsche Werther, schon damals schwang er mit nicht schwacher Faust die Geißel der Satire, und schrieb den Grandison der Zweite, ein Werk, welches dem Jahrzehend, in welchem es erschien (1760) warlich keine Schande macht. Auf Bitten des armen Verlegers, welcher nach der Erscheinung der Physiognomischen Reisen auch von dem wachsenden Ruhme ihres Verfassers Nutzen zu ziehen wünschte, entschloß er sich, bloß aus Herzensgüte, für ein höchst karges Honorarium zu einer gänzlichen Umarbeitung dieses Werkchens, und so ist es noch heute ein Buch voll originellen Laune, eben so belustigend, wenn gleich nicht eben so bekannt, als Siegfried von Lindenberg. Seine Bescheidenheit, sein Mißtrauen in eigene Kräfte, waren Schuld daran, daß er nicht eher eine glänzende Rolle unter den guten Köpfen seiner Zeit spielte. Erst dann, als Sehnsucht nach häuslicher Ruhe ihn bestimmte, sich alle Kostgänger vom Halse zu schaffen, erst dann grub er nach dieser Quelle, die so reichlich hervorsprudelte. Zwar, er selbst war der letzte, der sich von dem innern Gehalt seiner Schriften überzeugte. Bescheiden unterdrückte er seinen Nahmen vor den Physiognomischen Reisen; nur wenige Personen wußten um seine Autorschaft: er lauerte auf das Urtheil der Welt, schwieg noch immer, als Fama schon in ihre Posaune stieß, und litt geduldig, daß alle gelehrte Zeitungen andre Männer als Verfasser nannten. Als endlich

der

der Nahme Musäus an den Platz jener dunkeln Nahmen trat, als der Verfasser der Physiognomischen Reisen Sitz und Stimme neben Swift und Rabener nahm, und das deutsche Publikum ihn Beifall jauchzend anerkannte, da blickten auch die schönen Geister, deren das feine und glückliche Weimar so manchen beherbergte, verwundrungsvoll sich unter einander an, staunend, einen Mann in ihrer Mitte zu sehen, den sie bisher nicht für ihren Gildegenossen erkannt hatten. Alles drängte sich zu ihm; alles wetteiferte, ihm Bewunderung zu zollen. Dem bescheidenen Manne stieg dieser Weihrauch nicht zu Kopfe. Er blieb, wie er war, erhaben über seinen Ruhm, und zufrieden, als Hausvater ein Mittel gefunden zu haben, kargen Erwerb und Ruhe mit einander zu vereinigen. Er fuhr fort zu schreiben. Die Volksmährchen, Freund Heins Erscheinungen, die Straußfedern sind in aller Leser Händen, ihr Lob in aller Leser Munde. Wenigen aber ist vielleicht bekannt, daß, als er den Gedanken faßte, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, er wirklich eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her versammelte, sich in ihre Mitte setzte, und von ihnen mit ekelhafter Geschwätzigkeit vorplaudern ließ, was er hernach so reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes mit einem Dreier. Eines Abends kam seine Frau von einem Besuche zurück. Als sie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von schlechtem Tabak entgegen, und sie erblickte durch diesen Nebel ihren Mann am Ofen

sitzend

sitzend neben einem alten Soldaten, der sein kurzes Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt, tapfer darauf los schmauchte, und ihm Mährchen erzählte. Jede Stunde, die seine Berufsgeschäfte ihm gönnten, war lehrreicher Belustigung des Publikums gewidmet. Ein kleiner Garten an der Ilm mit einer Hütte, nur eben groß genug, um einen Tisch und ein paar Stühle zu fassen, lud im Sommer ihn oft in seine Schatten ein. Da war es so still und kühl, und nur der Fluß murmelte leise. Einfach und schuldlos waren alle seine Freuden. In den letztern Jahren seines Lebens hatte er auf der alten Burg bei Weimar sich ein Plätzchen gekauft, selbst einen Garten angelegt, und ein kleines niedliches Haus gebaut. Es ward sein Lieblingsaufenthalt. Dort sah er still glücklich jeden Strauch wachsen und gedeihen, den er selbst gepflanzt hatte. — Ach! er war ein seltener Mensch! der von außen wenig schien, weil er in seinen Gesprächen nie mehr Verstand durchschimmern ließ, als der, mit dem er sprach, ertragen konnte; weil er jedem Thoren seine Thorheit ließ, den Narren nie an seiner Kappe zupfte; weil er mit dem Witzling nicht das gemein hatte, daß er keinen witzigen Einfall verschlucken konnte; und endlich, weil er den Schmuck seines Körpers vernachläßigte, verachtete, immer und immer in seinem grauen Rocke und seiner runden übel genug frisirten Locke einhergieng, und seiner Frau einen großen Gefallen zu erzeigen wähnte, wenn er einmal ein neues Kleid anzog, welches sie ihm heimlich hatte machen lassen. So wenig aber auch er selbst auf Kleiderprunk achtete, so sah er doch seine Frau gern gepuzt, sein liebes Julchen, für welche er bis an seines Lebens

letz:

letzten Hauch der zärtlichste Gatte, so wie für seine Söhne der beste Vater war. Oft wurde er mit den Kindern zum Kinde. Nie sah man ihn froher und heiterer, als am Weihnachtsfeste, wenn die Kinder auf den heiligen Christ warteten. Da ließ er sichs nicht nehmen, die ganze Veranstaltung selbst zu treffen; da saß er so emsig und vergoldete Rosinen, Aepfel und Nüsse, schnitt Wachsstöcke zu, putzte Zuckerbäume aus, setzte einen Engel mit einer Fahne von Flittergold oben drauf, und wenn alles fertig war, so zündete er die Lichter selbst an, rief mit Jubelgeschrei die harrenden Kinder herein, hüpfte und sprang unter ihnen herum, und war glücklich wie sie. Oft that er kleine Reisen zu Fuß nach Jena oder Gotha. Dann war er immer mit einem Regenschirme ausgerüstet, den er, nach Beschaffenheit der Umstände, gegen Sonnenstrahlen oder Regen nützte, oder, wenn der Wind ihm ins Gesicht blies, vor den Bauch hielt. Dabei gieng er mit aufgeknöpfter Weste, und trug sein Kleid und einige Wäsche an einem Stocke auf der Schulter, unbekümmert, ob man ihn in diesem Aufzuge für einen Handwerksburschen nehmen werde. In Gotha kaufte er einmal für seinen Knaben ein Steckenpferd, und da er auf dem Rückwege nicht recht wußte, wo er es lassen sollte, so band er auch das noch an seinem Stocke fest, und zog, so abentheuerlich herausstaffirt, durch die Thore von Weimar. Man kannte seine kleinen Eigenheiten, man lächelte darüber, und liebte ihn darum nicht minder. Ach! warum war Freund Hain nicht dankbar gegen diesen Mann, der einst seine Erscheinungen so lieblich bildete! Musäus starb, im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters, an

einer

einer höchst seltenen Krankheit, an einem Polypen des Herzens. Daher wurde ihm das beneidenswerthe Glück, daß sein Tod die Sache eines Augenblicks war. Den Grund zu dieser Krankheit mochte er seit langen Jahren wohl selbst gelegt haben; denn dieser, in Rücksicht seines Körpers äußerst mäßige, Mann, erlaubte doch oft seiner Seele zu schwelgen. Wenn er den lieben langen Tag seine mühselige Berufsarbeit vollbracht hatte, so setzte er sich gewöhnlich des Abends nach dem Essen an seinen Schreibtisch, dichtete bis um zwei Uhr des Morgens, und rauchte Tabak, und trank kalten Kaffee dabei. So verpraßte er seine Geisteskräfte, trotz dem öftern Bitten und Flehen seiner Gattinn, und aller, die ihn liebten, das heißt, aller die ihn umgaben. Schon lange litt sein Körper, manches Symptom warnte ihn, er achtete nicht darauf, und — unterlag. Zeugen der Liebe seiner Mitbürger waren die Thränen, welche am Tage seines Leichenbegängnisses flossen, die zahlreiche Menge, welche unverabredet herbeiströmte, und folgende Lobrede, welche ihm Herder unaufgefordert an seinem Begräbnißtage in dem Hörsaale des Fürstlichen Gymnasii zu Weimar, als Ephorus desselben, hielt:

„Er ist todt, unser verdiente, gute Professor Musäus. Er, dem jeder Mann und jedes Kind dem Nahmen des Guten gerne giebt, und geben wird, wenn er an ihn gedenket. Er ist todt, euer Lehrer, ihr Schüler, der mit euch als ein Bruder mit Brüdern umgieng, der euch liebte, sich seiner Klassen väterlich annahm, und sich vielleicht dadurch selbst manches Uebel seines Körpers, man-

manche Krankheit vermehrte, daß er aus unabläßigem Eifer für seine Pflicht seiner Pflege abbrach, und oftmals zu früh zu euch eilte. Er war hart gegen sich, und desto nachgebender, gütiger gegen Andere; er meinte es redlich mit Gott und mit seinem Amte, mit seinen Mitlehrern, Schülern und Freunden. Nie habe ich ein Wort von seinen Lippen gehört zum Nachtheil eines andern Menschen; vielmehr legte er die Fehler Anderer zum Besten aus, und suchte zu entschuldigen, was er entschuldigen konnte. Er war gefällig und gesellig, ohne daß er je seiner Pflicht abbrach; vielmehr trug er die schwere Bürde seines mühsamen Lebens mit Heiterkeit, Gleichmuth, Fröhlichkeit, Scherz und guter Laune. Er seufzte nicht, er murrte nicht; zufrieden mit der Gegenwart, wenn sie ihm auch hart und drückend war, hoffte er eine leichtere Zukunft, und arbeitete ihr froh entgegen, ob er sie gleich hier auf Erden nicht erlebt hat. Ein unvermutheter Tod riß ihn von uns, nahm ihn seinen Schülern, nahm ihn seiner Familie und seinen Freunden. Er wird nicht mehr wieder kommen in diesen Saal; er wird dieß Haus und seine Klassen nicht mehr betreten. Wir werden seine Gestalt auf den Stellen, wo er stand und saß, wo er seine Klassen unterrichtete, und mit seinem eigenen treuen Gutmeinen beim Examen vorführte, nicht mehr sehen. Ihr, seine Schüler, werdet seine Stimme, seine Ermahnungen und Lehren, seine Scherze und Einfälle, mit denen er auch seine Schularbeiten würzte, nicht mehr hören. Wie ist jedem von euch jetzt zu Muthe, der ihn auch nur einmal in seinem Leben beleidigt, gekränkt, und eine saure Viertelstunde gemacht hat? Würde er nicht, da sein

guter Lehrer, sein väterlicher Freund jetzt todt da liegt, viel darum geben, es nie gethan zu haben? Lieben Schüler, was diesem Lehrer begegnet ist, wird früher oder später uns allen begegnen. Liebet also, und schont eure Lehrer, so lange ihr sie habt; die späte Reue, wenn ihr sie nicht mehr habt, ist eine unangenehme, traurige, vergebliche Reue. Ehrt das Andenken eures verstorbenen Lehrers dadurch, daß ihr euch auch nach seinem Abschiede von uns, seiner Güte und Liebe dankbar, seiner Erinnerungen und Lehren gehorsam, seines Unterrichts fleißig erinnert: denn wißt, daß ihr ihn durch euer gutes Betragen auch noch nach seinem Tode und in der Asche ehrt. Hätte es ihm die Vorsehung gegönnt, er würde noch jetzt gern unter uns seyn; seine Laufbahn hienieden aber sollte verkürzt werden, und war unvermerkt zu Ende. Auf eine sonderbare Weise trug er seit einigen Wochen schon die Vorempfindung seines Todes mit sich; und ob sie ihm gleich jedermann aus dem Sinne zu reden suchte, und von außen alle Kennzeichen seiner Krankheit gegen sie waren, so wußte er doch, was er fühlte, nahm das Abendmahl und sagte, daß er es das letztemal nehme, ordnete seinen letzten Willen, und starb, ohne daß ers inne ward, ohne daß ers selbst bemerkte. Die Gottheit gönnte ihm noch den Trost in seiner letzten Stunde, daß er das Bittere und Unangenehme der Trennung in derselben nicht fühlte; und so verließ er die Welt, wie er gelebt hatte, sanft und ruhig. Empfinde und genieße deinen Lohn in einer andern Welt, guter Mann, den du in dieser weder empfiengst, noch ängstlich suchtest! Du hast die Bürde deines Amts und Lebens bis zu deinem Grabe redlich und fröhlich getragen,

gen, und jetzt für einen Andern niedergelegt, der sie so heiter und biederherzig tragen möge, wie du. Verstummt sind deine Scherze und kleine Freuden; aber auch deine kranken Füße ruhen, und der Pilgerstab ist deinen Händen entsunken. Ruhe sanft in deiner kühlen Erde, wohin wir dich, wohin dich deine dankbaren Schüler heut zum letztenmale begleiten werden. Dich drückt kein Fluch, kein Seufzer in der Erde; aber manches dankbare gute Andenken deiner Freunde, deiner Mitlehrer, deiner Schüler und Anderer, die dich gekannt haben, folgt dir nach. Du hattest keinen Feind in deinem Leben, weil du ihn nicht verdientest; du wirst ihn auch nicht nach deinem Tode haben, vielmehr wird die Fröhlichkeit deines Geistes auch in deinen Schriften zur Ehre deines Nahmens noch fortleben. Begleitet ihn also, die ihr dazu ausersehen seid, heute still und dankbar. Und uns, meine Herren, soll das Andenken unsers verstorbenen Mitbruders, auch nach seinem Abschiede von uns noch lieb und werth seyn. An seinem Begräbnißtage wollen wir uns die Erfahrung und Lehre erneuern, daß kein Nachruhm so rein und angenehm sei, als der Nachruhm der Leutseligkeit, Redlichkeit und Herzensgüte, daß keine Blume lieblicher auf unserm Grabe dufte, als das Andenken der Humanität einer reinen, kindlichguten, gefälligen, friedfertigen und fröhlichen Seele. Wir alle müssen früher oder später den Gang gehen, den unser Freund und Mitbruder gegangen ist; lasset uns streben, daß man uns so theilnehmend und herzlich bedaure, wie wir diesen Mann bedauren, der an Einfalt des Charakters und an Güte des Herzens ein Kind, an unverdrossenem Fleiß und an thätiger Liebe zum gemei-

nen Besten ein Mann, ein redlicher, biederherziger Mann war. Sanft ruhe seine Asche, und Segen blühe in jedem Guten, das er auch in diesem Hause in den Geist und in die Herzen unsrer Jugend streute! Selig sind die wohlverdienten Todten; sie ruhen von ihrer Arbeit, und die Frucht ihrer Werke folgt ihnen nach!"

XXVI.

Karl Philipp Moritz

geb. 1757 zu Hameln, erlernte in seinem zwölften Jahre die Hutmacherprofession, gieng aber im vierzehnten nach Hannover und besuchte die dortigen Schulen, wo er, kämpfend mit Armuth, einen eigenen, nicht sehr regelmäßigen Lebenswandel führte, und abwechselnd bald Beweise von Fleiß und Genialität, bald von Trägheit und Gemeinheit gab. Er gieng von da auf gut Glück nach Erfurt, wo er eine zeitlang Theologie studirte, alsdann über Leipzig, wo er Mitglied einer Schauspielergesellschaft werden wollte, nach Barby, hielt sich einige Zeit bei der dortigen Brüdergemeine auf, studirte darauf wieder ein paar Jahre in Wittenberg, lebte eine kurze Zeit in Dessau bei Basedow, der ihn in alle pädagogische Weisheit einweihen wollte, und wurde endlich 1778 als Lehrer am großen Waisenhause zu Potsdam angestellt, legte aber diese Stelle bald wieder nieder,

und

und gieng nach Berlin, wurde daselbst anfänglich Lehrer an der Schule des grauen Klosters, und 1780 Konrektor. Im Jahre 1782 machte er eine Reise zu Fuß nach England, wurde bald nach seiner Zurückkunft in demselben Jahre Konrektor der Kölnischen Schule zu Berlin, 1784 aber außerordentlicher Professor am vereinigten Berlinischen und Kölnischen Gymnasium, welche Stelle er 1786 niederlegte, um nach Italien zu reisen, von wo er im December 1788 zurückkam, sich eine zeitlang bei Göthe in Weimar aufhielt, darauf 1789 als Professor der Theorie der schönen Künste und der Alterthumskunde bei der Akademie der bildenden Künste zu Berlin angestellt, und 1791 Hofrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor des deutschen Styls bei der neugestifteten Artillerieakademie wurde. Er starb 1793.

Moritz war ein vortreflicher Kopf, der bei einer früher erlangten Ausbildung seines Geistes, bei gründlichern wissenschaftlichen und Sprachkenntnissen, und einer geregeltern Phantasie der Welt noch weit nützlicher gewesen seyn, und wahrscheinlich noch lehrreichere und dauerhaftere Denkmähler seiner seltenen literarischen Thätigkeit hinterlassen haben würde. In dem so kleinen Zeitraume seines Lebens, bei einer sehr abspringenden Art zu leben und zu studiren, oft von Mangel, fast stets von einem siechen Körper gedrückt, zeichnete er sich gleichwohl durch außerordentliche schriftstellerische Thätigkeit, durch Umfas-

fassung der verschiedenartigsten Gegenstände des menschlichen Wissens, und durch eine gute gefällige Darstellung aus. Ohne eigentlich gelehrte und gründliche Studien, unwissend in mehrern Wissenschaften, ohne welche man auf den Nahmen eines Gelehrten nicht Anspruch machen kann, besaß er das Talent, sich schnell mit der Wissenschaft, die er lehren, oder über die er schreiben wollte, zur Nothdurft bekannt zu machen, sich das Fremde anzueignen, das Wichtigere herauszufinden, Lücken der Einsicht durch ein gewisses Halbdunkel der Einkleidung unmerklich zu machen, dem Alten und Bekannten durch den Reiz der schönen Darstellung den Schein der Neuheit zu geben, und überhaupt mehrere Gegenstände durch seine Art der Behandlung deutlicher, einleuchtender und anziehender zu machen. Er trat zuerst als pädagogischer Schriftsteller auf, und fand Beifall; er gab Gedichte heraus, zwar ohne ausgezeichneten poetischen Werth, aber doch nicht ohne Phantasie und mechanische Fertigkeit; er mischte sich unter die Bearbeiter des deutschen Schauspiels, schrieb Romane und politische Zeitungen, gab Reisebeschreibungen nach England und Italien heraus, denen man gerechten Beifall zollte, schrieb über Mythologie, alte Kunst und römische Alterthümer auf eine sehr interessante Art, machte sich um die empirische Seelenlehre, vornemlich durch sein Magazin der Erfahrungsseelenkunde, verdient, gab verschiedene maurerische Schriften, die er mit dem Firniß der mystischen Feierlichkeit zu überziehen verstand, und was seinen Nahmen mehr als der übrige Theil seines Thuns und Treibens auf die Nachkom-

kommen bringt, er machte sich um die Aufklärung und Popularisirung des philosophischen (nicht historischen, wozu es ihm an Kenntniß gebrach) Sprachstudiums ungemein verdient, und bewies durch seine grammatischen und prosodischen Schriften, daß es diese Gattung von Forschungen war, für welche er die entschiedensten Anlagen hatte. Seine deutsche Sprachlehre für Damen trägt die Philosophie der Sprache auf eine äußerst leichte und angenehme Art vor. Sein Versuch einer deutschen Prosodie ist die wichtigste, an neuen Ansichten reichste Schrift, die wir hierüber von dem neueren Werke des Herrn Hofrath Voß erhalten haben. Seine Vorlesungen über den deutschen Styl, sein Deutscher Briefsteller, und das Grammatische Wörterbuch der deutschen Sprache, nebst mehreren einzelnen Schriften, Abhandlungen und Vorlesungen über deutsche Sprachkunde zeichnen sich aufs vortheilhafteste aus. Gleich geschätzt ist seine Englische, so wie seine Italienische Sprachlehre für die Deutschen.

Die Titel der vorzüglichsten seiner Schriften sind folgende: Karl Philipp Moritz Unterhaltungen mit seinen Schülern. Zweite Auflage. Berlin 1783. 8. (12 Gr.) — Beiträge zur Philosophie des menschlichen Lebens. Aus dem Tagebuche eines Freimaurers. Herausgegeben von K. P. Moritz. Dritte Auflage. Berlin 1791. 8. (8 Gr.) — Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend. Von K. P. Moritz. Zweite Auf-

lage

lage 1792. 8. (12 Gr.) — Deutsche Sprachlehre, in Briefen. Von K. P. Moritz. Vierte verbesserte Auflage. Berlin 1806. 8. (16 Gr.) Die erste Ausgabe hatte den Titel: Deutsche Sprachlehre für Damen. Da man dem Verfasser den Vorwurf gemacht hatte, daß sie für Damen zu philosophisch sei, so ließ er bei den folgenden Auflagen den Zusatz für Damen weg. — Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782. In Briefen an Herrn Direktor Gedike von K. P. Moritz. Zweite verbesserte Auflage. Berlin 1785. 8. (16 Gr.) — Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Herausgegeben von K. P. Moritz. Vier Theile. Berlin 1785 — 1790. 8. (2 Thlr. 4 Gr.) Es liegt bei diesem Roman Moritzens eigene Lebensgeschichte zum Grunde, die aber nicht mit strenger historischer Wahrheit erzählt, sondern mit vielen Dichtungen verwebt ist. Ein fünfter Theil erschien unter dem Titel: Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiser. Als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz von Karl Friedrich Klischnig. Berlin 1794. 8. (18 Gr.) — Andreas Hartknopf, eine Allegorie. Berlin 1786. 8. (12 Gr.) — Versuch einer deutschen Prosodie. Von K. P. Moritz. Berlin 1786. 8. (16 Gr.) — Andreas Hartknopfs Predigerjahre. Berlin 1790. 8. (12 Gr.) — Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten. Zusammengestellt von K. P. Moritz.

Mit

Mit fünf und sechzig in Kupfer gestochenen Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen und andern Denkmälern des Alterthums. Dritte Auflage. Berlin 1804. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) — Ἀνθουσα, oder Roms Alterthümer, ein Buch für die Menschheit. Die heiligen Gebräuche der Römer. Von K. P. Moritz. Mit achtzehn in Kupfer gestochenen Abbildungen antiker geschnittener Steine und andern Denkmälern des Alterthums. Zweite Auflage. Berlin 1797. 8. (mit schwarzen Kupfern 1 Thlr. 12 Gr. mit illum. Kupfern 1 Thlr. 18 Gr.) — Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 — 1788. In Briefen von K. P. Moritz. Drei Theile. Berlin 1792. 1793. 8. (mit schwarzen Kupfern 2 Thlr. 8 Gr. mit illum. Kupfern 3 Thlr.) — Vorlesungen über den Styl, oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern von K. P. Moritz. Neue Ausgabe. Durchgesehen und mit einem Anhange begleitet von J. J. Eschenburg. Braunschweig 1808. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) — Allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, und eine vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen enthält. Von K. P. Moritz. Sechste Auflage. Von neuem durchgesehen und mit vielen Zusätzen vermehrt von Dr. Theodor Heinsius. Berlin 1810. 8. (18 Gr.) — Γνωθι σαυτον oder Magazin zur Erfahrungs-

rungsseelenkunde, als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Mit Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde herausgegeben von K. P. Moritz. Zehn Bände. Berlin 1783 — 1792. gr. 8. (12 Thlr.) — Denkwürdigkeiten zur Beförderung des Edlen und Schönen. Herausgegeben von K. P. Moritz. Zwei Bände. Berlin 1786 — 1788. 8. (2 Thlr.)

Moritzens Eltern waren sehr fromm, aber auf verschiedene Weise, die Mutter nach dem hergebrachten Lehrbegriff der Kirche, der Vater im Geiste der Mystiker und Pietisten. Diese Verschiedenheiten der religiösen Denkungsweise, verbunden mit andern zu abstechenden Ungleichheiten der Gemüths- und Sinnesart, brachten Unfrieden und Zwietracht in diese Ehe. Da sein Vater im siebenjährigen Kriege als Hautboist mit zu Felde gieng, zog seine Mutter auf ein Dorf; nach dem Frieden wohnte die Familie in Hannover. Bei den ungünstigen häuslichen Verhältnissen zwischen Vater und Mutter, war an keine besorgte Erziehung des Knaben zu denken. Sich selbst meistens überlassen, oder den Einwirkungen unverständiger weiblicher Verwandten hingegeben, wuchs er bis in sein achtes Jahr auf, wo sein Vater Anstalten machte, ihn das Lesen zu lehren. Ein ungesunder, mit verdorbenen Säften angefüllter Körper verursachte dem Knaben einige Jahre schmerzhafte Leiden. Von einer auszehrenden Krankheit kaum genesen, bekam er einen sehr langwierigen Schaden am Fuße. So wurde er früh ein Sohn der Schmerzen, und behielt auch in der Folge stets einen kränklichen Körper.

Im

Im zehnten Jahre seines Alters wurde er seines Fußschadens wegen von seinem Vater mit nach Pyrmont genommen, wohin dieser fast jährlich zu einem Herrn von Fleischbein, dem Haupte einer Separatistensekte, zur wallfahrten pflegte. Während eines dreimonatlichen Aufenthalts an diesem Orte fühlte sich der Knabe weit glücklicher als in seiner Heimath; denn er ward von seinem Vater hier gütiger behandelt und fand Mitleid und Theilnahme im Hause des Pyrmonter Heiligen, der ihm auch zu seiner Unterhaltung die damals geschätzte Acerra philologica und den Telemach lieh. Der idealisirende Roman hatte viel Anziehendes für ihn, und er verwebte die Geschichte der Helden und Götter, welche er aus diesen Schriften kennen lernte, in seinen Gedanken so innig mit den Geschichten, die er schon zu Hause in der Bibel und in den Schriften einiger Mystiker, vorzüglich der Frau Guion, gelesen hatte, daß er jene eben so wohl als diese glaubte. Durch die Tausend und eine Nacht, die Asiatische Banise, und die Insel Felsenburg, die ihm zu Hause eine alte Muhme heimlich zusteckte, ward seine ohnehin schon mit mystischen Ideen erfüllte Einbildungskraft noch mehr gespannt, und er aus der Sphäre der Wirklichkeit entrückt. In Pyrmont wohnte in einem Hause mit Moritzens Vater ein Engländer, der sich gern mit dem Knaben abgab, und ihm durch Sprechen einige Kenntniß der englischen Sprache beibrachte. — Im folgenden Jahre fand er bei einem abermaligen Besuche nicht mehr so vielen Beifall; denn er war nicht mehr das in sich gekehrte, leidende Kind, sondern ein Knabe, bei dem sich mit der wiederkehrenden Gesunds

sundheit auch die Wildheit und Unart dieser Jahre einstellten.

Im zwölften Jahre hatte er die Freude, eine lateinische Privatstunde in der öffentlichen Stadtschule zu Hannover besuchen zu dürfen, wodurch er sich sehr geehrt und geschmeichelt fühlte. Auch erhielt er um diese Zeit Bekanntschaft mit einem alten Kandidaten, welcher seine frommen Gefühle und Entschließungen wieder anfachte, und durch seine Ermahnungen, so wie durch die mystischen Erbauungsbücher, die er ihm borgte, unterhielt. So lange nun alles nach dem Sinn und Eigenwillen des Knaben gieng, war er gut; sobald aber sein Vater, dem Willen des Knaben entgegen, die Schulstunden veränderte, überließ er sich allen Ausbrüchen eines gereizten Eigensinnes, gab sich mit liederlichen Gespielen ab, und begieng allerhand schlechte Streiche. Seine Eltern, der alte Kandidat, und mystische Lektüre brachten wohl einzelne Rührungen hervor, aber keine wirkliche Besserung.

Er brachte darauf einige Jahre in Braunschweig zu. Sein Vater that ihn zu einem dortigen Hutmacher, auch einem von Fleischbeins Anhängern. Da der Knabe seit seinem Besuch der lateinischen Schule den Dünkel gefaßt hatte, studiren zu wollen, so sagte ihm der Vater nur, der Hutmacher werde ihn bis zu seiner Konfirmation zu leichten Arbeiten gebrauchen und dabei in die Schule schicken. Die Veränderung des Orts und die Hoffnung, wieder eine lateinische Schule besuchen zu können, machte ihm anfangs diese Lage willkommen. Aber sein neuer Pflegevater war ein düsterer Mystiker, der auf

den

den Lebenswandel des Knaben ein wachsames Auge hatte, ihm saure Arbeiten auflegte, keine Unordnungen duldete, und jede Aeußerung von jugendlichem Leichtsinn als eine Sünde verdammte. Das alles war dem unordentlichen und weichlichen Knaben sehr peinlich; in eine lateinische Schule wurde er auch nicht geschickt, und es waren das noch seine glücklichsten Stunden in dieser Lage, wenn er in der Werkstatt durch das Uebergewicht seiner kleinen Kenntnisse gegen die andern Lehrlinge des Hutmachers den Lehrer spielen, und so seiner Eitelkeit einen Triumph verschaffen konnte. Als er einst Sonntags einen damals beliebten Prediger, einen Mann von erschütternder Beredsamkeit, predigen hörte, wurde er davon ganz entzückt; sein ganzer ehemaliger Hang zum Studiren erwachte wieder, und der Gedanke, Prediger zu werden, erfüllte seine ganze Einbildungskraft. Er genoß im Vorgefühl schon die Bewunderung, auf die er einst rechnete; denn all sein Interesse für Tugend, Kirche und Predigerstand verlor sich in Ansprüchen der Eitelkeit. Er schrieb zuweilen diese Predigten zu Hause wieder auf, und diese nützliche, ihm neue Verstandesübung machte ihm Muth, sich auch in eigenen schriftlichen Aufsätzen zu versuchen. — Indeß war der fromme Hutmacher mit seinem Zöglinge gar nicht zufrieden, und als sich dieser gar einmal in einem Anfall von Lebensüberdruß, vielleicht auch aus erkünsteltem Heroismus, durch den er Aufsehen oder Mitleiden erregen wollte, ins Wasser stürzte, aus dem er jedoch leicht herausgezogen wurde, so gab er ihn ganz auf, und der Vater mußte seinen Sohn abholen.

Moritz war vierzehn Jahr alt, als er nach Hannover zurückkam. Sein Vater schickte ihn in das Schulmeisterseminarium, und ließ ihn noch besonders im Rechnen und Schreiben unterrichten. Aus fortdauernder Liebhaberei für den Predigerstand schrieb er auch hier, obgleich ihm sein Braunschweigisches Ideal durch keinen der Hannöverschen Geistlichen ersetzt wurde, die Predigten nach, und hielt die gehörten, oder auch selbst verfertigten, bisweilen Sonntags vor seinen jüngern Brüdern oder andern Verwandten. Seine bis dahin noch genährte Hoffnung, wieder in eine lateinische Schule zu kommen, schien ganz zu verschwinden, als sein Vater Licentschreiber sechs Meilen hinter Hannover wurde. In dieser bangen Lage entdeckte er seine Wünsche dem Inspektor des Seminariums, und dieser wirkte ihm freien Unterricht in einer lateinischen Schule aus. Sein Vater, zwar unzufrieden hiermit, erklärte, er wolle sich seinem Studiren nicht weiter widersetzen, wenn er sich seinen Unterhalt selbst verschaffen könne. Dieß schlug den Muth des Sohnes sehr nieder; er gieng ganz trübsinnig umher, bis ein deus ex machina seinen Lebensschicksalen eine günstigere Wendung gab. Er hatte, um konfirmirt zu werden, seit einiger Zeit die Vorbereitungsstunden des Garnisonpredigers Marquard besucht; da er einst von diesem auf der Straße angetroffen wurde, wie er sich eben mit einigen seiner Schulkameraden balgte, und das Herz faßte, gerade auf seinen Lehrer loszugehen und sich zu entschuldigen, so gefiel diesem die Offenheit des Knaben so sehr, daß er sich von der Zeit an für ihn zu interessiren anfieng. Er ließ ihn durch seinen eigenen Sohn im Lateinischen unterrich-

richten, und empfahl ihn dem Kommendanten von Hannover, dem Prinzen Karl von Meklenburg so nachdrücklich, daß dieser eine kleine Summe zu seiner Unterstützung aussetzte.

Als seine Eltern von Hannover weggezogen waren, nahm ihn ein Hautboist unentgeldlich in seine Wohnung, und verschiedene Bürger gaben ihm Freitische. So sehr es seiner Eitelkeit schmeichelte, die Aufmerksamkeit des Prinzen und anderer angesehener Personen auf sich gezogen zu haben, so sehr fühlte er sich auf der andern Seite durch die Abhängigkeit von den Wohlthaten einiger gemeinen Leute gedemüthigt, um so mehr, da es diesen aufgetragen war, keine seiner Unarten ungerügt zu lassen, und sie ihn also häufig hofmeisterten. Am liebsten gieng er bei einem Schuhmacher zu Tische, der ihn auf einen freundschaftlichen Fuß behandelte, und sich gern mit ihm in den Höhen und Tiefen der Metaphysik verlor. Seine Konfirmation wurde für ihn, was sie für so manche junge Leute ist, nur für ihn in höherem Grade, eine Sache der Eitelkeit, nicht einer soliden Besserung; und selbst als sein Lieblingswunsch erfüllt wurde und der Rektor der lateinischen Schule ihn in die zweite Klasse des Lyceums einführte, hielt auch hier sein Fleiß nur so lange an, als ihm die Sache neu war. Nur in den Stunden des Konrektors, die zum Deklamiren bestimmt waren, gefiel er sich, weil er in ihnen seine Talente ins rechte Licht zu setzen glaubte. Einer strengen Kritik, die der Kantor an einem seiner Aftergedichte ausübte, verdankte er es, daß er von der hohen Einbildung zurückkam, sich für einen Dichter zu halten.

Eine zeitlang verfiel seine Liebhaberei auf das Chorsingen, das ihm zugleich zum Erwerbsmittel diente, und ihm daher auch bald wieder verleidet wurde. Es brachte ihn übrigens mit einem genialischen jungen Manne in Bekanntschaft, der einen beträchtlichen Einfluß auf seine Bildung gewann. Er hieß Reiser, und besaß viele Talente und Kenntnisse vor Moritzen voraus; aber dennoch wirkte sein Umgang durch seinen Geist der Unordnung, der Liederlichkeit und Geniesucht sehr schädlich auf den Charakter des letzten. Diese Bekanntschaft und überhaupt sein tägliches Zusammenseyn mit Leuten von unordentlicher Lebensart, nebst den mit dem Berufe eines Choristen verbundenen Zerstreuungen und einer durch die Deklamirübungen geweckten Vorliebe für das Schauspielwesen, führten ihn immer weiter von einer regelmäßigen Lebensweise und von dem Fleiß in Sprachen und Wissenschaften ab.

Moritzens Wirthsleute wurden seiner binnen Jahresfrist satt, und der neue Rektor des Lyceums nahm ihn, auf Bitten des Prediger Marquards, nachdem er ihn geprüft und Hoffnung für ihn gefaßt hatte, in sein Haus. Er konnte in aller Rücksicht nicht besser, als hier, aufgehoben seyn; aber er blieb zurückhaltend gegen seinen Wohlthäter und väterlichen Ermahner, und wenn er durch diese günstige Lage und das Versetzen in die erste Klasse der Schule etwas fleißiger und rechtlicher geworden war, so war doch diese Erscheinung nur vorübergehend, nur eine Episode in dem regellosen Schauspiel seines Lebens. Sein ausschweifender Hang zum Theater und überhaupt zu den Auftritten einer idealischen Welt verführte ihn zum unabläßigen

läßigen Lesen von Romanen und Schauspielen, über die er alle seine Verhältnisse und Pflichten vergaß. Um seinen Hunger nach Werken der Einbildungskraft zu befriedigen, verschleuderte er seine ganze Baarschaft an den Bücherverleiher, verkaufte ihm seine Schulbücher und machte Schulden. Er gieng schmutzig und zerrissen einher, vernachläßigte die Schulstunden, versank zugleich mit seiner geistigen, auch in körperliche Erschlaffung, und machte durch seine Liederlichkeit alle seine Gönner und Freunde von sich abgeneigt. Er wagte es nicht mehr, denen, bei welchen er Freitische gehabt hatte, unter die Augen zu treten, ließ sich nicht bei dem Prediger Marquard sehen, und holte sein Monatsgeld nicht mehr von dem Prinzen ab, sondern ertrug lieber den bittersten Mangel. Alle Bemühungen des Rektors waren umsonst, und wurden nicht einmal durch dankbares Betragen von Moritz belohnt. Für nichts, als für die Romanenwelt und das Schauspiel schien er noch Sinn und Kraft zu haben. Die Ankunft der Ackermannschen Schauspielergesellschaft zu Hannover gab dieser Liebhaberei einen neuen Schwung. Durch einen Musikus verschaffte er sich Zutritt zum Theater und versäumte keine Aufführung. Zwar wurde sein Geist durch das meisterhafte Spiel dieser Gesellschaft aus seinem Todtenschlafe geweckt, und sein Geschmack gebildet, er wurde von dem Gedanken, selbst Schauspieler zu werden, begeistert; aber nicht so wohl aus reiner Liebe zur Kunst, als vielmehr getrieben von dem Streben nach dem Glänzenden und nach Ruhm im gemeinen Sinne des Worts. Die ehemaligen Bilder von der Glückseligkeit des Predigerlebens wurden gänzlich

durch das Theater verdrängt. Er gerieth von einer Unordnung in die andre, und der Rektor sah sich zuletzt genöthigt, ihm die Wohnung aufzukündigen.

Nun war er sich ganz selbst überlassen. Er zog zu einem Bürstenbinder, wo sich bald ein paar Gefährten der Armuth und Liederlichkeit zu ihm fanden, mit denen er ein Vierteljahr nicht — lebte, sondern nothdürftig vegetirte. Beinah von aller Unterstützung entblößt, ohne Aussichten in die Zukunft, ohne innere selbstständige Kraft, sich dem Elende entgegen zu stemmen, ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, war er in einen dumpfen, gedankenlosen Zustand versunken. Er lag ganze Tage mit den Genossen seines Elends auf dem Bette, trieb abgeschmackte, kindische Spiele, las Romane und Schauspiele, durch die er einzig zur Aeußerung einiger Lebenskraft und eines schwachen Ideenspiels gereizt oder gekitzelt werden konnte, und nährte seinen ausgemergelten Körper kümmerlich mit einem einzigen Freitische, den er die Woche hatte, und mit Thee und Brodt, zuweilen auch mit dem Teig, wor-in ein Perückenmacher das Haar zu den Perücken gebakken hatte. Einzelne Augenblicke, wo er aus seinem Seelenschlafe zum Selbstbewußtseyn erwachte, mußten fürchterlich seyn. In solchen war es auch, wo er einigemal den theatralischen Entschluß faßte, sich das Leben zu nehmen.

Endlich kam die Stunde seiner Erlösung aus diesem Mittelzustande zwischen Seyn und Nichtseyn. Der Prediger Marquard nahm sich seiner, auf die Bitte von Moritzens Vater, noch einmal an, und vermochte auch den Prinzen, der ihn seinem Schicksale hatte überlassen wol-

wollen, ihn ferner zu unterstützen. Seine Schulden wurden bezahlt. Er erhielt wieder ordentliche Kleidung, zog zu einem Schneider, und fieng einen neuen Lebenswandel mit den heiligsten Vorsätzen an. Er besuchte wieder ordentlich die Lehrstunden, legte das Lesen der Romane und Schauspiele bei Seite, und borgte sich vom Bücherverleiher wissenschaftliche Werke z. B. Gottscheds Philosophie und Wolfs Metaphysik. Allein seine feierlichsten Entschließungen, die er nie nach ruhiger Ueberlegung der Vernunft, sondern aus Begeisterung der Einbildungskraft faßte, giengen nicht in Erfüllung, oder verloschen bald zugleich mit der Flamme der Einbildungskraft. Er erlaubte sich erst kleine Abweichungen von seinem Plan, und dann immer größere. Manche thörigte und unbesonnene Streiche setzten ihn wieder in der Achtung seiner Wohlthäter zurück. Er litt außerdem häufig an Kopfschmerz, und so verstrich ihm abermals ein Jahr ohne sonderlichen Gewinn für seine Ausbildung.

Er zog jetzt zu einem Schlächter, bei dem er sich im Winter in der Familienstube aufhalten mußte, wo auch zwei im Quartier liegende Soldaten und ein paar liederliche Chorschüler mit von der Gesellschaft waren, an deren Unterhaltungen und Spielen er Theil zu nehmen nicht vermeiden konnte. In dieser Zeit bekam er die Wielandsche Uebersetzung des Shakespear in die Hande, die seinen Enthusiasmus mehr als je für das Schauspiel entzündete. Er theilte seinen Genuß mit seinem Freunde Reiser, den er lange vernachlaßigt hatte, und brachte ganze Nächte bei ihm mit dem Deklamiren Shakespearischer Stücke zu. Reiser machte ihn dagegen zuerst mit

Werthers Leiden bekannt, die Moritz mit Heißhunger verschlang. Alles zog ihn darin unwiderstehlich an. Die in ihrer Art einzige Sprache und Darstellung; der Geist und die Philosophie über Natur, Welt, Schicksal und Bestimmung; der schwärmerische, reizbare, unglückliche, in Lebensüberdruß versunkene Werther hatte für ihn zu viele Seiten und Punkte der Berührung, als daß das Buch nicht sein Hand- und Lieblingsbuch hätte werden sollen, dessen Ideen, Manier und Sprache er sich immer mehr zu eigen machte, und so Werthers Art zu seyn, zu empfinden und zu handeln gewissermaßen selbst annahm. Freilich ward durch dieß alles seine Einbildungskraft auf Kosten der übrigen Kräfte genährt, und er aus der wirklichen Welt immer weiter in die Welt seiner Träume und seiner Bücher entrückt. Er erhielt jetzt wieder Veranlassung zum Dichten, und es wurde eine zeitlang seine Lieblingsbeschäftigung. Reisers Kritiken kamen seiner noch sehr schwachen Urtheilskraft zu statten. Auch war ihm der Beifall, der einst seinen Gedichten öffentlich in der Schule ertheilt ward, und der Ruhm, den er durch ein von ihm selbst in Hexametern verfertigtes Lobgedicht auf die Königinn von England, welches er bei einem öffentlichen Redeakt deklamirte, allgemein erhielt, ein neuer Sporn, sich immer mehr auszuzeichnen und einen Nahmen zu erwerben. Er trug sich schon mit allerlei Ideen zur Schriftstellerei, arbeitete an einem Aufsatze über die Empfindsamkeit für das Hannöversche Magazin, und legte sich jetzt mehr auf das Englische, weil er sich durch Uebersetzung einiger Aufsätze aus dem Gentleman-Magazin und andern englischen Zeitschriften, die

er

er kennen gelernt hatte, bekannt und wichtig machen zu können glaubte. Der Prediger Marquard und der Rektor Sextro schöpften doch von seiner sich regenden Thätigkeit und Anstrengung wieder Hoffnung, und verschafften ihm Gelegenheit, sich durch Unterrichtsstunden etwas beträchtliches zu erwerben. Der letztere suchte durch freundschaftliche Vorstellungen verschiedener Art ihm begreiflich zu machen, daß er seinen höchsten Zweck, sich hervor zu thun und geltend zu machen, auf eine edlere Art durch Gründlichkeit in Sprachen und Wissenschaften erreichen könne und werde. Eine zeitlang belebten ihn wirklich diese Vorstellungen zum Fleiße im Lateinischen, Griechischen u. s. w. Aber an einer mit Aufopferungen verbundenen Anstrengung und Beharrlichkeit als Mitteln zu einem großen Zweck fand er keinen Geschmack, und kehrte nach einiger Zeit wieder zu seiner vorigen Weise zurück.

Mit der Erweiterung des Gebietes seiner Einbildungskraft und mit der Ausdehnung seiner Ansprüche wurde ihm das kleine Plätzchen, auf welches sein Treiben und Wirken in Hannover eingeschränkt war, immer enger und enger. Ihn verlangte nach Veränderung des Schauplatzes. Er entschloß sich daher zu einer Fußreise nach Bremen, von wo er die Weser hinunter bis nach der See zu fahren gedachte. Mit einer ganz kleinen Summe versehen trat er diese seine erste große Wanderung an, mußte aber, da ihm seine Baarschaft ausgieng, einige Meilen hinter Bremen wieder umkehren, und froh seyn, daß ein Kaufmannsdiener in Bremen, dem er einen Brief aus Hannover mitgebracht hatte, ihn bewirthe-

te und mit Geld unterstützte. Da man ihm in Bremen mehr Ehre erzeigte, als er in Hannover gewohnt war, so war er, nachdem er die Abentheuer dieser Reise überstanden hatte, ganz wohl mit seinem Unternehmen zufrieden, und die Idee, die große Welt zu sehen, gewann von dieser Zeit an bei ihm immer mehr Reize. Zu ihr gesellte sich seine alte Liebe zum Theater, die bei seiner Rückkehr nach Hannover durch die Anwesenheit der Schröderschen Gesellschaft aufs neue angefacht wurde. Das Schauspielwesen war jetzt nicht sein herrschender, sondern sein einziger Gedanke. All sein Dichten und Trachten war dahin gerichtet, selbst Schauspieler zu werden. Seine Leidenschaft theilten mehrere seiner Mitschüler, nur in geringerem Grade; unter diesen vorzüglich Iffland, der seinen vorigen Plan, Landprediger zu werden, gegen das Schauspielerleben zu vertauschen wünschte, und den gleiche Neigung für denselben Gegenstand mit Moritz enge verband. Es bildete sich unter den Schülern eine theatralische Gesellschaft, die sich zur Aufführung von Schauspielen vereinigte. Moritz nahm den leidenschaftlichsten Antheil; da er aber nicht immer die glänzenden Rollen erhielt, nach denen sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit strebte, so machte ihn dieß mißmüthig und trostlos. Zur Verschlimmerung seines Zustandes kam die abermalige Zerrüttung seiner Vermögensumstände, und die durch gänzliche Vernachläßigung der Verhältnisse, in welchen er stand, und einen für seine Lage übermäßigen Aufwand angewachsene Schuldenlast, deren Abtragung ihm unmöglich dünkte. Unter diesen Umständen kam, mit Hülfe seines Freundes Reiser, der Entschluß zur Reife,

Han-

Hannover heimlich zu verlassen, nach Weimar zu gehen, und dort sich bei der Eckhofschen Schauspielergesellschaft aufnehmen zu lassen. Sein unruhiges Leben in Hannover endigte sich also damit, daß er ohne Vorwissen seiner Eltern, seiner Gönner und Freunde, mit einem einzigen Dukaten in der Tasche, einen Ort verließ, an welchem sich so viele günstige Umstände vereinigt hatten, um ihn zu einem verständigen, sittlichen, und für eine literarische Bestimmung brauchbaren Menschen zu bilden, wenn er nicht sein Glück selbst von sich gestoßen hätte.

Mit einem Himmel voll lachender Hoffnungen im Herzen eilte Moritz Sachsen zu, und langte, unter mancherlei kleinen Abentheuern und Beschwerden, die mit seiner ärmlichen Fußreise verbunden waren, in Erfurt an. Als er hier erfuhr, daß die Eckhofsche Gesellschaft nicht mehr in Weimar, sondern in Gotha sei, machte er sich sogleich auf den Weg dahin. Ungeachtet aber der Hoffnung, die ihm Eckhof anfangs machte, erhielt er doch zuletzt abschlägige Antwort. Gänzlich dadurch niedergeschlagen, faßte er nur wieder einigen Muth, als Eckhof ihm vorschlug, sich bei der Barzantischen Truppe zu melden, die damals in Eisenach war. Er gieng also nach Eisenach. Aber auch jetzt schien sein Unstern ihn zu verfolgen; denn die Gesellschaft war schon von da nach Mühlhausen gegangen, wohin er nun, durch einen Umweg über Erfurt, zu gehen beschloß. In Erfurt faßte er den Entschluß, Student zu werden. Man rühmte ihm die Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit des Prorektors Günther, Abts vom Benediktinerklo-

ster.

ster. Er gieng zu ihm, wurde freundlich aufgenommen, und ihm der Rath gegeben, sich an den Professor Froriep, der sein halber Landsmann sei, zu wenden. Froriep, dem Moritz eine aus Wahrheit und Unwahrheit zusammengesetzte Geschichte seiner Schicksale erzählte, versprach ihm Unterstützung bei seinem Studiren, und verschaffte ihm unentgeldlich die Matrikel, den Freitisch und freie Wohnung.

Moritz gefiel sich jetzt in der neuen Rolle eines der Gottesgelahrtheit Beflissenen. Er besuchte theologische und andre Vorlesungen, und schrieb an seinen Freund Reiser, er denke seine Tage in Erfurt zu beschließen. Seine unerschöpfliche Phantasie nemlich hatte ihm schon den Plan entworfen, unmittelbar aus dem lernenden in den Stand eines akademischen Lehrers überzugehen, und als solcher in Erfurt zu bleiben. Unterdeß drückte ihn seine Armuth gar sehr. Er hoffte, durch literarische Arbeiten und Aufsätze, die er in ein Volksblatt lieferte, etwas zu gewinnen; allein diese Hoffnung schlug ihm fehl. Und von Hannover erfolgte auch keine Unterstützung mehr, obgleich Froriep sich deßwegen schriftlich an den Rektor Sextro gewendet hatte, der übrigens Moritzens Anlagen in seinem Antwortsschreiben alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Durch seine Liebhaberei für schöne Wissenschaften und durch seine Verse hatte sich Moritz indessen einen Nahmen auf der Universität erworben, und als eine Gesellschaft von Studenten sich vereinigte, Schauspiele aufzuführen, zog man ihn vorzüglich als einen Kenner dazu. So ließ er sich abermals von den ernsteren Studien zu der

Muse

Muse des Schauspiels hinlocken, spielte einige Rollen mit Beifall, und lebte und webte wieder ganz in diesem Fache. Als darauf eine eigentliche Schauspielergesellschaft nach Erfurt kam, ließ er sich unter dieselbe aufnehmen, und wollte schon als Mitspieler auftreten, als es durch Froriep's Dazwischenkunft vereitelt wurde. Dieser ließ dem Prinzipal der Gesellschaft sagen, er werde seine Erlaubniß zu spielen verlieren, wenn er es wage, den Studenten, dessen Nahme sich auf dem Schauspielzettel befände, die Bühne betreten zu lassen. Dieß war ein Donnerschlag für Moritz. Froriep redete ihm zu, seinen Plan aufzugeben; aber seine Niedergeschlagenheit über verfehlte Hoffnungen vermochte er nicht zu besiegen. Er ließ sich jetzt von keinem Menschen sehen, und brütete einsam über den Gedanken seines Mißgeschicks. Der Professor Springer, bei dem Moritz Statistik gehört hatte, nahm sich seiner an, ermunterte ihn, sich auf Statistik zu legen, und räumte ihm, da er die Einsamkeit suchte, ein Zimmer in seinem abgelegenen Gartenhause ein, wo Moritz ganz nach seiner Bequemlichkeit leben, sich beschäftigen und seinen Träumen nachhängen konnte. Allein sein innerer Mißmuth und eine anhaltende Ueberspannung seiner Phantasie zog ihm eine Entkräftung und Schlafsucht zu, während welcher er Tag und Nacht auf dem Bette lag und mehr träumte als wachte. Als er sich nachher wieder erholte, war sein erster Ausgang ins Schauspiel, und die Liebe fürs Theater, so sehr sie ihm auch durch die Hindernisse, die ihm in den Weg gelegt worden waren, hätte verleidet werden können, bemächtigte sich seiner mit so ungestümer Gewalt, daß er,

der Vorstellungen und Warnungen seiner Freunde ungeachtet, in kurzem der Schauspielertruppe, die nach Leipzig gegangen war, folgte. Als er in Leipzig angekommen war, hörte er, daß der Prinzipal der Truppe davon, und die Gesellschaft auseinander gegangen war. Dieser letzte Theaterstreich, den ihm das Schicksal spielte, scheint gewirkt zu haben. Unter den sich ewig durchkreuzenden Projekten seines Lebens wurde nie wieder die Schaubühne das Ziel seiner Wünsche.

In düstrer Schwermuth versunken schlenderte er aus Leipzig, ohne zu wissen, wohin, ohne Plan für die Zukunft, und ohne nachzudenken, wie er sein Leben länger fristen solle. Aber ohne sein Zuthun zeigte ihm sein gutes Geschick wieder im nächsten Dorfe nahe Hülfe. Er wurde mit einem Herrnhuter aus Barby bekannt, mit dem er aus Erinnerungen seiner früheren Jahre in mystische Gespräche eingehen konnte, und nahm den Mann so für sich ein, daß dieser ihn mit nach Barby nahm, und dort dem ehrwürdigen Bischof Spangenberg empfahl, der ihm auch Unterstützung versprach, wenn und so lange er bei der Gemeine bleiben wolle. Die Neuheit der Lage, sein Hang zur Schwärmerei und die Sehnsucht nach Ruhe ließen ihn hier ein glückliches Eiland sich vorstellen, wo er, geborgen vor den Stürmen der Welt, der stillen Weisheit seine Tage weihen könne. Trotz dieser Begeisterung konnte er nicht lange bei dieser einförmigen, zwangvollen und langweiligen Lebensart aushalten, sondern entschloß sich die Universität Wittenberg zu beziehen, wozu ihm denn die Brüdergemeine ihren Segen, und auf den Weg einen Zehrpfennig gab.

Auch

Auch in Wittenberg lächelte ihn das Glück an, und führte ihm Freunde unter den Studenten, und Gönner und Wohlthäter unter den Professoren zu, durch welche er freie Wohnung und den Freitisch erhielt. Am meisten nahm sich der würdige Titius seiner an, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich durch Unterrichtsstunden und Uebersetzungen aus dem Englischen etwas zu verdienen. Hier verlebte er zwei Jahre, in welchen er Vorlesungen aus verschiedenen Wissenschaften, auch aus der Theologie, besuchte, abwechselnd eine große, aber ins Unbestimmte hinwirkende, übel geordnete, und darum unnütze Thätigkeit zeigte, und dann wiederum Tage und Zeiten mit Nichtsdenken und Nichtsthun verschwendete, bald in den akademischen Ton der wildesten Studenten einstimmte, bald wieder in sich gekehrt und einsam nur seinem Gram und den Gedanken seines eingebildeten Unglücks nachhieng.

Die große Bewegung, welche damals durch Basedows pädagogische Unternehmungen verursacht wurde, veranlaßte ihn, nach Dessau zu gehen, wo er auch von Basedow mit offenen Armen empfangen wurde. Allein Basedow glaubte bald zu entdecken, daß Moritz nicht Eifer und Seelenstärke genug zum Mitarbeiten an seinem großen Umwälzungsgeschäft habe, und Moritz war herzlich froh, aus der Geistestyrannei erlöst zu werden, die jener berühmte Mann über alle ausübte, die mit ihm in Verbindung standen. Was für Eindrücke dieser kurze Abschnitt seines Lebens in Moritz zurückgelassen, kann man aus der Schilderung des Gellenhausischen Philanthropins in seinem Andreas Hartknopf erra-

then,

then, wo man das Urbild zu dem Weltreformator — „mit großen, schwarzen, struppigten Augenbraunen und borstigem Haar, der ein sammtnes Kleid vom Schweiß und Blute der betrogenen Menschheit trug“ — nicht leicht verkennen wird.

Auf Anrathen eines Berliner Kaufmanns, mit dem Moritz in Dessau Bekanntschaft machte, wendete er sich jetzt nach Potsdam, wo er sich um eine Feldpredigerstelle bewarb. Da ihm diese nicht zu Theil wurde, und er wieder ohne Hoffnung und brodtlos umher irrte, faßte er den Entschluß, sich zu Tode zu hungern, wurde aber von der Ausführung dadurch zurückgebracht, daß er den Antrag zu einer Lehrerstelle am großen Potsdammer Waisenhause erhielt. Doch wurde ihm diese Stelle bald unerträglich, und da er nicht gleich, wie er wünschte, bei einer Schule in Berlin angestellt werden konnte, so überließ er sich abermals seiner mit schwarzen Vorstellungen erfüllten Einbildungskraft, war unthätig und unbrauchbar zu jedem Geschäft, irrte wie wahnsinnig Tage und Nächte unter freiem Himmel umher, und stillte dabei seinen Hunger mit Wurzeln. Endlich erhielt er durch Tellers und Büschings Vermittelung eine Lehrerstelle an der Klosterschule zu Berlin. Jetzt gieng er von dem einen Aeußersten der Verzweiflung auf das andre der überspanntesten Freude über, und dachte sich das Leben und Wirken für die Zwecke der Jugendbildung als die größte Glückseligkeit. Mit großem Eifer trat er sein neues Amt an, und verwaltete es mit Beifall, ob es ihm gleich an Schulwissenschaften, und vorzüglich an der Kenntniß der alten Sprachen fehlte. Aber so wie ihm

die

die Sache nicht mehr neu war, und er auch die dunkle Seite des Lehrstandes kennen lernte, wurde er seiner Lage abermals überdrüßig. Die Beförderung zum Konrektorat bei der Schule machte ihn um nichts zufriedener. Doch suchte er einige Abwechselung und Mannigfaltigkeit in das ihm so verhaßte Einerlei seines Lebens durch kleine schriftstellerische Versuche, und durch häufige Wanderungen in die umliegenden Gegenden zu bringen. Auch erhielt seine Phantasie neuen Stoff durch die Freimaurerei. Er war in eine Loge aufgenommen, in welcher pietistische Schwärmerei herrschte, die sich immer noch einigermaßen mit seiner Art zu empfinden und zu phantasiren vertrug. Er wurde selbst Bruder Redner, und das Amt des Sprechers in einer Versammlung Geweihter mußte seiner Eitelkeit sehr schmeicheln; zuletzt ward er aber auch dieses müde.

Seiner eingeschränkten Lage zu entfliehen, war schon lange sein Wunsch. Da er es nicht ganz vermochte, so suchte er sich wenigstens auf einige Zeit durch neue Gegenstände zu zerstreuen und reiste auf drei Monate nach England. Er machte die Reise größtentheils zu Fuße, und fand so wohl deswegen, als wegen seines Anzugs, der selten sauber und reinlich war, häufig Anstoß. Ohne andre bestimmte Zwecke und Plane suchte er nur Befriedigung seines Hangs zu Wanderschaften und Abentheuern, und Nahrung für sein Empfindungsvermögen und seine Einbildungskraft durch Gegenstände des Schönen und Erhabenen. Dieß alles fand er reichlich. Aus der berühmten Höhle zu Castleton aber brachte er einen bösen Husten zurück, der auf seinen Kör-

per

per in der Folge einen nachtheiligen Einfluß gehabt zu haben scheint.

Bald nach seiner Zurückkunft nach Berlin hoffte er Prorektor der Kölnischen Schule zu werden; allein es wurde ihm nur das Konrektorat, mit einigen Lehrstunden am Gymnasium übertragen. Dadurch wurde seine Eitelkeit gekränkt, und ob ihm gleich die Unterrichtsstunden, die er erwachsenen Jünglingen am Gymnasium zu geben hatte, schmeichelten, so konnte er doch diese vermeinte Zurücksetzung und Vereitelung seines Wunsches so wenig ertragen, daß er vielmehr wieder in jenen Zustand der üblen Laune, des Unmuths und Mißvergnügens verfiel, in welchem wir ihn schon oft gesehen haben. Unzufrieden mit sich und der Welt brachte er Stunden und Tage auf dem Bette in unthätigem Brüten zu, oder er faßte den Vorsatz als Bootsknecht oder Soldat in die weite Welt zu gehen, oder er täuschte sich mit dem Gedanken des Selbstmords. Es war um dieselbe Zeit, wo er sich so krank an Brustübeln glaubte, daß er seinen nahen Tod allenthalben verkündigte, und sich als Weltweiser auf ihn vorzubereiten affektirte, indem er die Unsterblichkeit der Seele zum Lieblingsgegenstande seiner Unterredungen machte, auch wohl mündlich und schriftlich ängstliche Zweifel dagegen erregte, und seinen Freunden überzeugende und beruhigende Beweise abforderte; Er genas indeß wieder; auch wurde ein Theil seiner Wünsche erfüllt, da ihm auf sein Ansuchen eine außerordentliche Professur am Gymnasium ertheilt wurde, die zwar mit einem nur geringen Gehalte, aber auch weniger Arbeit verbunden war. Da Büsching, der Direktor des Gymnasiums

ihm

ihm immer angerathen hatte, sich einer Hauptwissenschaft zu widmen und diese im Gymnasium zu lehren, so wählte er die Geschichte, und hielt, ohne sich je vorher damit beschäftigt zu haben, Vorlesungen über dieselbe, wobei die Baumgartensche allgemeine Weltgeschichte seine Quelle war. Auch unternahm er es, die Vossische politische Zeitung nach einem neuen idealischen Plane zu schreiben. Allein da dieser schief gefaßt und excentrisch war, Moritz auch der einem Zeitungsschreiber unentbehrlichen geschichtlichen und statistischen Kenntnisse ermangelte und nicht hinlänglichen Fleiß auf die Ausführung verwendete, so war es natürlich, daß die Leser die alte Einrichtung zurückwünschten. Moritz trat bald von der Arbeit ab, und bezog jetzt, wie er schon oft gethan hatte, einen Garten in einem entlegenen Theile der Stadt, wo er mit einem jungen Freunde, Nahmens Klischnig, in einer glücklichen Einsamkeit lebte, und seine Zeit zwischen Schriftstellerei und dem Umgange mit seinem Freunde theilte. In der Folge unternahm er in Gesellschaft desselben eine Fußreise durch mehrere Gegenden Deutschlands. In Bamberg wurde er mit dem Baron Hörwart bekannt, der eben von einer Reise nach England und Italien zurückgekommen war. Die Erzählungen desselben weckten in Moritz den Wunsch, das letztere Land selbst zu sehen. Mit der größten Schwärmerei verfolgte er nunmehr den Gedanken an diese Reise, und nur die Nothwendigkeit, sich vorher durch schriftstellerische Arbeiten so viel zu erwerben, als eine Reise nach Italien kosten würde, vermochte ihn, noch eine zeitlang in Berlin auszuhalten.

Aber noch ein anderes Hinderniß sollte sich ihm entgegen werfen, das ihn auf einige Zeit seinen Reiseplan gänzlich vergessen ließ. Er liebte mit allem Enthusiasmus der Einbildungskraft, dessen er fähig war, ein verheirathetes nicht ungebildetes und edelgesinntes Frauenzimmer, und fühlte sich durch ihre Gegenfreundschaft höchst beglückt. Diese Leidenschaft, ob sie gleich ihm viel von seiner Zeit raubte, wirkte dennoch vortheilhaft auf ihn; er wurde fester. Seine Freundinn nahm sich seiner häuslichen und Wirthschaftsangelegenheiten an. Sie faßte die Idee, ihn mit einer Nichte von sich zu verheirathen, wodurch er selbst hoffte, sich näher an diese Familie anschliessen zu können. Moritz gefiel sich in der Aehnlichkeit seiner Lage mit der von Werther, obgleich die höchste Verschiedenheit statt fand; denn Moritz war keiner wahren tiefen Empfindung für ein Wesen außer sich fähig, und verlor sich so sehr im Nachäffen seines Ideals, daß er in damaliger Zeit wie Goethe's Werther gekleidet gieng, im blauen Frack mit gelben Unterkleidern. Auch die kleinen Briefe, die er in dieser Periode an seinen Freund Klischnig, welcher jetzt zu Frankfurt an der Oder studirte, schrieb, hatten ganz Farbe und Ton der Wertherschen; sie zeigten, daß die Unmöglichkeit, den Gegenstand seiner Liebe zu besitzen, ihn in eine schwermüthige Laune versetzte. Endlich riß ihn die Reise nach Italien aus dieser peinlichen Lage; sei es nun, daß die wieder aufwachende Liebe zu jenem Lande ihn zur Trennung veranlaßte, oder daß die eingesehene Nothwendigkeit, sich loszureißen, ihn bestimmte.

Er reiste ohne Urlaub von Berlin ab, und bat von Braunschweig aus um die Entlassung von seinem Amte, welche er auch erhielt. War es bei seinen bisherigen Wanderungen mehr auf Lebensgenuß abgesehen, so machte er sich dießmal dagegen einen viel umfassenden, gelehrten Plan, die römische Geschichte und Alterthümer in Italien an der Stelle aus den Quellen zu studiren, und sodann darüber zu schreiben. Sehr kühn war das Unternehmen für einen Mann, der von alter Literatur und den alten Sprachen eine nur höchst oberflächliche Kenntniß hatte. Sein Aufenthalt in Italien oder vielmehr in Rom, wo er die meiste Zeit zubrachte, dauerte zwei Jahre. Er suchte sich durch den Umgang mit Kennern, Künstlern und Gelehrten in der Beurtheilung des Schönen in der Kunst zu üben, wozu ihm vorzüglich der vertraute Umgang mit Goethe, den er hier kennen lernte, behülflich war. Dieser von Moritz seit den Leiden des jungen Werthers angebetete Mann kam kurz nach Moritz nach Italien, interessirte sich sehr für seinen Landsmann, und hatte einen entscheidenden Einfluß eben so wohl auf seine Fortbildung, als auf seine Schicksale. Moritz erkannte die Geistesüberlegenheit seines originellen Freundes unbedingt an, hieng mit Entzücken und Bewunderung an dessen Munde, und machte dessen ästhetische Philosophie ganz zu der seinigen. Er gefiel sich übrigens in Rom so wohl, daß er wenige Zeit außerhalb zubrachte, und sich nicht wieder nach seinem Vaterlande sehnte. Der warme Himmelsstrich, die schöne Natur, und die Schönheit der Kunst gaben seiner Einbildungskraft einen noch höheren Schwung, und lösten

seinen Geist ganz in Gefühle und in einen Zustand des Wohlbehagens auf.

Als er wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, gieng er nach Weimar zu Goethe, der ihn dem Herzoge bekannt machte. Der Herzog nahm vielen Antheil an dem Wanderer, ließ sich gern von ihm die Abentheuer seiner Reise erzählen, und nahm, um ihm auf eine feine Art ein Geschenk machen zu können, Uebungen im Englischen mit ihm vor. Diese kleinen Dienste belohnte der Herzog fürstlich, nahm ihn auch in seinem eigenen Wagen mit nach Berlin, und verschaffte ihm dort durch seine Empfehlungen vielvermögende Gönner.

Moritz wurde jetzt zu Berlin in den Senat der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften als Professor der Theorie der schönen Künste und der Alterthumskunde aufgenommen. Er hielt den jungen Künstlern und andern Liebhabern Vorlesungen über Mythologie, Alterthümer und Kunst. Sein Vortrag war im Ganzen schön und reizend, doch oft aus Mangel gehöriger Vorbereitung, zu gedehnt und ins Tändelnde und Spielende fallend. Seine Phantasie, seine vorzügliche Darstellungsgabe, und seine Erinnerungen aus dem Lande der schönen Kunst kamen ihm dabei treflich zu statten. Seine Schüler versicherten, ihn mit Wollust gehört, aber — wenig deutliche Begriffe aus seinen Vorlesungen gewonnen zu haben. Seine Thätigkeit für die Akademie blieb aber nicht bei diesen Vorlesungen stehen: er kündigte die jährlichen Ausstellungen der Akademie durch Programme an, und beschrieb die ausgestellten Werke. Er verwaltete eine zeitlang das Amt eines

nes Sekretärs, besorgte die Monatsschrift der Akademie der Künste, in welcher auch mehrere Abhandlungen von ihm selbst sich befinden, und gab noch besondere Annalen der Akademie heraus. Auch war er bei der Militärakademie Professor geworden, und hielt den jungen Officieren Vorlesungen über den Styl. Noch mehr wurde er dadurch geehrt, daß er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Die akademische Deputation zur Kultur der vaterländischen Sprache fand an ihm einen sehr leidenschaftlich thätigen Mitarbeiter. Seine Verdienste wurden nun auch äußerlich durch den Hofrathscharakter ausgezeichnet.

Sein häusliches Leben war noch auf demselben Fuß, wie vormals, eingerichtet. Er wohnte in einem Garten der Vorstadt, saß mitten im Sommer in einen Pelz gehüllt, oder lag halb nackt auf dem Sopha. Er arbeitete sehr viel und sah nur wenig Menschen. Sein Gehalt und Erwerb waren jetzt ansehnlicher als je; aber auch sein Aufwand vermehrte sich so, daß er doch am Ende — nur Schulden hatte. So oft er auswärts Geschäfte hatte, fuhr er im Wagen, und schafte sich daher in der Folge selbst Wagen und Pferde an, es sei nun, daß er sich wirklich eingebildet, er sei zum Gehen zu schwach, oder daß er seiner Eitelkeit dieß Opfer brachte.

Alle Vortheile seiner jetzigen Lage konnten ihn gleichwohl nicht zufrieden und ruhig machen. Wenigstens war ihm von Zeit zu Zeit eine Lustreise Bedürfniß, um sich eine andere Stimmung zu geben. Auch wirkte sein sieche Körper auf seinen Geist, und die Einbildungskraft vergrößerte wieder sein Siegthum. Er faßte den Gedan-

danken, sich in seinem jetzigen Stande wieder einmal in seinem Vaterlande zu zeigen. Er reiste also dahin. Ob er gleich nur sehr uneigentlich unter die Theologen gerechnet werden konnte, liebte er es doch, auf Reisen Gastpredigten zu halten. Er predigte daher auch jetzt in Hannover, und trat, nach seiner eigenen Versicherung, unvorbereitet vor der ansehnlichsten Gemeine auf die Kanzel. Er hatte im Hannöverschen verschiedene Angehörige in dürftigen Umständen. Diese suchte er, in seinem Wagen und mit seinem Bedienten fahrend, in allen kleinen Dörfern auf. Er gefiel sich darin, zu erzählen, welchen erstaunenswürdigen Eindruck er bei ihnen gemacht, und wie wohlthätig er sich gegen dieselben benommen.

Ungeachtet mancher deshalb an ihn ergangenen Warnungen beschäftigte ihn doch der Gedanke sich zu verheirathen, den er schon öfters gehabt, ohne daß ihm in Berlin und außerhalb seine Bewerbungen gelungen waren. Einst sah er die Tochter des Buchbinders Matzdorf in Berlin, ein sehr junges und gut physiognomirtes Mädchen. Sie sehen, und bei ihrem Vater um sie anhalten, war eins. Er heirathete sie, und hieng mit einer Leidenschaft an ihr, die niemand ihm zugetraut hatte. Aber der Abstand unter beiden Personen war doch zu groß, als daß man sich eine sehr glückliche Ehe hätte versprechen dürfen. Es lag in ihm selbst etwas, was ihm von dieser Seite kein dauerhaftes Glück versprach, der Geist der Unbeständigkeit und der üblen Laune, eine nicht von selbstischen Maximen gereinigte Denkungsart, seine Ansprüche, sein Hang, sich selbst zu peinigen. Eifersucht gesellte sich dazu. So ward der häusliche Friede gestört;

stört; beide fühlten sich unglücklich. Ein leichtsinniger, wirklich sehr anstößiger Schritt von ihrer Seite, der den Schein von Untreue hatte, zog eine gänzliche Trennung nach sich. Sie kehrte zu den Ihrigen zurück. Aber war er vereinigt mit ihr nicht glücklich gewesen, so fühlte er sich von ihr geschieden noch weit elender. In einer Reihe von poetischen Billets, die er seiner Frau während ihrer Entfernung von ihm zuschickte, liest man, wie unwiderstehlich er sich wieder zu ihr hingezogen fühlte, und wie sehr der Gram über seine unglückliche Liebe an seinem Herzen nagte. Eins von diesen kleinen Gedichten lautet:

Auf dieses Blatt fiel eine Thräne,
Wie auf der Liebe Grab. —
Kein Strahl von Hoffnung! O wie sehne
Ich mich hinab! hinab!

Endlich erreichte er den Wunsch, seine Gattinn wieder mit sich vereinigt zu sehen, und hieng von neuem mit ganzer Seele an ihr. Er reiste mit ihr nach Dresden, wo er sie allen seinen Freunden und Bekannten nicht genug rühmen konnte und überall ihre Tugend und Unschuld pries. Nicht lange nach seiner Zuhausekunft brachte eine äußere Veranlassung sein Blut in Aufruhr; er warf Blut aus, die Lunge war in Eiterung übergegangen, und er starb einige Tage darauf mit mehr Seelenruhe, als man bei seiner Lebenslust hätte erwarten können, wenn nicht körperliche Leiden dieser Art zuletzt in den Zustand der Ruhe übergiengen, der der Vorbote der gänzlichen Erschlaffung und Auflösung ist.

Lang' sucht' er Eldorado
Durch ferne Meer' und Länder

Im steten Kampf mit Sorgen.
Nun hat er's ohne Mühe
Im kühlen Grab gefunden.
Leicht sei ihm, Mutter Erde!

So merkwürdig dieser Mann durch die Schicksale seines Lebens war, eben so merkwürdig war er durch das Excentrische seines Charakters.

Die Natur hatte den Kern in eine äußerst ungenießbare, harte und undurchdringliche Schale gelegt. Sein Körper war unvollkommen organisirt. Sein Gesicht plump und mit Negerzügen; sein Mund breit; sein Auge und Blick todt und geistlos. Die Ausbildung seines Geistes war nicht von der Art, um auf die Veredlung seiner Körperbildung einen sehr merklichen Einfluß zu haben. Sein Temperament war das melancholische. Die Grundlage seines Charakters war eine schwache Lebenskraft und überhaupt Schwäche aller Vermögen, der Denkkraft, der Gefühlfähigkeit und des Begehrungsvermögens, die Einbildungskraft ausgenommen, welche sehr lebhaft war. In seinen Trieben und Kräften war aber etwas Ungemeines, und in seiner Art zu empfinden und zu phantasiren ein eigner Ton. Wie seine Anlagen, so die Ausbildung derselben. Er ließ sich durch seine Erziehung, durch Menschen, durch Schicksale und Verhältnisse bearbeiten. Seine Neigungen waren schwankend und unbestimmt; seine Thätigkeit nicht gleichförmig; seine Anstrengung des Geistes gering. Die Grundsätze, die er sich erwarb, waren nicht zusammenhängend und entwickelt; es fehlte ihnen an Festigkeit, Stärke und Gewißheit; sie hatten einen schwachen Einfluß auf die Beherrschung der

Nei-

Neigungen, welche vielmehr selbst größtentheils seine Grundsätze erzeugten, oder ihnen ihre Richtung gaben. Er folgte daher meist niedern Maximen der Eitelkeit, der Ruhmsucht, der Begierde Aufsehen zu erregen, in seinen Handlungen. Zur Einheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Charakters konnte er sich nicht erheben; daher der Mangel an reinem Gehalt und an sittlicher Würde in seinem Wirken und Seyn. Ob nun gleich sein Kopf nicht wohlgeordnet, sein Gefühl nicht regelmäßig, sein Wille oder Charakter schwach war, so darf man sich doch von seinen höhern Geisteskräften keinen zu schlechten Begriff machen, da er bei dem allen einen so gestaltlosen oder verunstalteten Stoff noch so bearbeitete, daß er als Mann mit seinen Talenten, Kenntnissen, und seiner vielfachen Betriebsamkeit sich auszeichnete. Und doch war sein Körper, seine schwache Gesundheit, seine erste Erziehung und Verbildung gar nicht vortheilhaft für eine solche Ausbildung, die freilich auch erst spät, und nicht bloß durch Selbstthätigkeit, sondern mit durch äußere günstigere Eindrücke erfolgte.

Seine Charakterschwäche, oder, wenn man es recht streng nehmen will, Charakterlosigkeit, sehen wir allerdings durch seine erste Erziehung sehr befördert. Durch seine frühen körperlichen Leiden wurde er gewöhnt, sich bei den Eindrücken des Schmerzes ruhig zu verhalten, ohne ihnen Widerstand entgegen zu setzen; durch Mangel an gegebenem Reiz, seine Denkkraft zu üben, war er nur immer begierig Stoff aufzunehmen, ohne ihn zu gestalten, oder selbst hervorzubringen; durch eine übel verstandene Bemühung der Seinigen, den eigenen Willen des

Kna-

Knaben zu brechen, wurde sein Begehrungsvermögen abgestumpft; endlich wurde ihm sogar unbedingt das leidende Verhalten und völlige Hingeben in die Einwirkungen von oben als Bedingung der Gottseligkeit anempfohlen. So wurde der Grund zu einem leidenden Charakter gelegt, der sich sein ganzes Leben hindurch von Eindrücken beherrschen ließ, und der unbeständig und schwankend von einer Neigung zur andern, von dem einen Aeußersten zu dem entgegengesetzten übergieng, je nachdem die Eindrücke auf seine Sinne und seine Phantasie wirkten. Diese Empfänglichkeit für alle Eindrücke hatte denn auch in ihm eine gewisse Weichlichkeit und Empfindlichkeit erzeugt, welche sich in seinem ganzen Wesen ausdrückte, und auch dadurch verrieth, daß er sich gern für gekränkt und beleidigt halten mochte, um nur Ursach zu haben, sich unglücklich zu fühlen.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Maxime der Eitelkeit und des Wunsches, Aufsehen zu erregen, bei ihm herrschend war. Ihr scheint jede andre untergeordnet gewesen zu seyn. Spuren davon zeigten sich schon in seiner ersten mystischen Erziehung. Die Aufmerksamkeit, die ihm der Herr von Fleischbein und der alte Kandidat bewiesen; der Werth, den sie auf seine Fortschritte in der Mystificirung seiner Begriffe und in der Befolgung solcher Grundsätze legten, scheint ihm die ersten hohen Ideen von sich beigebracht zu haben, und er suchte die gute Meinung von sich auf dem Wege, auf dem er sie gewonnen hatte, ferner zu erhalten, und sich bei diesen Personen, so wie auch bei seinen Eltern, dadurch in Ansehen zu setzen. Da aber die Sprache, die Vorstellungen und

Grund-

Grundsätze eines Mystikers einem kleinen Knaben unmöglich natürlich seyn können, so suchte er in sich jene Art zu denken und zu fühlen zu erkünsteln, und wurde so wohl in seinen auf Gott gerichteten Gesinnungen, als vor seinen Eltern und Bekannten, ein Heuchler, indem er bald fromme Gefühle und Gedanken vorgab, die er nicht hatte; bald sich selbst anklagte, ohne von seinem Gewissen dazu getrieben zu werden, bald Reue äußerte, die er nicht fühlte. Dieß alles gab ihm eine gewisse Wichtigkeit. Man nahm sich seines Seelenzustandes an, man hatte Mitleid mit ihm, man tröstete, ermunterte, unterstützte ihn. Eitelkeit mit Affektation und Heuchelei gemischt nahm er in die verschiedenen Lagen seines Lebens hinüber, ob sie sich gleich nach Maaßgabe der Umstande und der verschiedenen Alter seines Lebens sehr verschieden äußerte. Als Kind bildete er sich etwas darauf ein, wenn er das Lied im Gesangbuche in der Kirche so gut wie die Erwachsenen aufschlagen konnte; in Braunschweig wünschte er konfirmirt zu seyn, um recht oft zum Abendmal gehen und dadurch die Aufmerksamkeit des Pastors P. auf sich ziehen zu können. Er nahm bald eine schwermüthige Miene an, bald affektirte er Würde in seinem Gange und in seiner Sprache, welches alles dann desto mehr gegen sein ihm natürlicheres und daher durchschimmerndes oder oft wiederkehrendes, rohes und unbehülfliches Aeußere abstach. Wie ihn mehrere Jahre der Beruf eines Volkslehrers unwiderstehlich anzog, weil er ihn als ein Theater ansah, auf dem er alle seine Talente auslegen könnte, so wurde in der Folge die wirkliche Schaubühne der Gegenstand seiner höchsten

Wün-

Wünsche. Er kannte keinen größern Sieg seiner Eitelkeit, als hier sich öffentlich zeigen zu dürfen, und keine größere Demüthigung, kein widrigeres Schicksal, als von dieser Ehre ausgeschlossen zu werden. Zu schwach und zu weichlich, um durch wirkliche Verdienste, Kenntnisse und Wissenschaften sich einen Nahmen zu erwerben, suchte er wenigstens durch den Schein den Abgang der Wirklichkeit zu ersetzen. Indem ihn seine Eitelkeit verleitete, sich im Aeußern die Manier ausgezeichneter Menschen oder der Helden im Schauspiel und in den Romanen anzueignen, und sein Kopf durch das Lesen von Romanen und Schauspielen mit überspannten Vorstellungen und idealisirten Charakteren angefüllt ward, so wurde es ihm am Ende ganz leicht und geläufig, im wirklichen Leben eine beliebige Rolle eine zeitlang zu spielen, und so wohl andre, als sich selbst damit zu täuschen. Er führte sein ganzes Leben als eine Art von Drama durch, nur daß es diesem an Einheit der Handlung fehlte.

Nachdem er sich theils durch Glück, theils durch seine Talente aus dem Staube zu einem gewissen Glanze des Lebens und Nahmens emporgeschwungen hatte, wurde er noch eitler und stolzer. Hätte er sich mehrere Welt- und Menschenkenntniß erworben, so würde er seiner Hauptleidenschaft wenigstens ein gefälligeres Gewand zu geben gesucht haben; statt dessen affektirte er öffentlich mit seinem Wesen, und verdarb alles vollends dadurch, daß er bald die Rolle des bedeutenden, bald naiven Mannes, bald des originellen Sonderlings, bald des Kranken oder Verzweifelnden spielte. Der feierliche Ton, den er oft mitten in einer heitern Laune annahm, die eben so feier-

liche

liche Stille, in welcher er sich gemeiniglich in Gegenwart größerer Köpfe verschanzt hielt; sein Lob und sein Tadel; seine ganze Lebensweisheit trug das Gepräge der hohen Idee an sich, die er von sich selbst hatte. Er wurde durch seine Gabe zu erzählen leicht der Ton angebende in der Gesellschaft; aber er hielt sich nicht gern in einer solchen Gesellschaft auf, wo es ihm nicht gelang, zu glänzen oder das erste Wort zu führen.

Es war ihm sehr wichtig, Aufsehen zu erregen und von sich reden zu machen. „Ich sehe es gern, sagte er einmal zu einem Freunde, wenn die Leute von mir reden; ist es auch nicht immer das Beste, so schadet das nichts; ein thätiger Mann muß alles wieder gut zu machen wissen, wenn sein Nahme angetastet wird.“ Und in der That suchte er sich vor allen, es mochte kosten was es wollte, durch seine Ideen und Eigenheiten auffallend zu machen. Ob sie Eindruck zu seinem Vortheil machten, schien ihm eine untergeordnete Rücksicht zu seyn.

Lächerlich gemacht zu werden, konnte er am wenigsten vertragen. Das Auffallende in seinen Sitten, seine Unkunde in den alten Sprachen, seine vom gewöhnlichen Gange sich weit entfernenden philosophischen Spekulationen machten ihn oft in seiner An- und Abwesenheit zum Ziele des Spottes. Er fühlte dieses, und deutete es, vorzüglich in mißmüthigen Anfällen, sehr übel. Während der Mißhandlung konnte er sich das Ansehen geben, als finde er Wohlgefallen daran, oder fasse nur den treffenden Witz des Spottes, nicht die höhnende Beziehung auf sich. Doch überwältigte ihn auch oft die Wahrheit des Tadels, oder seine harte Einkleidung, stark, vorzüglich wenn dieser

ser ihn in der Gestalt der Ironie, die er nicht verstand und also zuerst für Beistimmung und Beifall genommen hatte, überraschte. In solchen Fällen vermochte er bisweilen nicht, sich des Weinens zu enthalten.

Er fand in manchen Perioden seines Lebens viel Geschmack am gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet war er für die vertraulichere Geselligkeit und für die eigentliche Freundschaft wenig geeignet. Es fehlte ihm an Standhaftigkeit, Sicherheit und Uneigennützigkeit in der Freundschaft. Am meisten fühlte er sich noch zu solchen Menschen hingezogen, die in seine schwärmerischen Ideen mit eingiengen, oder durch Aehnlichkeit der Schicksale mit ihm verwandt waren. Er konnte nicht so leicht sich mit einem Freunde identificiren; er wußte Anhänglichkeit und Liebe eines andern für sich nicht zu schätzen. Dankbarkeit war ihm ganz fremd, in dem Grade, daß er sie auch für Dienste, die er geleistet hatte, nicht verlangte. Nicht einmal der Gedanke hatte Reiz für ihn, für Andre gewirkt und ihnen wesentliche innere oder äußere Vortheile verschafft zu haben. Dennoch fand er verschiedene thätige Freunde, die sich seiner mit Rath und That annahmen.

Bei Weibern fand er mehr Beifall als bei Männern. So wenig ein Mann, dessen Gesichtsbildung nicht empfehlend, dessen Aussehen schwindsüchtig war, der im Anzuge und allem, was seine Sitten heißt, oft einem Cyniker ähnelte, auf die Sinnlichkeit wirken konnte, so vielen Eindruck machte er auf die Phantasie durch die Rolle eines Sonderlings und naiven Mannes, die er spielte, durch seine höchst komische Art mit Weibern zu tändeln und zu philosophiren, durch seine Gutmüthigkeit, welche

ihn

ihn zum Colifichet der Damen brauchbar machte, und durch sein Erzählen und Deklamiren schöner Gedichte. Seine Erzählungen waren Poesie. So wie er anfieng, in Wärme dabei zu kommen, belebte sich sein sonst mattes und todtes Auge mit einem Feuer, das man unwiderstehlich fand. Für wahre Liebe war er nicht gemacht. Seine Einbildungskraft gerieth leicht in Flammen, aber sein Herz blieb kalt. Er liebte nur sich in andern, und war keiner völligen Hingebung an den geliebten Gegenstand, keiner großen Aufopferungen, keiner Beständigkeit fähig.

In seinem ganzen Studiren war nichts Planmäßiges und Durchdachtes; keine gleichförmige und ebenmäßige Ausbildung seiner Geisteskräfte zu einem Ganzen. Er beschäftigte sich jedesmal mit dem, worauf ihn die Umstände hinstießen. Diese hatten ihn zu einer, gar nicht im Verhältniß mit den übrigen Gemüthsvermögen stehenden Ausbildung seiner Einbildungskraft geführt. Denn er las größtentheils Werke der Phantasie, beschäftigte sich fast ausschließend als Jüngling mit Dichtkunst und insonderheit mit der dramatischen, und hatte Umgang mit jungen Leuten von gleichen Neigungen. Witz und Geistesgegenwart fehlten ihm ganzlich, und er fürchtete Männer, die beißenden Witz, und dabei nicht den Willen, seiner zu schonen, hatten. Gesellschaften, in denen er einen berühmten Philosophen für die Welt finden konnte, vermied er daher. Durch seinen Beruf als Schullehrer scheint er auf genauere Entwickelung der Begriffe geführt worden zu seyn, vielleicht auch auf seine Sprachforschungen, in denen er wirklich viel Scharfsinn bewies.

Was er las oder hörte, faßte er leicht ins Gedächtniß, und besaß die Gabe, sich auch das Fremde glücklich anzueignen, und es mit seinen eigenen Ideen zu verweben.

Die Schriftstellersucht quälte ihn von Jugend auf, weil er sie als Mittel betrachtete, Ruhm und Beifall dadurch zu erwerben und sich den Weg zu den glänzenden Zirkeln großer Männer zu bahnen. Werke der Einbildungskraft und des Geschmacks waren es einzig, die ihn zu diesem Ziele recht früh leiten sollten. Sobald er mit diesen Ideen umgieng, nahm seine Phantasie bei jedem Eindruck, der auf seine Empfänglichkeit gemacht wurde, die Richtung, den jetzigen Zustand wieder außer sich darzustellen und in Schrift und Worte einzukleiden. Mannigfaltige Schriften giengen in seinen männlichen Jahren aus seiner Feder. Sie sind alle ziemlich treue Spiegel und Abdrücke seines Geistes, und er scheint überall, bei aller angenommenen Farbe, selbst, wo er mit sich liebäugelt oder Gefühle und Grundsätze aufstellt, die er nicht hat, deutlich durch. Die Phantasie herrscht überall, wo sie nur einigermaßen Boden gewinnen kann. Man vermißt bei ihm einen großen Reichthum und eine Fülle von Ideen; er dreht sich in einem nicht allzuweiten Kreise von Bildern, Ansichten und Vorstellungsarten herum, die mit verschiedenen Schattirungen und Wendungen, oft auch mit denselben Worten, zurückkehren. In seinen Schriften ist es ihm mehr um die Einkleidung und Form, als um die Sache und den Gehalt zu thun. Die Ornamente, eine Nebensache und bloßes Mittel, behandelt er als Zweck und als Hauptsache. Die Form und Sprache hat seinen Schriften auch den Beifall erworben, den sie

vor

vor den Schriften vieler gelehrteren und größeren Köpfe erhalten haben. Er hatte seiner für das Schöne empfänglichen Einbildungskraft nach, schon ein natürlich feines Gefühl für Anmuth der Darstellung und für Wohlklang in der Sprache, und sein frühes häufiges Lesen der Werke des Geschmacks der deutschen Klassiker hatte ihm eine große Fertigkeit erworben, richtig und schön zu schreiben. Die Ueberzeugung, daß die Schrift am meisten wirkt, was sie wirken soll, welche durch eine schöne Form anzieht, mochte dieses Streben noch mehr befördert haben. Dennoch muß man gestehen, daß er durch seine Vielschreiberei zuletzt selbst von der gehörigen Aufmerksamkeit auf seinen Styl abgeführt wurde, und daß er vornemlich in seinen späteren Schriften die Richtigkeit des Ausdrucks und die Kunst der Zusammensetzung auf eine Art vernachläßigte, die einem Manne, der so viel über Sprache und Styl geschrieben, und oft gezeigt hatte, wie gut er schreiben könne, keine Ehre macht. Sein schriftlicher Vortrag zeichnete sich vorzüglich, außer einer schönen Malerei und einer süßen Modulation der Sprache, durch eine edle Einfalt, Natürlichkeit und Wahrheit aus.

Ob es gleich wahr ist, daß er sich nach und nach in gar mancherlei Fächer warf, so war dieß doch nicht Folge überdachter Maximen, sondern Wirkung des Zufalls, der Umstände und der Laune. Sich in etwas einstudiren, und darüber schreiben, war bei ihm Eins, und sein Talent, allem, was er angriff, ein Kleid nach eigener Phantasie anzuziehen, erleichterte ihm jene Methode zu studiren, und über Dinge, die ihm selbst noch neu, oder nicht gründlich bekannt waren, zu schreiben. Er war allerdings ein

Mann

Mann von Talenten. Da aber seine Geistesgaben nicht unter die außerordentlichen gerechnet werden können, so hätte es für ihn Gesetz seyn müssen, sich mit den Wissenschaften in ihrem größeren Umfange nur in so weit bekannt zu machen, als es die Vernunft und das dem Menschen aufgegebene Ziel einer allseitigen Kultur erfordert, aber nicht in so vielfältigen Zweigen aufzutreten. Dieses war Schwäche des Charakters, der sich nicht auf einem Hauptfache festhalten ließ; Eitelkeit, die alle Wege zu glänzen aufsuchte; Eigennutz, der den Einladungen der meistbietenden Buchhändler nicht widerstehen konnte. Wirklich verstand er es, mehrere Buchdruckereien zugleich zu beschäftigen. Seine Lage nöthigte ihn, sich nicht nur ein Publikum, sondern auch Geld zu verschaffen. Er versicherte in seinen letzten Jahren, er erlaube sich nicht eher einzuschlafen, bis sein Bogen voll und sechs bis sieben Thaler verdient wären. Er gieng bei seinen schriftstellerischen Unternehmungen nicht von dem großen Zwecke aus, das Reich der Wahrheit und der Aufklärung zu erweitern, sondern er berechnete nur den Gewinn für seinen Ruhm und seinen Beutel. Wenn er ein Buch herausgeben wollte, so brütete er auf seinem Bette und auf seinen Spaziergängen leider zu wenig über das Ganze, sondern arbeitete vielmehr nur die einzelnen Partien aus. An ein Ganzes dachte er selten; noch seltener brachte er es zu Stande. Er ließ drucken, so wie er einzelne Bogen geschrieben hatte, und das Zupapierbringen war ihm ein so leichtes Geschäft, daß er es in jeder Stimmung und zu jeder Zeit konnte. Er ließ oft den Burschen aus der Druckerei, der Handschrift abholen sollte, eine Stunde warten, und

schrieb

schrieb in diesem Zwischenraum den größten Theil des Bogens. Verbessern und Feilen war seine Sache nicht.

Moritz war ein großer Freund von einsamen Spaziergängen, wo er sich denn seiner lebhaften Phantasie überließ. Er wählte daher gewöhnlich ein Thor in dem abgelegensten Theile der Stadt, das nach einer wenig besuchten Gegend der umliegenden Felder führte, wo selten ein anderer Spaziergänger hinkam, und er also ungestört seinen Ideen nachhängen konnte. Gewöhnlich war er sehr nachläßig in seinem Anzuge, und vergaß auch wohl, wenn ihm der Gedanke zu einem solchen Spaziergange einfiel, sich eine Binde um den Hals zu binden, wodurch sein Aeußeres noch auffallender wurde. Diese Spaziergänge wiederholte er zuweilen, wenn ihn die Laune dazu trieb, wohl drei bis viermal an einem Tage. Dem Visitator am Thore fiel dieß auf, und da er keine Ahndung davon hatte, daß man das öde Feld vor dem Thore bloß zu einer Promenade so oft besuchen könne, so bildete er sich ein, daß Moritz dabei einen verborgenen Zweck habe, und auf diese Weise etwa Kontrebande einbringe. Einst kam Moritz abermals von seinem Spaziergange zurück. „He da, Freund! wo kommt er her?“ — „Vom Spazierengehen.“ — „Er muß sich visitiren lassen.“ — „Wie so? ich bin ja aus der Stadt.“ — „Das kümmert mich nicht; ich muß jeden visitiren, der ins Thor kommt. Mach' er keine Umstände! Das ist meine Pflicht.“ — Moritz mußte sich die Durchsuchung seiner Taschen gefallen lassen. Das verdroß ihn. Nach geschehener Visitation gieng er gleich wieder zum Thore hinaus. In einigen Minuten kehr-

kehrte er zurück. Der Visitator ließ ihn ruhig gehen. Moritz aber kehrte sich um, und rief den Visitator: „He da, Freund!“ — „Was giebts?“ — „Visitir' er mich!“ — „Das ist nicht nöthig.“ — „Er muß jeden visitiren, der ins Thor kommt. Mach' er keine Umstände! Das ist seine Pflicht.“ — Moritz bestand auf einer nochmaligen Visitation. Nachdem solche geschehen war, gieng er wieder vor's Thor, und wiederholte die Scene von vorher, bis der Visitator ihm nochmals die Taschen untersucht hatte. Nun sagte er zu ihm: „Mein Freund! man muß einen Unterschied machen. Ich gehe zu meinem Vergnügen spazieren, nicht aber um heimlich Kontrebande einzubringen. Ich bin der Professor Moritz; er kann mich sicher passiren lassen.“ Nach der Zeit passirte er auch das Thor unangefochten.

Moritz machte seine Reisen am liebsten zu Fuße. Einst fiel es ihm ein, seinen Freund und Gönner, den General von Knobelsdorf, und dessen Frau, eine Berlinerinn, zu Stendal in der Altmark zu besuchen. Zu dieser Fußreise zog er einen alten braunen Rock an, und schnürte bessere Kleidungsstücke in ein Bündel, das er, gleich einem Handwerksburschen, über den Rücken hängend trug. Unter dieser Gestalt kam er am Thore in Stendal an. „Wer ist er? und wo kommt er her?“ fragte ihn der wachthabende Officier am Thore. — „Ein reisender Handwerksgesell vom Schlächtergewerke“ antwortete Moritz. — „Wo hat er den Paß?“ — „Ich habe ihn auf dem Wege aus Sachsen bis Tangermünde verloren.“ — „Dann komm' er nur in die Wache; er wird für uns eine gute Akquisition seyn.“ „Unterofficier!

geh

geh er einmal mit dem Einpassirten und zwei Mann Eskorte zum General, und zeig' er ihm an, daß dieser Mensch keinen Paß hat." — So wurde Moritz, gleich einem Arrestanten oder Rekruten, zu seinem Freunde, dem General von Knobelsdorf, transportirt. — Der General zog sich eben an, um auf die Wache zu gehen, und die Eskorte mußte mit ihrem angeblichen Handwerksburschen ziemlich lange auf dem Hausflur bis zur Audienz warten. Endlich kam der General in seiner Staatsuniform, und fragte seinen ihm sonst so werthen Freund Moritz, den er aber in dieser Kleidung nicht erkannte: „Woist er her?" — „Aus Sachsen." — „Nach dem Rapport des wachthabenden Officiers am Thor lese ich, daß er seinen Paß verloren haben will." — „Ja, ich habe ihn verloren." — „Das ist so schlimm nicht für ihn; ich kann ihn bei meinem Regimente brauchen. Höre er, liebes Freundchen! er ist hübsch groß und gut gewachsen, für ihn soll gesorgt werden. Kann er in vierzehn Tagen einen andern Paß schaffen, so will ich ihn wieder abreisen lassen; wo nicht, so bleibt er hier und — ist auf immer versorgt." „Bringt den Menschen nur in das Ordonnanzhaus, und bewacht ihn." — Moritz folgt der Wache, und der General entläßt ihn völlig unerkannt. Im Ordonnanzhause zog sich der Handwerksbursche aus und legte andere Kleider an, unter welchen er dem General als Professor Moritz bekannt war. Nachdem er sich so angekleidet hat, verlangt er wieder zum General gebracht zu werden, weil er seinen Paß nunmehr gefunden habe. Man begleitet ihn dahin. Kaum erblickt ihn der General, so umarmt er ihn — zum Erstaunen der beiden

Mann Wache und des Unterofficiers — und bittet in den freundschaftlichsten Ausdrücken um Verzeihung, ihn so verkannt zu haben — hält aber auch Wort, und läßt seinen Freund erst in vierzehn Tagen wieder nach Berlin zurückkehren.

An einem äußerst warmen Maitage besuchte ein Freund den Professor Moritz in seinem Garten in der Spandauer Vorstadt zu Berlin. Er findet ihn in einem kleinen Stübchen voller Orangeriebäume auf dem Sopha in einen Fuchspelz eingehüllt sitzen. Er glaubt vor Hitze zu ersticken, als er die Thüre dieses Treibhauses öffnet, denn dafür hält er es, weil Moritz noch stark hatte einheizen lassen. „Mein Gott! wie können Sie es hier aushalten? fragt er ihn; es schlägt einem ja die Hitze, wie aus einem Backofen entgegen!“ — „Sie irren sich, antwortete Moritz, ich finde die Luft in meinem Zimmer sehr angenehm und behaglich.“ — „Und wie können Sie sogar noch einen Fuchspelz anziehen?“ — „Den zog ich nur geschwind an, als ich Sie kommen sahe; außerdem gehe ich hier unangekleidet spazieren, und genieße so das italienische Klima. — Er legte darauf seinen Fuchspelz ab, gieng in puris unter den Orangebäumen mit seinem Freunde auf und nieder, und sagte: „So befinde ich mich in Italien, und genieße ein warmes Luftbad.“

„An einem heiteren Sommerabende, erzählt ein Freund, besuchte ich den seit einigen Monaten verheiratheten Moritz in seinem Garten und neuen Stande. Der Aufwärter meldete mich, und kam mit der Antwort zurück: Der Herr Professor ersucht Sie, noch eine Weile

im

im Vorderhause zu warten, bis er Sie würde rufen lassen; denn er will Ihnen ein schönes Gemälde zeigen. Nach einer Viertelstunde erhielt ich die Erlaubniß, in den Garten zu kommen; der Aufwärter zeigte mir den Weg, welcher mich zu meinem Freunde führen würde. Sehr bald erblickte ich eine angenehme Weinlaube, vom röthlichen Abendstrahle der Sonne beglänzt. Er selbst und seine junge Frau saßen, in ein weißes Neglige' gekleidet, an einem runden Tische, und hatten einige Teller voll Obst, Weintrauben, Pflaumen, Feigen, Pfirsichen, nebst einem Blumentopfe mit violetten Astern vor sich. „Halt! rief er mir in noch einiger Entfernung zu, bleiben Sie stehen." Hierauf schlang er den rechten Arm um den Nacken seiner Frau, hielt mit dem linken ihr Angesicht, und gab ihr einen Kuß. — „Wie macht sich das?" fragte er mich hierauf. „Finden Sie das Gemälde nicht Geßnerisch? — Sehen Sie, Freund! hier unter dieser Weinlaube genieße ich das Glück der Liebe. — Das ist nun ein schöner Moment, in welchem Sie uns hier finden. Der kommt nicht wieder! — So hätte uns ein Künstler sehen und malen sollen. — Da geht die Sonne unter, und taucht den schönen Moment ins Meer."

Wenn Moritz glaubte, daß sein Ruhm etwa einzuschlafen anfange, so suchte er ihn auf die erste beste Weise wieder zu wecken, oder doch wenigstens die Leute von sich reden zu machen. Dahin gehört unter andern folgende Anekdote. In seiner früheren Berliner Periode bekam er einmal die Wuth, sich durch körperliche Uebungen, Reiten, Fechten und Tanzen, Gewandheit, und durch

diese,

diese, wegen der von ihm geglaubten Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, Seelenstärke zu verschaffen. Wo er gieng und stand, balancirte und übte er sich in steifen Schritten und im Festhalten des Körpers auf Einem Fuße. Einst steht er in seiner Wohnung früh vor dem Kamin, und übt sich gleichfalls im Stehen auf Einem Fuße. Plötzlich fällt ihm ein, beide Füße in die Luft zu strecken, und so fällt er platt vor sich auf die Nase, und stößt sich mit den Füßen gewaltig an das Kamin. Nun erhebt er ein lautes Geschrei und Wehklagen, er habe beide Beine gebrochen; er will auch nicht eher aufstehen, bis ein Wundarzt geholt wird, der bei der Besichtigung alles in Ordnung findet, aber, des Einredens seines eingebildeten Kranken endlich müde, ein Fliegenpflaster auf die Waden legt, und so den Wimmernden und Fluchenden verläßt. Moritz ließ eine Einladung zu Mendelssohn auf diesen Abend absagen, weil er — die Beine gebrochen habe. Moses besucht ihn selbst, und bringt ihn endlich durch Spott dahin, daß er sich, mit ihm zu gehen, entschließt. Es war Moritzen hierbei nur darum zu thun, die Aufmerksamkeit und das Gespräch der Berliner von neuem auf sich zu lenken.

Unter die Kategorie der theatralischen Eitelkeit gehört es, daß er ein Vergnügen daran fand, oftmals daheim oder in der Fremde den Schwächlichen und Kranken zu spielen, und Leute, die ihn nicht genau kannten, damit zu täuschen. Sein Athem wurde ihm dann kurz; er konnte nicht zehn Schritte gehen, ohne auszuruhen; man hörte fast nichts als ein schwergeathmetes Ja oder Nein von ihm. Nur wenn Bekannte seine Aufmerksamkeit durch

durch ein Gespräch über einen seiner Lieblingsgegenstände zu fesseln wußten, vergaß er seine Rolle und sprach und handelte ganz als gesunder Mensch, bis es ihm wieder einfiel, daß er aus seiner angenommenen Rolle getreten war.

Als man ihn einmal fragte, warum er in dieser Zeit wie ein Einsiedler fern von seinen Freunden und Bekannten lebe, antwortete er sehr lakonisch: „In meiner einsamen Stube habe ich immer Recht!“

Als ihm nach einer in Braunschweig gehaltenen Gastpredigt dennoch die Hoffnung, eine der dortigen Predigerstellen zu erlangen, fehlschlug, fand er sich so dadurch gekränkt, daß er bitterlich weinte. Dagegen trat er zu derselben Zeit, wie im Triumph, aus des Abt Jerusalems Hause, als dieser große Mann, nach seiner Gewohnheit, auch ihm reichlichen Weihrauch gestreut hatte.

Er ließ sich gern auf seinen Reisen auf den Kanzeln hören, und fühlte sich geschmeichelt, wenn auch die ungebildetsten Menschen seine Kanzelgaben rühmten.

Gern wäre er Rektor in Hannover geworden, um, wie er sagte, auf eben der Schule zu triumphiren, wo er einst demüthiger Chorist gewesen war.

Moritz wußte eine Menge alter Volkslieder auswendig. Alle, auch sogar die größten Possen, erhielten durch ihn und aus seinem Munde ein gewisses Interesse, und wenn er aufgelegt war, gab er seinen Freunden manches zum Besten, wobei sich diese vor Lachen hätten wälzen mögen. Das tollste unter allen war wohl die Geschichte von David und Goliath, in plattdeutsche Verse gebracht. Nach vielem Provociren von Seiten

ten des Kleinen erscheint endlich de Kerel mit die lange Bein, wie der Riese hier sehr treffend genannt wird:

David nimmt sine Schlappschür in die Fußt,
Un schmitt em an Kopp, da he pußt.

und es versteht sich wohl von selbst, daß nach einem solchen Wurf

De groote Kerel überkekelt,
Un sich upt Feld ganz lang utrekelt,

worauf es denn an's Afgurgeln geht.

Zwang dieß auch den Ernsthaftesten zum Lachen, so konnte man sich im Gegentheil bei Röschen Silbergrau und dem schwermüthigen Liedchen: Holzmeyers Truhe, kaum der Thränen enthalten.

Durch Wind und Wetter,
Und Regen und Schnee,
Ueber Meer und See,
Sucht Walter die Perle der Ruhe.

Unermüdet jagt er seinem verlornen Kleinode nach, nirgends kann er es finden. Ermattet sinkt er endlich nieder, und indem er seine trüb geweinten Augen auf immer schliessen will,

Blinkt ihm die Perle der Ruhe.
Sagt an, wo hauset der köstliche Schatz?
„Wo sonst, als in Holzmeyers Truhe!"

Eins der vorzüglichsten von Moritzens eigenen Gedichten ist folgendes:

Die

Die Stimme drinnen und der Fremdling draußen.

Die Stimme. Eile in die Hütte, Freund! draußen ists kalt —
Der Fremdling. Die Thür ist niedrig —
Die Stimme. Mußt dich bücken!
Der Fremdling. Bis zur Erden bück' ich mich, und kann nicht durch.
Die Stimme. Bücke dich in die Erde, so kannst du durch.
Der Fremdling. Wie sieht's drinnen aus?
Die Stimme. Schön und nett. Fremdling, reich' mir deine Hand!
Der Fremdling. Was willst du mit der Hand?
Die Stimme. Ich will dich zu mir ziehn. Dein Bette ist gemacht; du sollst der Ruhe pflegen.
Der Fremdling. Die Hütte ist so schmal und niedrig; wie kannst du drinnen aufrecht stehn?
Die Stimme. Komm nur herein, du sollst es alles sehn.
Der Fremdling. Dein Ton ist mir verdächtig, Bewohner der schmalen Hütte; ich will nicht länger hier verweilen.
Die Stimme. Geh, wenn du kannst. Sind dir die Füße schwer?
Der Fremdling. Die Füße sind mir schwer; ich kann nicht gehen.
Die Stimme. Ist dir die Hand nicht kalt wie Eis?
Der Fremdling. Sie ist mir kalt wie Eis.
Die Stimme. So reiche mir denn die eiskalte Hand! — —

Nun hab' ich dich, du Trauter!
Nun bist du immer mein.
Nun sollst du nimmer wieder
Ein Spiel des Zufalls seyn.
Ich will dich freundlich schützen
Vor jedem Ungemach.
Nun mag der Himmel blitzen,
Tag sei es, oder Nacht!
Du sollst es nicht empfinden,
Wenn Erd' und Himmel schwinden,

Der Sonne Glanz verlischt.
Die Thränen die du weintest,
Sind nun, eh' du es meintest,
Vom Auge dir gewischt.
Du hast ja unverschuldet
Wohl Schmerz genug erduldet.
Nun aber bist du frei!
Die Fesseln sind gelöset,
Dein müder Leib verweset,
Die Schmerzen sind vorbei.
Kein Donner soll dich wecken,
Kein Weltensturz dich schrecken.
Wenn Elemente zanken,
Der Erde Pfeiler wanken,
Liegst du in stolzer Ruh.
So schließe denn auf immer
Die müden Augen zu.
Was scheust du meine kalte Hand?
Du hast an meiner Brust gesogen;
Ich bin es, die dich aufgezogen,
Und habe dir mit Geisterzungen
Dein letztes Wiegenlied gesungen.

Nachträge.

I.

Johann Jakob Engel.

(Bd. 1. Num. 1.)

Bei Gelegenheit der Anzeige eines Bildnisses von Engel in Foliogröße, welches Freidhof nach einem Gemälde von Weitsch geschabt, und das schöne künstlerische Vollendung mit der sprechendsten Aehnlichkeit vereinigt, sagt Hr. Merkel im Freimüthigen 1804. Num. 125. (wiederholt in G. Merkel's Sämmtlichen Schriften, Bd. 1. S. 293 — 298.): „Der scharfblickende, witzige und geschmackvolle Philosoph und Redner sitzt auf einem Lehnstuhl, und lächelt den Beschauer mit jener geistvollen Miene an, die beim ersten Blick den Charakter seiner Unterhaltung verkündigte. Durch ihren Reiz fesselte der Hagestolz noch in seinem Alter oft junge und flüchtige Weiber an seinen Lehnstuhl, verscheuchte von der Stirn seiner Freunde in wenig Minuten jede Wolke des Unmuths — und aus ihrem Geiste die eingewurzeltsten Vorurtheile. Im persönlichen Umgange gewann er zuerst durch seinen Witz. Eine Menge seiner treffendsten Einfälle sind durch tausendfaches Nacherzählen und durch den Druck verbreitet, und manches seiner Bonsmots ist fast zum Sprichwort geworden. Bei näherer Bekanntschaft aber lernte man bald seinen Charakter noch viel höher schätzen, als das Glänzende und die nie zu stö-

rende

rende Gegenwart seines Geistes. Was er für recht und wahr erkannt hatte, dessen Rechtmäßigkeit und Wahrheit hätte er, wenn es nothwendig gewesen wäre, auch mit seinem Tode besiegelt. Er sah mit derselben unbefangenen, muthigen Miene in das zürnende Auge eines Großen, der sein Schicksal in der Gewalt hatte, mit welcher er dem Kleinen, Schwachen, Hülfsbedürftigen die Hand reichte, um ihn aufzurichten. Seine Freunde konnten daher mit eben der Bestimmtheit — und oft viel sicherer — auf ihn rechnen, als auf sich selbst."

„Engel besaß nicht Herders Genie, aber einen kräftigen, sonnenhellen Verstand, und glänzende Rednertalente. Er hat eigentlich nicht, wie Herder, das Gebiet des Wissens erweitert, aber er hat es mit Glück und hohem Verdienste kultivirt. Er hat nicht neue Wahrheiten entdeckt, aber sehr viel verkannte in ihr wahres Licht gesetzt, und sie so vorgetragen, daß sie, indem er nur nach Evidenz für sie zu streben schien, den einnehmendsten Reiz gewannen. Herders Genie war ein Adler, der der Sonne entgegenstürmte, den aber sein Weg dabei zuweilen durch Wolken trug. Engel hingegen — ein Beobachter, der auf der Erde hinwandelnd, den Stand des großen Weltkörpers berechnet, und den Flug des Adlers dazu, dem aber Flügel fehlen, sich, wie der Adler, in die höheren Lüfte zu erheben. Merkwürdig ist es, daß diese beiden ausgezeichneten Männer einander als Schriftsteller nie gewogen waren. Engel sprach immer von Herder mit sehr warmer Hochachtung, aber als ein Freund ihm einst ein neu erschienenes Werk desselben zu senden versprach, rief er aus: „Nein; Herder ist Ossians

sians majestätischer Geist von Loda, der in Nebeln dahin zieht. Ich mag ihn nicht beschwören, ich brauche Sonnenschein. Erzählen Sie mir das Vortrefliche, das gewiß in dem Buche steht." — Herder wiederum erwies, wenn man von Engel zu ihm redete, ihm eben so volle Gerechtigkeit, „doch, sagte er, lesen mag ich ihn nicht. Recht hat er immer; aber ich weiß bei der dritten Seite schon, was er auf der zwanzigsten schön und bündig beweisen wird. Mir ist es nur um die Wahrheit zu thun; ich kann sie nicht schnell und nackt genug erhalten, und Engel giebt sie durchaus nicht eher heraus, als bis er ihr ein Kopfzeug aufgesetzt hat!" So mußten sie einander wohl beurtheilen. Denn Herdern wurden die Wahrheiten von seinem Genie, ohne Grübeln, gleichsam offenbart; daher stellte er sie auf, wie sie ihm erschienen waren, in üppigpoetischen, zuweilen dunkeln Bildern, und zwar immer nur Resultate, ohne die Schlüsse, die zu denselben führen. Engel hingegen bemeisterte sich ihrer durch Anstrengung seines Verstandes, durch scharfsinniges Nachdenken: daher führte er auch den Leser den Weg, den er selbst gegangen war, gab ihm die ganze Leiter von Schlußfolgen, und ließ ihn dieselbe an seiner Hand hinanklimmen. Damit derselbe aber nicht dabei ermüde, bot er alle Kunst der Beredsamkeit auf, ertheilte auch wohl den Resultaten, um sie angenehmer zu machen, die Form eines witzigen Einfalls. — Persönlich kannten Herder und Engel sich nicht."

In den Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche (Riga 1812. 8.) Heft 1. S. 98 — 101. erzählt Hr. Merkel: „Der literarische Unfug, der mich bewog, mei-

meine Briefe über die Literatur zu schreiben, und die Streitigkeiten, in welche diese nun mich selbst verwikkelten, machten mich im Winter 1800 — 1801 (in Berlin) so verstimmt, daß ich zuweilen in drei Tagen keinen Menschen sah, als die Boten des Buchhändlers und Buchdruckers, die mir neue Bücher und Korrekturen brachten. Sobald indeß der Abend kam, warf ich die Feder weg, und eilte zu Engel, obgleich der Weg fast eine halbe Stunde betrug. Unsere Unterhaltung fieng gewöhnlich damit an, daß er mich mit meiner verdrießlichen Miene aufzog; bald hatte er mich in seine Jovialität hineingerissen, und viele Abende haben wir ganz allein, von fünf Uhr bis zwölf, fröhlich verplaudert. Einst kam das Gespräch auf die Proben eines Romans, die er in Schillers Horen mitgetheilt. Schiller hatte diese Proben mit großer Achtung aufgenommen, aber ihm doch einige Bemerkungen darüber, nach seiner Kunstansicht, gemacht. Engel, der ihn als Kritiker zu übersehen glaubte, und wirklich übersah, hatte die Korrespondenz sogleich abgebrochen, und voll Aerger auch den Roman nicht fortgesetzt. Ich bezeugte ihm mein Bedauern darüber: Nun, sagte er, fertig ist er im Kopfe; ich brauche ihn nur hinzuschreiben! Und nun entwickelte er mir nicht nur den Plan, sondern sagte mir auch im Feuer ganze Kapitel in den gewählten Ausdrücken her, in welchen sie das Publikum nachmals gelesen hat. Er hatte diesen Roman vor mehr als zwanzig Jahren im Kopfe entworfen, hatte die Haupttheile desselben bis ins Kleinste eben so ausgearbeitet, und ihn nur nicht hinschreiben mögen. Ich drang in ihn, es zu thun; er entschloß sich endlich dazu, und

ich

ich sag' es mit einigem Stolz, das Publikum verdankt den Lorenz Stark gewissermaaßen mir."

„Eines Abends fand ich Engel sehr übelgelaunt. Er hatte vom Morgen an einen Ausdruck gesucht, und ihn nicht gefunden. Er fragte mich, und hätte beinahe einen Zank darüber angefangen, daß ich ihn auch nicht wußte. Indem trat David Friedländer ins Zimmer. Wie nennt ihr Kaufleute, rief Engel ihm entgegen, das Stück Zeug, das aus dem Ballen heraushängt, um zu zeigen, was drin ist? „Das Schauende," antwortete Friedländer. — „Das ists! Hätt' ich mich nicht geschämt, Ihnen heute früh darüber ein Billet zu schreiben, so wären ein paar Kapitel vom Stark mehr fertig geworden." — Engels Stark, den er zwanzig Jahre mit sich herumtrug, und zu dem er jedes Wort sorgsam wählte, ist ein unvergängliches Meisterwerk: aber wer möchte auf die Bedingungen Romane schreiben?"

Engel hatte einen Bruder (s. den Art. Karl Christian Engel in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd 1. S. 477 — 480.) der Arzt in Schwerin war, und einige Jahre vor ihm starb. Er liebte ihn mit brüderlicher Zärtlichkeit, aber er war mit seinen literarischen Arbeiten immer sehr unzufrieden, und neckte ihn oft darüber, vorzüglich über seine theatralischen Versuche. „Mein Bruder hat eine Wuth, Schauspiele zu schreiben, die ins Weite geht," pflegte er oft zu sagen. Einst besuchte dieser Bruder den Professor Engel in Berlin. Ein Bekannter kam auch zu Engel, und als er den Doktor dort fand, sagte er zu ihm:

„Herr Doktor, ihr Mutterpferd*) ist ja kürzlich hier auch gegeben worden.“ — „Das verdammte Mutterpferd!“ fiel Engel ein: „Bruder, ich bitte dich, reit' es zum Schinder!“

Als Engel sich 1795, seiner Kränklichkeit halber, aus Berlin entfernte, um in der Hauptstadt seines Geburtslandes, Schwerin, zu leben, besuchte ihn öfters ein Freund in seiner Zurückgezogenheit, wo er mit niemandem Umgang hatte, als mit einem seiner Verwandten, einem treflichen Geistlichen, und mit seinem Bruder, die beide ihm täglich einige Stunden Gesellschaft leisteten, da er sein Zimmer nie verließ. Er arbeitete damals an seinem Fürstenspiegel, dessen Inhalt die Grundlage zu dem Unterrichte war, den er einige Jahre vorher dem damaligen Kronprinzen von Preußen, jetzigem Könige, Friedrich Wilhelm dem Dritten, ertheilte. Eines Tages erhielt sein Bruder, ohne daß er sich dessen gewärtigte, Exemplare von der dritten Auflage seiner Schrift: Wir werden uns wiedersehen, zugesandt. — „Eine dritte Auflage! — so gut wird es meinem Fürstenspiegel wohl nicht werden“ sagte Engel. — „Kann seyn, erwiederte der Bruder; deßhalb rathe ich dir, dem Buche einen andern, anziehendern Titel zu geben — denn dem Titel allein dankt ja meine Schrift ihr Glück.“ — „Das kann ich nun einmal nicht, entgegnete Engel; aber wie viel Auflagen glaubst du wohl, daß eine Schrift erhalten würde, in der ich als dein Gegner aufträte, und die ich etwa betitelte: Quark, Herr Bruder! wir werden uns nicht wiedersehen!“

Der

*) Das Mutterpferd, ein Lustspiel in 2 Aufzügen. Berlin 1799. 8.

Der Musikus Ebers hatte in einer Musik für das Berliner Theater viel Geräusch mit Pauken und Trompeten angebracht. Engel gieng verdrießlich zu ihm und sagte: „Ich will aber keine Pauken und Trömperen.“ — „Sie müssen mir aber doch zugeben, erwiederte Ebers, daß sie Effekt machen.“ — „Mit Ihrem ewigen Effekt! versetzte Engel; die Alten benutzten diese Instrumente sehr wenig, und effektuirten doch, und wurden auch dick und fett dabei.“

Bei dem Nationaltheater in Berlin ist Herr Herklots als Theaterdichter angestellt, um die gewöhnlichen Theaterreden bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, als Geburtsfesten u. dergl. zu verfertigen. Herklots ist ein ziemlich verschlossener Mann, der sich nur selten in Gesellschaften mittheilt, und mehr den Zuhörer macht, als mit zur allgemeinen Konversation beiträgt. Engel nennte ihn daher gewöhnlich nur den zugeknöpften Freund.

Engel befand sich eines Tages mit seinem Freunde, dem Buchhändler Nicolai, in Stralau, einem angenehmen Fischerdorfe unweit Berlin, wo der verstorbene Doktor Bloch, jüdischer Nation, einst einige Wochen zur Wiederherstellung seines Gesundheitszustandes zugebracht, sich an dem Spiele der Fische bei heißen Tagen vor seinem Fenster ergötzt, und so zufälliger Weise die Veranlassung zu seinem bekannten Werke über die Fische (Ichthyologie) gefunden hatte. „Wenn dieß kleine, ärmliche und geringe Dorf, sagte Nicolai, auch nicht solche romantische Lage an der Spree hätte, so würde es doch immer merkwürdig bleiben, weil Bloch von hier aus

in größere Flüsse, und am Ende gar in entfernte Meere segelte, und mit einer so kostbaren Ladung zurückkam." — „Und noch merkwürdiger ist es, fiel Engel ein, daß ein Jude so viel Herz hatte, nicht wasserscheu zu seyn; aber auri sacra fames —".

„Es geht doch nichts über ein gut Glas Wein!" sagte der Geheime Rath *** zu Engel. — „Eine Bouteille ist mir doch lieber!" versetzte Engel.

Engel wurde von einer Dame gefragt, warum Kotzebue's Theaterstücke mehr Glück auf der Bühne machten, als die Ifflandschen? — „Nichts ist leichter zu beantworten, versetzte Engel; Kotzebue trat zuerst mit einem Schauspiele auf, worin eine Dame eine Sottise macht, die ihr so großmüthig verziehen wird; hierdurch erwarb er sich die Gunst der Damen, und wer die hat, ist — oben auf."

Engel war ein vorzüglich interessanter Anekdotenerzähler, und wenn er bei guter Laune war, unterhielt er oft einen ganzen Abend eine Gesellschaft damit auf die belustigendste Weise, ohne dabei die Regeln des Anstandes zu verletzen, weil er nie in den Fehler vieler Anekdotenerzähler verfiel, die ihre Erzählungen durch Zweideutigkeiten und Schlüpfrigkeiten zu würzen vermeinen. Einst befand sich der Schauspieler S... aus B... zum Besuch in Berlin, und war von dem Geheimen Rathe *** mit Engeln und einigen andern Gelehrten und Künstlern zu einem Souper eingeladen worden. Bei Tische wurde die Gesellschaft sehr aufgeweckt, und Engel erzählte mehrere unbekannte Anekdoten, die so wohl wegen ihres inneren Gehalts, als wegen der witzigen Art, mit

wel-

welcher sie vorgetragen wurden, einen allgemeinen Frohsinn verbreiteten. Als Engel eine Pause machte, nahm der Schauspieler S... das Wort, und, in der Meinung, gleichen Beifall einzuernten, erzählte er einige Anekdoten, deren Pointe auf schmutzige Zweideutigkeiten hinauslief. Engel, den dieß verdroß, wendete sich an S... mit der Frage: „Haben Sie viele alte Bücher gelesen?" — „Wie so?" — „Thun Sie's ja; man kann daraus manches lernen. Ich will Ihnen eins empfehlen, es heißt: Hundert auserlesene Historien, nebst einem Anhange von sieben groben Sauzoten."

Engel führte einst einige seiner Landsleute in die Königliche Bibliothek zu Berlin. Der Anblick der ungeheuren Büchermenge machte die Ehrenmänner ganz stumm; sie gafften recht eigentlich in den hohen Saal hinein. Endlich brach einer in den Wunsch aus: „Ach! wer doch das alles wüßte, was in diesen Büchern steht! dann müßte man doch recht gelehrt seyn!" — „Gott bewahre mich dafür! erwiederte Engel lachend; das alles zu wissen, davon müßte man ja verrückt werden!"

Ein junger Dichter überreichte Engeln ein Schauspiel, welchem er den Titel gegeben hatte: So sind die Menschen, und bat sich das Urtheil desselben aus. Engel gab es ihm nach einiger Zeit zurück mit den Worten: „Ich habe mein Urtheil dabei geschrieben." Der Verfasser suchte lange vergebens nach der schriftlichen Kritik; endlich fand er, daß Engel zu dem Titel das Wörtchen nicht hinzugesetzt hatte.

Engel hatte einen Hund, den er sehr liebte. Dieser Hund aß sehr gern gebratene Leber. Engel ließ ihm

daher jeden Sonntag eine Leber braten. Diese wurde dann zur Mittagszeit hereingebracht; ehe der Hund sie aber bekam, hielt ihm Engel, den Teller in der Hand, folgende Rede, in welcher fast alle Reime auf Leber erschöpft sind, während der Hund gierig um ihn herumsprang:

Nicht ängstlich beb' er,
Wie Leineweber;
An mir nur kleb' er,
Ich bin der Geber;
Die Sau, der Eber,
Die fressen Treber;
Der Hund kriegt — Leber.

und bei dem letzteren Worte wurde das Gericht dem Hunde Preis gegeben.

II.

Salomon Geßner.

(Bd. 1. Num. 2.)

Geßners Tod meldete der Professor Hottinger in Zürich seinem Freunde, dem Bibliothekar Biester in Berlin, in folgendem Schreiben, welches zugleich eine treffliche Charakteristik des Verstorbenen enthält. „So eben komme ich von dem Sterbebette unsers lieben und einzigen Salomon Geßners; und vielleicht ist, da ich dieses schreibe, schon seine große Seele bei den Unsterblichen. — Was ich hierbei fühle, das kann nur derjenige wissen, der Geßnern ganz so gekannt hat, wie ich;

ich; und Sie, liebster Biester, der Sie ihn doch wenigstens einen halben Tag ganz genossen haben, müssen es besser verstehen, als alle die, welche in ihm nur den Dichter und den Maler kannten. Für diese stirbt Geßner nicht; was diese bei der Nachricht von seinem Tode empfinden mögen, ist ein sanftes vorübergehendes Gefühl, so kalt und allgemein, als das Bild, wozu sie sich die Züge aus den Schriften des herrlichen Mannes zusammenlesen. Aber für uns, denen diese großen und edlen Gefühle in ihrer Individualität, und in so vielen mannichfach schattirten Lagen erschienen sind, für seine edle Gattinn und Kinder, welche der Seligkeit eines solchen Gatten und Vaters so empfänglich als würdig waren, für sie und uns stirbt Geßner eigentlich, für sie und uns ist der Schmerz über diesen Verlust so einschneidend und lebendig, als das Gefühl seines unschätzbaren Werthes. Ich habe eben meine Thränen abgetrocknet, und suche nun einen Freund, mit dem ich mich von Geßnern unterhalten kann. Sein Sie es, lieber Biester, und lassen Sie sich, ich bitte Sie, mein unordentliches Geschwätz nicht ärgern. Ein andermal werde ich Ihnen vielleicht ein Wort von Geßners poetischem Werthe vorzulegen wagen, welches ich in einem ruhigern Augenblicke bereits geschrieben habe *). Heute wird der Dichter, so theuer er mir auch sonst ist, von dem Menschen ganz aus meiner Seele verdrängt. Ich kann und mag mir gerade jetzt in Geßnern nichts denken, als den edlen, guten, liebenswür-

*) Es geschah in der Schrift: Salomon Geßner, von Johann Jakob Hottinger. Zürich 1796. 8.

würdigen Mann, und wenn ich mir auch den großen Mann denke, so geschieht es um seiner Einfachheit willen, die erst durch seine Größe ihren vorzüglichen Werth erhält. Ach! es war einer von den süßen Augenblicken meines Lebens, als ich Sie im letztverwichenen Sommer zu ihm in seine waldigte Einsiedelei führte *). Ihnen, bester Freund, der Sie mehr berühmte Männer in Ihrem Leben gesehen, und nicht bloß gesehen, sondern durchblickt haben, öffnete sich gewiß die ganze Seele des großen einfachen Mannes beim ersten Empfange. Ihnen konnte es unmöglich entgehen, wie er voll der herzlichsten Freude, Biestern zu sehen, es völlig vergaß, daß Sie gekommen waren, um Geßnern zu sehen. Aber desto besser sahen Sie ihn denn auch, und zwar von derjenigen Seite, welche den großen Mann krönt, und die man in seinen Schriften mehr ahnden, als deutlich lesen kann. Ist Ihnen, mein Theuerster, jemals ein Mann vorgekommen, der in seinem Betragen offner und einfacher, in seiner Güte zuvorkommender, und freier von aller Anmaßung gewesen wäre? Und dieses, was einen Mann von mittelmäßigen Verdiensten zum liebenswürdigen Manne machen würde; wie groß war es nicht an einem Geßner! Wer hätte in ihm den vom Kunstkenner bewunderten Maler, den von allen kultivirten Nationen angebeteten Dichter **), und den von Fürsten gefeierten Mann nur

*) Im Jahre 1787. Geßner wohnte im sogenannten Silwalde, eine starke Meile von Zürich.

**) Daß seine Werke in alle europäische Sprachen, selbst ins Portugisische übersetzt sind, ist bekannt.

nur von weitem geahndet? Gewiß Sie nicht, nicht irgend einer von denen, welche Geßnern würdig und fähig fand, ihn ganz so zu sehen, wie er war. Wären Sie zwanzig Jahre früher zu uns gekommen, so hätten Sie ihn leicht überraschen können, da er mit seinen Kindern spielte, und als Bär vor ihnen auf dem Boden herumkrabbelte. Noch im letzten Jahre war ein Tag, da er mit meinen Kindern, die er wie seine eigenen liebte, sich eine frohe Stunde machte, und vor meinem auf der Geige rakelnden Töchterchen mit seiner, in ihrer Art nicht minder großen, Gattinn tanzte; und ich weiß, unter den vielen Tausenden, welche sich über diese Verletzung der Senatorischen Dignität geärgert haben würden, wäre Biester nicht gewesen. Und dieser gute, edle, liebe Mann, dem es eine Seelenwollust war, einen Menschen um sich zu haben, der die ihm natürliche Sprache verstehen, und auch ohne eine Glorie ihn sehen konnte, war denn doch so gefällig und herablassend, daß er gern sich auch dem Schwachen näherte, gern mit jedem in seiner Sprache redete, in so weit er es thun konnte, ohne der Würde eines weisen Mannes etwas zu vergeben. Tausende drängten sich zu ihm hin, welche für edle Simplicität und wahre Größe keinen Sinn hatten, und welche in ihm nichts als den Dichter, den sie jedoch auch nur dem Klange nach kannten, oder den witzigen Kopf, oder l'homme charmant, oder, was weis ich wen? suchten; und alle giengen von ihm zufrieden fort, ohne daß ein Dritter, welcher wußte, wer Geßner eigentlich war, in seinem Betragen mehr Grund zur Befremdung, als zur Bewunderung gefunden hätte. Wie oft hörte er einem

elen-

elenden Geschwätze von Kunst oder Geschmack mit Geduld und schonender Güte zu, und spann aus dem schlechtesten Rocken unversehens einen Faden hervor, worüber der Eigenthümer des Stoffs, wenn er nicht blind war, erstaunen mußte! Wie gern ließ er dem, der gekommen war, ihn zu sehen, die Gelegenheit, sich ihm zu zeigen, unverdorben, und folgte willig dem Gange eines Gespräches, welches für ihn nichts weniger als unterhaltend seyn konnte! Dafür aber wird er vielleicht über den unmäßigen Ueberlauf bitter geklagt, und seine nahen und fernen Freunde gebeten haben, ihn mit häufigen Zuweisungen (Fürsten und Standespersonen ausbedungen) zu verschonen? — Gewiß denken Sie nicht so von ihm, lieber Biester. Seine Thüre stand jedem Fremden offen; aber keinem drängte er sich entgegen. Von jedem ließ er sich finden; aber er suchte niemand. Klagen von dieser Art hörten seine vertrautesten Freunde von ihm kaum jemals, außer wenn sie ihm mit ihrem Bedauern zuvorkamen; und auch so waren seine Klagen weder bitter, noch wortreich. Ein solcher Mann, wie Geßner war, hängt niemals ganz von äußern Umständen ab; er sucht sein Vergnügen nicht, sondern schafft es sich selbst. Die Lage, in welcher er sich befindet, muß bedauerlich seyn, wenn er davon keinen Vortheil zu ziehen weiß; die Geschöpfe, die ihn umgeben, jämmerlich, wenn er in ihrem Umgange mehr Verdruß, als Behaglichkeit findet. „Ich sehe den Menschen, sagte er einst zu seiner Gattinn, nicht anders an, als wie ein Gemälde; wenn das Gute darin überwiegt, so kann ich es mit Vergnügen betrachten.“ Diese Güte war nicht bloß die Wirkung seines sanften Temperaments,

ments, sondern wahre Lebensweisheit; so sehr auch Geßner ehemals, so wohl in dieser, als in andern Rücksichten, von vielen oft mißkannt ward. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß in den ersten Zeiten seiner schriftstellerischen Laufbahn beinahe die allgemeine Sprache von ihm diese war: Herr Geßner sei ein vortreflicher Poet, und ein guter, guter Mann, aber sonst eben nicht weit her. Ein gewisser sehr berühmter, nun verstorbener, Schriftsteller pflegte ihn von oben herab kaum jemals anders als den Daphnis zu nennen; und ein anderer versicherte: er sei so ganz Genie, daß er, außer seiner Sphäre, kaum drei zusammenzählen könne. O der Menschenkennerei, die den Demant mißkennt, wenn er nicht kostbar gefaßt ist! Solche schiefe Urtheile mochte vielleicht zuweilen Geßner selbst dadurch veranlaßt haben, daß er, zumal in seinen jüngern Jahren, sich um Etikette wenig bekümmerte, und in Geschäften, zu welchen ihn mehr Gewohnheit und Sitten, als ein wesentlicher Nutzen verband, wenn sie mit seinen Neigungen zu sehr kontrastirten, sich gern vernachläßigte. Hierüber gönnte er andern die Freude zu scherzen, und scherzte wohl selbst mit. Ich habe folgende dahin dienende Anekdote aus seinem eigenen Munde. Als er einst an eine Bürgermusterung gieng, und seine jungen bereits versammelten Freunde dem Sänger der Liebe und der Grazien, im kriegrischen Aufzuge von weitem über den Schützenplatz einhergehen sahen, so entstand unter ihnen über den lieben friedlichen Soldaten ein fröhliches Gelächter. Geßner, welcher hierbei einen Fehler auf seiner Seite vermuthete, fuhr, um das Versehen gut zu machen, mit dem Schießgewehr flugs von der linken

Schul-

Schulter auf die rechte über, und war nicht wenig erstaunt, als das Gelächter dadurch zügelloser und allgemeiner ward. Den liebenswürdigen, angenehmen Gesellschafter, und den Mann voll heitern Witzes und originieller Laune, lernten jedoch seine Freunde in ihm bald kennen und lieben. Sein jovialischer Geist entfaltete sich bei Gelegenheit in ihren vertraulichen Zirkeln. Die besten Köpfe drängten sich um ihn her, und hofften, wenn sie mehr als gewöhnlich fröhlich waren, von Geßners reicher Laune etwas zum Besten. Da wurden ihnen oft mit Geist und Salz gewürzte Einfälle, äußerst groteske Scenen und langeReden von der drolligsten Originalität von ihm zu Theil. Bei diesem allen haschte er weder nach dem Kredit eines Spaßmachers, noch eines witzigen Kopfes. Gesellschaftliche Theilnehmung und Gefälligkeit waren es allein, die ihn dazu stimmten, so wie er überhaupt einer der anmaßungslosesten Menschen, und von allem Ehrgeize rein war. So wenig voluminös seine unsterblichen Schriften auch sind, so würden wir wahrscheinlicher Weise kaum die Hälfte davon haben, wenn seine edle Gattinn ihn nicht zuweilen gespornt hätte. Sein Witz war immer heiter, seine Laune gutmüthig, seine Sarkasmen rein von Bitterkeit und Galle, und hatten bei allem Schneidenden doch immer den Anstrich seiner edlen, liebenswürdigen Seele. Wen sie trafen, der würde, wenn er kein Narr war, selbst mitgelacht haben. Auch den großen, hellen Verstand, und den so richtigen als scharfen Blick lernten alle die, welche mit ihm näher bekannt waren, je länger je mehr an ihm bewundern. Zwar urtheilte er, zumal in den letzten Jahren, nur selten; er drängte sich im Gespräche nir-

gends

gends hervor, und der herrschende Laut kam nie von ihm. Aber oft, wenn die Debatten hitziger wurden, und Geßner sich erwärmt fühlte, dann trat auch er sachte, aber fest hinzu, und schlug so treffend und schmetternd auf den Mittelpunkt der Streitfrage, daß sein Wort gewöhnlich das letzte blieb. Aber den Mann, der von seinen großen Talenten, als Mensch und als Bürger, die beste und gewissenhafteste Anwendung machte, kannten selbst viele von seinen Freunden nicht genug. Denn auch hier ward seine Größe durch seine Einfachheit vor vielen Augen in Schatten gestellt. Als Magistratsperson war er nicht gewohnt zu sprechen, bloß um sich hören zu lassen, noch etwas zu wiederholen, was vor ihm schon zehnmal gesagt war, und als Gesellschafter pflegte er nie zu erzählen, was er als Richter gethan hatte. Aber wer ihn einmal öffentlich reden hörte, der fand es schon der Mühe werth, zu horchen, und verlor nicht gern ein Wort. Wer sein Beisitzer in einem engern Kollegium war, der fand in ihm einen Mann, der mit tiefer Einsicht und warmer Theilnehmung über jeden wichtigern oder geringern Gegenstand der Berathschlagung urtheilte, und mit Muth und Festigkeit zu seiner Meinung stand. Und wen etwa ein Zufall zur Stunde einer gerichtlichen Untersuchung in sein Haus geführt hatte, der bewunderte den spähenden Blick, und den eindringenden Geist des Forschers, und erstaunte, den gütigen, nachsichtigen Freund, dessen Geschmack und Urtheil seinem Herzen nicht immer unbestechbar waren, und den holden Sänger der Liebe und jedes sanften Gefühls, als Richter gegen alle Bitten taub, und gegen die verführerische Stimme des Mitleids unbeweglich

zu

zu sehen. Schon vor zwanzig Jahren war Geßner einmal dem Tode ganz nahe. Er genas, und schrieb die herrliche Idylle Daphnis und Chloe. Lesen Sie dieses schöne Stück wieder, es wird Sie nun doppelt entzücken. Seit ungefähr einem Jahre machte die schwankende Gesundheit des theuren Mannes, und verschiedene harte Anfälle von Hypochondrie seine edle Gattinn und Freunde für sein Leben besorgt; und er selbst ahndete zuweilen sein nahes Ende. Indeß erwartete er, wie Ihr Ramler so schön sagt;

gleich eines fremden
Mannes Besuche, den Tod mit Gleichmuth.

Noch in seiner letzten Krankheit verließ ihn die Gegenwart des Geistes und seine fröhliche Laune nicht. Er ward letztern Donnerstag, da er eben aus dem Bette aufstehen wollte, von einem Schlagfluß überfallen, der ihm den rechten Arm lähmte. „Was wollte ich nicht darum geben, sprach er, als er sich wieder erholt hatte, daß es der linke wäre.“ Und zu seinem Arzte, dem Doktor Hirzel, sagte er: „Lieber Doktor, Sie würden sich gewiß halb todt gelacht haben, wenn Sie gesehen hätten, was für ein Geschäft ich hatte, um in die Beinkleider zu kommen, und wie ich immer nebenhin trat.“ Als er sich seinem Ende näher fühlte, suchte er die Hand seiner Gattinn an seine Lippen zu bringen, und sprach zweimal ein zärtliches Adieu. Zuletzt sank er in einen sanften Schlummer, in welchem ich ihn verlassen habe. — — Ach! und nun ist er für uns Erdenbewohner auf immer entschlummert, der Mann, welcher die Wonne seiner Freunde, die Seligkeit seiner Familie, der Stolz seiner Nation, und eine Zierde seines

Jahr-

Jahrhunderts war. Wenige Menschen sterben so beweint, und für noch weniger fallen so reine Thränen. Die meinigen mischen sich unter die heißesten; denn wenigen starb Geßner thränenwerther, als mir. Ich liebte ihn immer herzlich, und fühlte mich nicht weniger von ihm geliebt; aber in diesem letzten Jahre sind sich unsere Seelen noch um vieles näher gekommen. Diejenigen Tage, welche ich im vorigen Sommer bei ihm in seiner ländlichen Wohnung zugebracht habe, gehören zu den seligsten Augenblicken meines Lebens. Ich denke mir ihn so oft und so gern in so mancher individuellen Aeußerung seines guten, liebenswürdigen Herzens. Bald sehe ich ihn, wie wir auf der Bank vor seinem Hause, und er neben uns auf der steinernen Schwelle saß; bald, wie er meinem kleinen Sohne aus Schindeln ein Schiffchen schnitzte; und bald, wie er vom Tische aufstand, seinen Rock auszog, und mir ihn die Treppe hinunter entgegenwarf, als ich in der heißesten Tagszeit des schwülsten Sommers über den Berg zu ihm zurückkehrte, um unsern von uns beiden gleich sehnlich vom Gesundbrunnen zurück erwarteten Steinbrüchel bei ihm zu umarmen. Auch Ihr wahrer, warmer Freund war er, theuerster Biester! Dieß muß Ihnen jedes Wort und jeder Blick von ihm gesagt haben, von dem ersten Augenblick seines Empfangs im Silwalde bis zu dem frohen Momente, in welchem er am Tische zu Thalwyl, im Beiseyn so mancher braven Männer, mit vollem Herzen auf die Gesundheit der Berlinischen Monatsschrift trank.

III.

Abraham Gotthelf Käſtner.

(Bd. 1. Num. 4.)

Wer Käſtnern auf der Sternwarte, in der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, oder in ſeinem Hörſaale, als großen Mathematiker und den Mann von der ausgebreitetſten Gelehrſamkeit bewundert hatte, war höchſt erfreut, nun auch im freundſchaftlichen Kreiſe und in der Mitte ſeiner Hausgenoſſen den liebenswürdigen Geſellſchafter, den guten Rathgeber, den jovialiſchen Menſchen, und den theilnehmenden Freund in ihm kennen zu lernen. Perſonen von den verſchiedenſten Ständen, Greiſe und Jünglinge, auch Kinder, die Käſtnern beſuchten, haben nie bei ihm Langeweile gefunden, ſogar in ſeinem hohen Alter nicht. Eine gewiſſe natürliche Gutmüthigkeit, frohe Laune, und ein feiner Beobachtungsgeiſt, der den gewöhnlichſten Dingen eine intereſſante Anſicht abzugewinnen wußte, endlich auch die in der Jugend ihm eigen gewordene Gewohnheit ſeiner Sitten, machte, daß er gegen manche andere Gelehrte ſehr vortheilhaft abſtach. Nie bemerkte man an ihm eine übele Laune. Immer heiter war ſein Gemüth. Im Umgange mit hohen Standesperſonen war Käſtner nie verlegen, wohl aber, ohne jemals ins Kriechende zu verfallen, ſehr ſorgfältig in Beobachtung der Konvenienzgeſetze, welche der Unterhaltung ihre Form geben. Gern ließ er einem jeden das Seinige, es mochte nun viel oder wenig Gehalt haben. Gegen Perſonen niederen Standes war er liebreich, und weder gebieteriſch, noch gemein.

mein. Frauenzimmer wußte er vortreflich zu unterhalten, denn er ſprach mit ihnen von Dingen, die ſie beurtheilen konnten und mochten, und belehrte ſie, indem er ihnen etwas Verbindliches ſagen zu wollen ſchien. Gegen ſeine Freunde war er offenherzig, höchſt theilnehmend, und ſie konnten auf ſeine Verſchwiegenheit zählen, ſelbſt wenn es Gegenſtände betraf, worüber der witzige Kopf ſich ſonſt nicht leicht zurückhalten kann. So beißend auch manche ſeiner Epigramme waren, ſo gab doch ein perſönlicher Haß, oder Rachſucht nie die Veranlaſſung dazu. Käſtner hatte, wie geſagt, einen ſehr feinen Beobachtungsgeiſt für alles, was ihn umgab, und ein überaus lebhaftes Gefühl für alles Sittliche. Denke man ſich dabei die Fülle ſeines Witzes, die gern jeden Gegenſtand aufſuchte, um ſich entladen zu können, ſo wird man im Stande ſeyn, es ſich zu erklären, daß nicht Mangel an Wohlwollen für ſeine Nebenmenſchen, ſondern daß das Gefühl des Lächerlichen, des Unſchicklichen, des Schlechten, mit einem Wort, daß nur die Handlungen, und nicht die Individuen, welche ſie begiengen, die Veranlaſſung zu ſeinen Epigrammen waren. Und man wird dieß um ſo eher zugeben müſſen, da es bekannt iſt, daß Käſtner ein ſehr religiöſer Mann war, da er im Stillen den Armen viel Gutes that, und ſo mancher ihrem Ruin nahen Familie wieder aufhalf, da man endlich von ihm weiß, daß er ſein Anſehen bei der Landesregierung nie zu irgend jemandes Nachtheil gebraucht hat.

Als der Hofrath und Profeſſor Baldinger, Käſtners Freund, einſtens zu einem auswärtigen Patienten gerufen war, und dieſer, während daß Baldinger noch

auf der Reiſe zu ihm begriffen war, ſtarb, verfertigte Käſtner hierauf folgendes Sinngedicht, welches als ein Pendant zu dem Leſſingſchen Epigramm: Auf den Tod des Dr. Mead, angeſehen werden kann.

Spott des Todes

über den Herrn Hofrath Baldinger.

Sonſt hat er mich immer um Kranke gebracht,
Nun hab' ich ihn einmal zu Schanden gemacht.
Weg hatt' ich den Kranken, noch eh' er gekommen,
Sonſt hätt' er mir warlich auch dieſen genommen.

Als Käſtner einmal mit dem Hofrath Baldinger und der Familie deſſelben in Minden zum Beſuch war, und alle daſelbſt bei dem Herrn von Einem übernachteten, wurde den andern Morgen früh die Bemerkung gemacht, daß in Käſtners Zimmer das Bette, worin er geſchlafen, mit dem Kopfe zu den Füßen des Bettes der beiden Töchter Baldingers in dem daran ſtoßenden, nur durch die Wand davon getrennten, Zimmer gekehrt war. Dieß gab in dem frohen Zirkel viel Stoff zum Lachen, und Käſtner verfertigte folgendes Sinngedicht:

Im deutſchen Muſeum zu Minden. 1781.

Ein Mann, den manches Buch berühmt gemacht,
Vergaß allhier Verſtand und Wiſſen,
Und lag die ganze lange Nacht
Zu zweier Damen Füßen.

Die

Die Frau Hofräthinn Baldinger hatte Käſtnern ſchriftlich auf den morgenden Tag eingeladen, bei ihr der Leiche eines Truthahns zu folgen, der fröhlich in dem Magen begraben werden ſolle. Käſtner, welcher gerade damals unpäßlich war, ſchrieb zur Antwort:

Wär' ich auch morgen nicht zu haben,
Den Truthahn fröhlich zu begraben,
So ſende nicht herum nach Krüppeln und nach Zwergen,
Ganz nah' haſt du ja Lichtenbergen.

Käſtner wollte mit der dritten Zeile ſeine eigene Schwachheit andeuten und ſagen, Lichtenberg habe eben ſo viel Witz und Laune als er, und ſchicke ſich morgen beſſer zur Geſellſchaft.

Die beiden Töchter des Hofrath Baldinger führten als Kinder mit ihren Geſpielinnen zuweilen kleine Komödien auf, bei welchen Käſtner ſich hin und wieder als Zuſchauer einfand. Sie wählten faſt lauter Stücke, in denen nur Mädchen vorkamen. Käſtner verfertigte folgenden Epilog, welchen die älteſte Tochter Amalia herſagen mußte:

Daß bei den Spielen, die ihr ſahn,
Kein Jüngling auf den Schauplatz trat,
Das kann euch Herren dort belehren,
Wie leicht wir Damen euch entbehren.

Aus dem Naturalienkabinet in Göttingen war eine Stufe von beträchtlichem Werthe, die in einem eigenen Kaſten aufbewahrt lag, entwendet worden. Der Profeſſor, welcher die Aufſicht über das Naturalienkabinet hatte, bekam ſeiner Unachtſamkeit wegen einen ziemlich bittern Verweis von der Regierung. Einige Zeit dar-

auf äußerte dieſer in Käſtners Beiſeyn, er wiſſe nicht, wozu er nun den ledigen Kaſten gebrauchen ſolle. „Da will ich Ihnen einen guten Rath geben, antwortete Käſtner geſchwind; legen Sie die große lange Naſe hinein, die Sie bekommen haben.“

Als der bekannte Bendavid den berühmten Käſtner um ein Zeugniß über ſeine Kenntniſſe in der Mathematik gebeten hatte, erhielt er eins in folgenden Worten: „Ich bezeuge, daß Hr. Bendavid in Rückſicht ſeiner mathematiſchen Kenntniſſe auf jede Profeſſorſtelle Anſpruch machen kann, außer auf die meinige.“

Die Kaiſerinn von Rußland, Katharina die Zweite, beſchenkte den Leibmedikus Zimmermann in Hannover mit dem Wladimirorden der zweiten Klaſſe. Käſtner, der immer ein Antagoniſt von Zimmermann geweſen war, verfertigte darüber folgendes Epigramm:

Vom Ritter mit dem großen Orden
Hört' ich unlängſt, er ſei ein Narr geworden.
Des Beſſern ward ich bald berichtet:
Unlängſt geworden, war erdichtet.

Als der verdienſtvolle Kurator der Univerſität Göttingen, der Miniſter von Münchhauſen geſtorben war, wurde bei der Akademie eine Gedächtnißfeier veranſtaltet, bei welcher die Profeſſoren Käſtner und Murray Reden zu halten hatten. Sie bekomplimentirten ſich über den Vorrang, bis endlich Murray ärgerlich wurde, und zu Käſtnern ſagte, er habe noch ein Geſchäft, und daher werde Käſtner zuerſt ſprechen. Einige Augenblicke darauf gieng er fort, und Käſtner benutzte dieſe, um den Anfang von Murray's Rede abzuſehen. Er

trat

trat nun auf, sprach über die Verdienste des Verstorbenen, und schloß mit den Worten: „Aber beweiset Seelenstärke, und weinet nicht, ihr Brüder!“ Gleich darauf trat Murray in die Versammlung, und begann seine Rede mit Pathos: „Weinet, ihr Brüder!“ Eine natürliche Folge dieses Anfanges war, ein allgemeines Gelächter.

Kästner lebte mit dem Professor Murray in beständigem Zwiespalt. Einst waren die Studenten mit einigen neuen Einrichtungen auf der Universität unzufrieden, und es fielen Unruhen vor. Gerade in dieser Zeit der Gährung mußte Murray verreisen, und da er gern von dem Ausgange dieser Mißhelligkeiten während seiner Abwesenheit unterrichtet seyn wollte, so bat er Kästnern, ihm davon Auskunft zu geben. Kästner schrieb ihm bald darauf: „Seit Sie aus Göttingen fort sind, ist kein unruhiger Kopf mehr daselbst.“

Kästner erhielt einst ein sehr schlechtes Trauerspiel zum Durchlesen, um darüber sein Urtheil zu fällen. Er schrieb darauf:

Den Zweck des Trauerspiels, den weiß er zu erreichen:
Das Mitleid mit dem Stück, und Furcht vor mehr dergleichen.

IV.

Gottlob Wilhelm Burmann.

(Bd. 1. Num. 5.)

Burmann war ein Freund der Gaben des Bakchus, und wenn es nur irgend seine Kasse erlaubte, besuchte er in Berlin einen wegen seiner vorzüglich guten und unver-

verfälschten Weine bekannten Weinkeller. Der Wirth dieses Kellers hieß Hippel. Eines Abends, im Monat März, hatte Burmann sich auch dort eingefunden und sich am edlen Rebensaft erquickt, als einer seiner Bekannten in die Weinstube trat, und ihn aufforderte, doch gleich einen Reim aus dem Stegreife zu machen. Burmann, der noch Appetit zum Trinken hatte, besann sich keine Sekunde, sondern recitirte sogleich nachstehende Reime:

Es singt noch keine Nachtigall,
Es schlägt noch keine Wachtel,
Ich aber ruf' mit lautem Schall:
Herr Hippel, noch ein Achtel!

V.

Martin Luther.

(Bd. I. Num. 9.)

Fürst Joachim von Anhalt (1509 geb. 1561 gest.) war ein sorgsamer, wirthschaftlicher, bauliebender Regent, hatte, wie seine Brüder Johann II. und Georg III., studirt, und besaß, wie sie, Gelehrsamkeit, Scharfsinn, und edle Denkungsart. Nur liebte er von Jugend auf die Einsamkeit, und hatte einen Hang zum schwermüthigen Tiefsinn. In solcher Gemüthsstimmung ergoß er sich dann zuweilen in Klagen. Darüber schrieb ihm Luther im J. 1534 folgenden vortreflichen Brief. „Daß ich zuweilen gedenke, es möchte auch wohl die Melancholia und Schwergemüth oft Ursach seyn zu solchen Schwachheiten, darum wollt ich Ew. Fürstl. Gnaden als

einen

einen jungen Mann vermahnen, immer fröhlich zu seyn, zu reiten, jagen, und Anderer Gesellschaft sich befleißigen, die sich göttlich, christlich und ehrlich mit E. F. G. freuen können. Denn es ist doch ja die Einsamkeit und Schwermuth allen Menschen eitel Gift und Tod, sonderlich einem jungen Menschen. So hat auch Gott geboten, daß man solle fröhlich seyn vor ihm, und will kein trauriges Opfer haben, wie das im Mose oft geschrieben stehet, und Pred. Sal. 12. sagt: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn.“ Es glaubt niemand, was Schaden es thut, einem jungen Menschen Freude wehren, und zur Einsamkeit oder Schwermuth Ursach geben. Sich freuen in Ehren und Züchten ist die beste Arzenei eines jungen Menschen. Ich, der ich mein Leben mit Trauren und Sauersehn habe zugebracht, suche itzt und nehme Freude an, wo ich kann. Ist doch Gottlob! so viel Erkenntniß, daß wir mit gutem Gewissen können fröhlich seyn, und mit Danksagung seiner Gaben gebrauchen, dazu er sie geschaffen, und Wohlgefallen daran hat; denn ich fürwahr gedenke, E. F. Gn. möchten zu blöde seyn, sich fröhlich zu halten, als wäre es Sünde, wie mir oft geschehen, auch noch wohl zuweilen geschieht. Wahr ists, Freude in Sünden ist der Teufel; aber Freude mit guten frommen Leuten in Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zötlein zu viel ist, gefällt Gott wohl. E. F. G. seien nur immer fröhlich, beide inwendig in Christo selbst, und auswendig in seinen Gaben und Gütern. Er wills so haben, ist darum da, und giebt darum uns seine Güter, daß wir sollen fröhlich seyn, und ihn loben, lieben und danken immer

und ewiglich. Schwermuth und Melancholia wird das Alter und andere Sachen wohl überflüßig bringen. Christus sorget für uns, und will uns nicht lassen."

Niemand, sagte Luther einmal, kann ausrechnen, was es Gott stehe, das er ausgiebt. Ich halte, es koste Gott mehr, nur die Sperlinge ein Jahr zu erhalten, denn der König zu Frankreich ein Jahr Einkommens hat.

Gott kann alle Handwerk aufs allerbeste und fertigste. Denn mit seiner Schneiderei macht er einem Hirsch einen Rock, damit er sich bedeckt, und trägt ihn in neunhundert Jahren, daß er nicht zerreißt von ihm selbst. Als ein Schuster giebt er ihm Schuhe an die Beine, die Klauen, die währen viel länger als er selbst. Also ist er ein Koch zum Feuer, welches ist die Sonne, die alles kocht und garmacht.

Dem gemeinen Mann und Haufen gefällt nichts besser, denn Gesetz und Exempel predigen, ihm ist auch nichts nutzer. Wenn man vom Artikel der Rechtfertigung prediget, so schläft das Volk und hustet; wenn man aber anfähet, Historien und Exempel zu sagen, da recken beide Ohren auf, ist still und hört fleißig zu.

Die Bauern sagten zu den Visitatoren, da sie ihnen vorwarfen, daß sie doch einen Viehhirten müßten ernähren, warum sie nicht auch wollten ihren Pfarrherrn ernähren: „Ja, einen Hirten müssen wir haben."

Ich wollt, daß keiner zu einem Prediger erwählt würde, er wäre denn zuvor Schulmeister gewest. Jetzt wollen die jungen Gesellen von Stund an Prediger werden, und fliehen der Schulen Arbeit. Aber wenn einer hat Schule gehalten, ohngefähr zehn Jahr, so mag er

mit

mit gutem Gewissen davon lassen; denn die Arbeit ist zu groß, und man hält sie geringe. Es ist aber als viel in einer Stadt an einem Schulmeister (Schulmanne) gelegen, als am Pfarrherrn. Bürgermeister, Fürsten und Edelleute können wir gerathen, Schulen kann man nicht gerathen. Man siehet heut, daß kein Potentat und Herr ist, er muß sich von einem Juristen und Theologen regieren lassen; sie können selbst nichts, darum muß alles aus den Schulen herfließen. *)

Wer regieren will, der muß bisweilen durch die Finger sehen, nicht alles schnurgleich und nach seinem Kopfe machen wollen. Wer das nicht kann, der taugt zum Regiment nicht.

Man soll niemand, auch zu rechtem, Gottesdienste zwingen. Die das thun, thun als Tyrannen, was sie wollen, nicht was sie sollen und zu thun schuldig sind.

Der Bischof zu Mainz, erzählte Luther, rühmet sich, er hätte eine Flamme vom Busche, den Moses hat sehen brennen. Zum finstern Stern zu Compostel in Spanien wird gezeigt die Fahne, die Christus in der Hölle gehabt hat. Ein Pfaff in Italien verkaufte an fünf andächtige Deutsche Reliquien, nemlich er gab jedem ein Bein von einem Esel, und versicherte, es sei von dem Esel, auf welchem Christus geritten, und ließ sich Verschwiegenheit angeloben, bis sie über die Grenze seyn würden. Da sie nun die Grenze passirt waren,

und

*) Vergl. Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts ꝛc. Sechste Ausgabe. Th. 3. S. 107 — 109.

und fanden, daß jeder ein Bein hatte, wunderten sie sich höchlich, daß der Christusesel fünf Bein gehabt. In England hatten Mönche ein Kruciﬁx zugericht, mit Registern und Zügen hinten im Rücken, daß sichs hatte mit dem Angesicht, Munde, Lippen, Nicken und Winken können regen, und viel Leute damit betrogen, als wäre es der höchste Gottesdienst. Josephs Hosen hat man hier zu Wittenberg gezeigt. Der Papst nimmt jährlich in England ein Petrinchen d. i. zwei Groschen, das hat gemacht bei 900,000 Gulden. Ach, lieber Gott! welcher Edelmann, Bürger, Bauer u. s. w. dankt unserm Herrgott doch einmal darum, daß er uns von solcher Schinderei und Betrug erlöset hat.

Einst fragte jemand Luthern, warum die Papisten mehr von dem Apostel Petrus als Paulus hielten? „Ja, versetzte Luther, Paulus hatte nur das Schwert, Petrus aber die Schlüssel, und es ist ihnen mehr an den Schlüsseln, als an dem Schwerte gelegen; denn mit den ersteren können sie alle Kisten und Kasten aufschließen und ausleeren.“

Luther sang gern über und nach Tische. Hatte er gute Freunde bei sich, und war über gelehrte Sachen lange genug gesprochen worden, so veranstaltete er Musik und Gesang, der denn freilich nach damaliger Zeit weniger kunstmäßig, als kraftvoll war. Sie sangen allerlei, auch oft lateinische Oden, besonders auch Stellen aus dem Virgil (Aen. IV. 651 sqq.) Dulces exuviae, dum fata deusque sinebant etc. „Philipp, sagte er dann oft zu Melanchthon, brummt doch auch mit drein!“

Una

Unter den Linden zu Berlin hatte ein Kupferstecher an den Fenstern seines Ladens verschiedene Kupferstiche, und unter andern auch eine gewandlose Venus, dicht daneben aber das Bildniß Doktor Luthers hingehangen, und zufälliger Weise traf es sich, daß Luther das Gesicht von der schlummernden Liebesgöttinn abwandte. Ein witziger Kopf, der dieß gewahr wurde, nahm ein Blättchen Papier, befestigte es über Luthers Kupferstiche, und schrieb folgendes Impromtu darauf:

Hier steh' ich Doktor Martin Luther,
Und neben mir, zwei Spannen weit,
Liegt Venus, ganz zur Lust bereit;
Ich aber denk': Hand von der Butter!

VI.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

(Bd. I. Num. II.)

Gleim war ein abgesagter Feind aller Reime auf seinen Nahmen. In einer Gesellschaft mehrerer schönen Geister zu Halberstadt, in welcher sich auch der Bürgermeister S.. aus N.. befand, wurden bei Tische Verse aus dem Stegreife gemacht. Der Bürgermeister S.. nahm ein volles Glas und begann:

Hoch

Hoch lebe Vater Gleim!
Er ist der Freundschaft Leim.

Gleim erwiederte sogleich:

Und der Herr Bürgermeister,
Er ist der Freundschaft Kleister!

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jördens, Carl Heinrich,

Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten

Bd.: 2. (1812). - VII, 380 S.

Leipzig 1812

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Coll.vit.o.26(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11708808-1